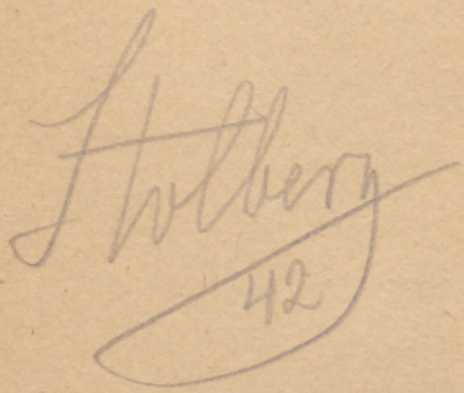
MACHIAVELLI

POLITIK UND STAATSFÜHRUNG

KRÖNER

MACHIAVELLI


Holberg
42

Kröners Taschenausgabe

Band 173

NICCOLO MACHIAVELLI

Ausschnitt aus einem Gemälde von Santi di Tito
Palazzo Vecchio, Florenz

MACHIAVELLI

GEDANKEN ÜBER POLITIK UND STAATSFÜHRUNG

Übersetzt und herausgegeben
von
Rudolf Zorn

ALFRED KRÖNER VERLAG · STUTTGART

BIBLIOTEKA
UNIWERSYTECKA
W TORUNIU

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Spamer A.-G. in Leipzig 1941

INHALT

Einleitung des Herausgebers VII

Vorbemerkungen für den Leser LXII

—

Widmung Machiavellis 1

ERSTES BUCH

Innere Politik 3

ZWEITES BUCH

Äußere Politik und Krieg 85

DRITTES BUCH

Staatsführung 137

—

Erläuterungen 219

Quellen und Schrifttum 227

EINLEITUNG

I.

Niccolò Machiavelli gehört zu den großen Geistern, die unser Weltbild an entscheidender Stelle mitgeformt haben. Seine einmalige Leistung wirkt noch bis in unsere Tage hinein nach, trotzdem sein Leben und Schaffen heute bereits vierhundert Jahre zurückliegt und einer Epoche angehört, die mit der unseren nur wenig verwandte Züge besitzt: der italienischen Renaissance. Ja, dieser Bürger und Sekretär der Republik Florenz verkörpert in seinem Denken und Fühlen so sehr den Typus des Renaissance-Menschen, daß er aus dem Bilde, das wir uns von jener Epoche machen, nicht mehr wegzudenken ist. Zupackender Tatmensch und stiller Betrachter, phantasievoller Dichter und nüchterner Denker, Naturfreund und gelehrter Büchermensch, harter Realist und ideenbesessener Schwärmer, Katholik und Gegner des Papsttums, Freiheitskämpfer und Bewunderer tyrannischer Macht, Diener der Republik und Freund ihrer Verächter, Genießer aller Daseinsfreuden und disziplinierter Arbeiter, Liebhaber galanter Mädchen und besorgter Familienvater – alles, was uns heute gegensätzlich und widerspruchsvoll erscheint, umschloß die Vielfalt seines Wesens. Und trotzdem wäre es unrichtig, ihn eine zerrissene, problematische Natur zu nennen. In einer naiven und rätselhaften Harmonie wußte er alle Widersprüche zu vereinen. Er war sich ihrer zwar wohl bewußt, doch empfand er sie als den mannigfachen Ausdruck der Natur und sich selbst als eine Naturkraft, die

außerhalb aller Maße steht und die Gutes und Böses, Ernstes und Heiteres, Bedeutendes und Nichtiges harmonisch in sich birgt. So schrieb er einmal, am 31. Januar 1514, an seinen Freund Francesco Vettori, den florentinischen Gesandten in Rom:

„Wer unsere Briefe sähe, verehrter Gevatter, und ihre Verschiedenartigkeit gewahr würde, müßte sich höchlichst verwundern. Denn bald würden wir ihm den Eindruck von ernsten Leuten machen, die sich nur mit bedeutenden Dingen abgeben, und denen nur große und ehrbare Gedanken in den Sinn kommen; bald, wenn er das Blatt umwendet, würde er dieselben Leute leichtfertig, flatterhaft, frivol und mit Nichtigkeiten beschäftigt finden. Mag dies Betragen auch manchem tadelnswert vorkommen, mir scheint es löblich, denn wir folgen darin dem Beispiel der Natur, die auch mannigfaltig ist, und wer sie zum Vorbild nimmt, kann keinen Tadel verdienen."

Dieses Beieinander der gegensätzlichsten Strömungen, Gedanken und Richtungen ist typisch für die ganze Epoche, die in den Büchern der Kunst und der Geschichte als „Renaissance" fortlebt; es gehörte zu jenem neuen, hinreißenden Lebensgefühl, das seit dem 14. Jahrhundert Italien durchpulste. Ein gewaltiger Umbruch hatte eingesetzt. Die Grundfesten der mittelalterlichen Welt wurden erschüttert, man suchte nach neuen Formen. Der mittelalterliche Mensch hatte sich nur als Glied der großen kirchlichen Gemeinschaft gefühlt, die Welt war für ihn Vorbereitung zum Jenseits gewesen, zu dem ihm die Kirche die Tore öffnete. Nun kommt er zum Bewußtsein seiner Persönlichkeit, er entdeckt das Individuum. Und eben diese Entdeckung trennt die Renaissance vom Mittelalter, sie erzeugte ein neues Lebensgefühl und Lebensideal. Der Mensch strebte hinaus aus der Enge der mittelalterlichen Welt, erkennt keine Grenzen mehr an, die einst heilige Scheu errichtet. Alles wird einbezogen in den Kreis himmelstürmenden Denkens und grenzenlosen Strebens. Gedanken und Bemühungen gelten nicht mehr dem seligen Leben im Jenseits; das irdische Glück, die Entfaltung und Vollendung

der Persönlichkeit im Diesseits ist Ziel. Allerdings ist daneben überall noch das Mittelalter spürbar, hinter aller Daseinsfreude zittert eine gewisse Lebensangst und Unruhe, die sich nach Frieden mit Gott sehnt; trotzdem nimmt man inbrünstig den diesseitigen Geist der Antike auf. Die antike Philosophie, die griechische Kunst wird als Vorbild der Weisheit und Schönheit verehrt, Zweifel an der Allgemeingültigkeit der jüdisch-christlichen Moral werden laut. Ohne Voraussetzung und ohne Bedenken steht man dem Leben und seinen Aufgaben gegenüber. Es kommt nur darauf an, sich zu behaupten und durchzusetzen, spielend alle Schwierigkeiten zu bewältigen. Aus der Objektivität, mit der man den Erscheinungen des Lebens entgegentritt, entspringt die fühllose technische Routine, mit ihnen fertig zu werden. Man hat im Gegensatz zur Einheit der mittelalterlichen Kultur keinen Standpunkt und keinen Mittelpunkt mehr. Daher ist es möglich, die entgegengesetztesten Dinge zu vertreten und alle Gegensätze in sich zu vereinigen.

Männer von ausgeprägtester Eigenart, Dichter und Gelehrte von umfassendstem Wissen stehen auf. Sie treten nicht mehr als Namenlose hinter das Werk zurück, das sie noch immer zum höheren Ruhm der Kirche schaffen, sie streben nach eigenem künstlerischem und literarischem Ruhm. Dem Humanisten, dem Gelehrten, der sich dem Studium des „homo" widmet und sich nicht mehr mit unfruchtbaren theologischen Untersuchungen beschäftigt, wird höchste Achtung gezollt. Das neue Persönlichkeitsideal des „uomo universale", des vielseitigen Bildungsmenschen, und des „cortegiano", des vollendeten Weltmanns, entsteht. Man ist Kaufmann, Politiker, Dichter und Gelehrter in einer Person, und Männer, die gleichzeitig Ingenieure, Architekten, Bildhauer und Maler sind, sind keine Seltenheit. Dazu tritt eine bewußte Lebenskunst und die Freude an einer verfeinerten Geselligkeit. Sogar die Kleidermode wird individueller Ausdruck der Persönlichkeit. Man vertritt kosmopolitische Ideen, die sich zuerst bei den zahlreichen Emigranten herausgebildet haben,

welche freiwillig oder unfreiwillig aus politischen Gründen ihre Städte verlassen hatten. Aber auch leidenschaftliche Kämpfe um die Kirchturmpolitik der eigenen Stadt erhitzen die Gemüter. Der Mangel eines gemeinsamen Mittelpunkts entfesselt das Individuum und erlaubte jedem alles, der es sich kraft seiner Persönlichkeit leisten konnte. Die mittelalterliche Gesellschaftsordnung, in deren Mittelpunkt die Kirche stand, hatte sich aufgelöst. An ihre Stelle waren einzelstaatliche Gebilde getreten mit absoluter Herrschergewalt und absoluter Gesetzlichkeit, und statt des christlichen Geistes herrschte die Politik, deren einziges Ziel der Erfolg und die Macht waren.

Der ungehemmte Taten- und Selbständigkeitsdrang kraftvoller Persönlichkeiten hat das damalige Italien in eine Unzahl kleinerer und größerer Staatengebilde zersplittert und in einem heillosen Zustand politischer Zerrissenheit gehalten. „Zwischen Papsttum und Hohenstaufen", sagt Jacob Burckhardt, „war eine Menge politischer Gestaltungen – Städte und Gewaltherrscher – teils schon vorhanden, teils neu emporgekommen, deren Dasein rein tatsächlicher Art war. In ihnen erscheint der moderne europäische Staatsgeist zum erstenmal frei seinen Antrieben hingegeben; sie zeigen oft genug die fessellose Selbstsucht in ihren furchtbarsten Zügen jedes Recht verhöhnend, jede gesunde Bildung im Keime erstickend; aber wo diese Richtung überwunden oder irgendwie aufgewogen wird, da tritt ein neues Lebendiges in die Geschichte: der Staat als berechnete, bewußte Schöpfung, als Kunstwerk. In den Städte-Republiken wie in den Tyrannen-Staaten prägt sich das Leben hundertfältig aus und bestimmt ihre innere Gestalt sowohl als auch ihre Politik nach außen."

Condottiere werden zu Staatsgründern, die illegitime Erbfolge ist an der Tagesordnung. „In unserem veränderungslustigen Italien", schrieb um 1450 Enea Silvio, der nachmalige Papst Pius II., „wo nichts feststeht und keine alte Herrschaft existiert,

können leicht aus Knechten Könige werden." Es gab zwar noch Stadtrepubliken, aber ihr Stern war im Sinken. In endlosen Parteifehden gelang es fast immer einem einzelnen, die Macht an sich zu reißen. Die Bürger fanden sich damit ab, man wußte zu gut, daß man nur den Herrn wechseln würde. Der absolute Herrscher, der niemand Verantwortung schuldete, war im Grunde das gleichermaßen ersehnte und gefürchtete Ideal der Zeit. Im Schatten des Gewaltherrschers entfaltete sich die Allmacht der Geheimschreiber, der Beamten. „Lo stato" hieß der Herrschende zusammen mit seinem Anhang, ein Begriff, der später die Bedeutung des gesamten Daseins eines Territoriums usurpieren durfte (Burckhardt). Die Herrschenden lernten alle Hilfsquellen und Hilfsmittel kennen, durch die die Macht erobert und gehalten wird. Leben und Prinzip der kleinen italienischen Fürsten wird am besten charakterisiert durch einen Ausspruch des Pandolfo Petrucci, des Herrn von Siena, der Machiavelli gegenüber bekannte: „Ich regiere bloß für den Tag und beurteile, um nicht zu irren, die Geschäfte nach ihrem stündlichen Wechsel. Denn diese Zeiten sind mächtiger als unser Gehirn."

Wohl lebte in den besten Köpfen die Sehnsucht nach einer Einigung Italiens, nach einem einheitlichen Nationalstaat. Schon Dante und Petrarca hatten sich dafür begeistert, und Machiavelli erwartet ihn aus der eisernen Faust eines großen Herrschers. Doch im Italien der Renaissance war kein Raum für die Gestaltung des nationalen Staates. Ein Blick auf seine politische Karte um 1500 verrät die Ursache. Fünf größere staatliche Gebilde zerteilen die Halbinsel: im Süden das Königreich Neapel, in Mittelitalien der sich quer durch die Halbinsel hinziehende Kirchenstaat, im Nordosten die Republik Venedig, im Nordwesten das Herzogtum Mailand, und, umgeben von den anderen, zu beiden Seiten des Arno, die Republik Florenz, an Gebiet zwar etwas kleiner als die übrigen vier, aber durch Reichtum und Einfluß nicht weniger bedeutend als diese. Politisch unabhängig und an

Macht einander fast ebenbürtig, war keiner dieser Staaten stark genug, um eine Eingliederung der übrigen zu erzwingen. Vor allem machte es der Kirchenstaat unmöglich, daß etwa ein Staat die anderen unterwerfen konnte; denn der Krieg gegen das Gebiet des Papstes bedeutete ja nicht nur einen Kampf gegen eine weltliche Macht, sondern zugleich gegen die katholische Kirche. Oft genug führte Machiavelli darüber bewegte und bittere Klage, indem er allein der Kirche die Schuld gab an der Zerrissenheit und dem Verfall Italiens.

Während der Kämpfe nach außen herrschten auch im Innern der Städte und Staaten Verfall und Verwirrung. Überall zeigten die Verfassungen Auflösungstendenzen. Venedig und Florenz waren nur dem Namen nach Republiken. In jenem herrschte ein oligarchisches Regiment, in diesem lag die Macht in den Händen des hochgekommenen Bankiergeschlechts der Medici. Räte und Ausschüsse verwirren und verdecken die Verantwortung. Die rivalisierenden Adelsgeschlechter liefern sich blutige Familienfehden, oder es kämpfen einzelne Parteien mit wildem Gezänk um die Macht. Daneben bilden häufig die Heere einen Staat im Staat. Söldner und Condottiere wechseln ihren Herrn, oft nehmen sie Bezahlung von beiden Parteien. Überall herrscht Lug und Trug, nichts ist berechenbar, es gibt keine Sicherheit für Leib und Leben. Parteihader und innere Zerrissenheit lockt nach dem Tod des Lorenzo Magnifico fremde Herren ins Land; französische, deutsche und spanische Heere schlagen sich um Italiens Städte. Ein ganzes Volk taumelt zwischen Selbstzerstörung und Fremdherrschaft.

II.

In dieser Zeit heilloser politischer Verwirrung und höchster kultureller Blüte wurde Machiavelli am 3. Mai 1469 in Florenz geboren, im gleichen Jahr, in dem Lorenzo und Giuliano Medici zur Macht kamen. Florenz war damals der Brennpunkt Italiens, Herz und Hirn der großen Wiedergeburt. Hier wurde der Kampf zwischen der alten und neuen Ordnung ausgefochten, von hier gingen die großen Künder der Renaissance aus, hier sammelte sich alles, was im damaligen Italien Bedeutung hatte. Alle großen Namen dieser Zeitwende sind mit Florenz verbunden. Seine Sprache, der toskanische Dialekt, wird zur Sprache Italiens, die Stadt selbst zur Wiege der nationalen Literatur der Italiener, hier reifte der neue Kunststil zu den edelsten Formen, hier kam das Lebensgefühl zur intensivsten Entfaltung. In Florenz entwickelte sich das erste moderne Staatswesen. „Hier treibt ein ganzes Volk das, was in den Fürstenstaaten Sache einer Familie ist. Der wunderbare florentinische Geist, scharf räsonierend und künstlerisch schaffend zugleich, gestaltet den politischen und sozialen Zustand unaufhörlich um und beschreibt und richtet ihn ebenso unaufhörlich. So wurde Florenz die Heimat der politischen Doktrin und Theorie, der Experimente und Sprünge, aber auch, mit Venedig, die Heimat der Statistik und allein und vor allen Staaten der Welt die Heimat der geschichtlichen Darstellung im neueren Sinn" (Burckhardt).

Um 1500 zählt Florenz über hundertzwanzigtausend Einwohner, das damalige Nürnberg kaum zwanzigtausend. In bewußter Planung hat es sich städtebaulich zur Großstadt und kulturell zur Weltmacht entfaltet. Es entstanden die geräumigen Plätze, prunkvollen Kirchen, stolzen Regierungsgebäude, Bürgerpaläste und Loggien, die wir heute noch bewundern. Es gab hohe und niedere Schulen, öffentliche Bibliotheken, Krankenhäuser, Provianthäuser, eine Münze, sogar eine ständige Feuerwehr. Das gesellige Leben wurde in den Ateliers der Künstler, literarischen

Zirkeln und politischen Klubs gepflegt. Ungeheure Reichtümer sammelten sich in der Stadt. Sie hatte zwar keinen unmittelbaren Anteil an den blühenden Transportreedereien von Genua, Pisa, Venedig, doch war es den Florentinern frühzeitig gelungen, den großen Geldverkehr der damaligen Zeit über die eigenen Banken zu leiten, und vor allem die Medici als erfolgreiche Bankiers hatten es verstanden, die weitverzweigten Finanzangelegenheiten der päpstlichen Kurie zu Rom in die Hand zu bekommen. Florentiner Geschäftsleute und Tuchfabrikanten hatten ihre Filialen und Agenturen in der ganzen damals bekannten Welt.

In erster Linie waren es die beiden Medici, Cosimo und sein Enkel Lorenzo, die dieser Stadt den Stempel aufdrückten und darüber hinaus das Gesicht ihrer Zeit bestimmten, die als „mediceisches Zeitalter" in der Geschichte weiterlebt. Sie waren die Bannerträger der neuen Ideen und die anerkannten Führer in allen geistigen und künstlerischen Dingen. Die bedeutendsten Künstler und Gelehrten des Jahrhunderts zogen sie nach Florenz und waren deren freigebige Mäzene. Besonders Lorenzo, selbst begabter Poet, war der geistige Mittelpunkt eines Künstler- und Gelehrtenkreises, wie er sich kaum ein zweites Mal in der Geschichte der Menschheit gleichzeitig in einer Stadt zusammenfand. Die Maler Benozzo Gozzoli, Pollajuolo, Ghirlandajo, Botticelli, Perugino, Luca Signorelli, der Bildhauer Verrocchio, der auch malte, der fünfzehnjährige Michelangelo – sie alle wurden mittelbar oder unmittelbar von Lorenzo beschäftigt oder begünstigt. Zu seinem nächsten Freundeskreis gehörten Dichter wie Angelo Poliziano und Gelehrte wie Pico della Mirandola und Marsilio Ficino, deren Namen Weltruf genossen.

In dieser Atmosphäre erlebte Machiavelli seine Jugend, von der wir allerdings wenig wissen. Die großen Architekten und Maler scheinen ihn nicht berührt zu haben; denn nirgends in seinem späteren Werk findet sich eine Andeutung hiervon. In seiner „Geschichte von Florenz" erwähnt er sie nicht einmal als Schütz-

linge Lorenzos, während er den großen Gelehrten seiner Vaterstadt diese Ehre erweist; sie haben ihm nähergestanden. In seinen Briefen und Schriften zeigt sich, daß er ein gründlicher Kenner der Literatur und Geschichte war. Er hatte sich eingehend mit den meisten römischen Dichtern, Philosophen und Geschichtsschreibern befaßt und von den Griechen kannte er – wohl nur aus lateinischen oder italienischen Übersetzungen – Aristoteles, Plutarch, Xenophon, Herodot, Thukydides, Polybius und noch manche andere. Auch Jurisprudenz scheint er studiert zu haben; sonst hätte ihn seine Familie nicht in einem Rechtsstreit gegen die Pazzi als Sachwalter bestellt. Offensichtlich genoß er den Bildungsgang, der seiner Herkunft als Sohn eines Rechtsgelehrten von einigem Ansehen und Vermögen entsprach. Daneben war er praktisch mit der Verwaltung des Familienguts der Machiavelli beschäftigt, das ihm später, obwohl er nicht der älteste Sohn war, aus dem elterlichen Erbe zufiel. Sicherlich hat er schon während seiner Jugendjahre mit wachem Interesse die politischen Ereignisse seiner Vaterstadt verfolgt. Die Anschaulichkeit der Schilderung und die souveräne Beherrschung der verwickelten geschichtlichen Vorgänge und Zusammenhänge verraten intensivstes Miterleben und sind wohl das Ergebnis der Jugendeindrücke. Die Beschäftigung mit der Politik gehörte ja auch zur Tradition der Familie; denn die Machiavelli, eine guelfisch gesinnte Bürgerfamilie von vormals adeliger Herkunft, scheinen von jeher politisch interessiert gewesen zu sein und hatten der Republik eine ganze Anzahl von Prioren und einige Gonfalonieren gestellt.

In seiner Auffassung der Geschichte und der Staatskunst spiegeln sich naturgemäß die Vorgänge wider, deren Zeuge er gewesen war. Mit neun Jahren erlebt er die blutige, vom Papst unterstützte Verschwörung der Familie Pazzi gegen das Regiment der Medici. Die beiden Enkel des großen Cosimo, Lorenzo und Giuliano, hatten sich allzu selbstherrlich über die Rechte des alten Stadtadels hinweggesetzt, doppelt unvorsichtig in einem Staat, der

immerhin noch dem Namen nach Republik war. Giuliano wurde von den Verschwörern erdolcht, Lorenzo entkam verwundet. Der Aufstand der Pazzi wurde niedergeschlagen, die Rädelsführer wurden gehenkt. (Mit eindringlicher Anschaulichkeit beschreibt Machiavelli diese Vorgänge in seiner „Geschichte von Florenz".) Lorenzo versteht es, alle Ämter und Stellen mit gefügigen Anhängern zu besetzen und durch das Steuerwesen, das einzige Staatsgeschäft, an dem er wie sein Großvater persönlich mitarbeitet, alle Bürger in die Hand zu bekommen. Nach außen hin garantiert seine kunstvolle Gleichgewichtspolitik, die die vier größeren Staaten Italiens gegenseitig in Schach hält und Florenz zum Zünglein an der Waage macht, den Frieden in Italien. Nicht wählerisch in seinen Mitteln übt er souverän alle Funktionen eines unumschränkten Staatsoberhaupts aus, respektiert aber immer noch scheinbar die Gesetze der alten Republik und will nichts anderes sein als ein unbetitelter Bürger seiner Vaterstadt. Mit seiner glanzvollen Persönlichkeit verband sich wohl für Machiavelli der erste Eindruck politischen Erfolges. „Gott und Schicksal", so schreibt er später zusammenfassend über Lorenzo, „waren ihm außergewöhnlich günstig. Alle seine Unternehmungen hatten einen glücklichen Erfolg, und alle seine Feinde nahmen ein unglückliches Ende... Noch nie ist in Florenz, ja in ganz Italien ein Mann gestorben, der so sehr im Ruf der Weisheit stand und dessen Verlust seinem Vaterland so schmerzlich gewesen wäre... Seinen Tod beklagten alle seine Mitbürger und alle Fürsten Italiens. Diese schickten sämtlich ihre Botschafter nach Florenz, um ihre Teilnahme zu dem schweren Schicksalsschlag zum Ausdruck zu bringen. Sie hatten begründete Ursache zur Trauer. Dies zeigte sich bald. Als Italien Lorenzos Rat entbehren mußte, fanden die Zurückbleibenden kein Mittel, den Ehrgeiz Lodovico Sforzas, des Herzogs von Mailand, zu befriedigen oder in Schranken zu halten. Hierdurch begann gleich nach Lorenzos Tod der böse Samen zu keimen, der bald darauf Italien verwüstete und immer noch verwüstet.

Denn der, der ihn hätte ausrotten können, war nicht mehr am Leben."

Als Lorenzo starb, war Machiavelli dreiundzwanzig Jahre alt. Er wird Zeuge der schweren politischen Unwetter, die nun über Italien heraufziehen. Durch die Unfähigkeit des Piero, des einundzwanzigjährigen Sohns des Lorenzo, bricht das kunstvolle politische Gebäude des Vaters zusammen. Aus dynastischen Gründen gibt Piero das Bündnis mit Mailand auf und stellt engstes Einvernehmen mit Neapel her. Dadurch fühlt sich der Mailänder Sforza bedroht und ruft den französischen König zu Hilfe. So kamen zum erstenmal seit geraumer Zeit wieder fremde Truppen ins Land. Auf seinem Zug gegen Neapel marschiert Frankreichs König Karl VIII. auch durch Florentiner Gebiet. In panischer Angst eilt ihm Piero entgegen, liefert alle festen Plätze Toskanas aus und verpflichtet sich zu einer hohen Tributzahlung. Dagegen empört sich das Volk: Piero und seine Brüder werden geächtet und müssen fliehen. Karl VIII. zieht in das aufständische Florenz ein, verständigt sich mit der neuen Regierung und marschiert nach Neapel weiter.

Florenz wird von Fiebern geschüttelt. Da tritt der Dominikanerprior Savonarola auf den Plan. Seine Predigten und Prophezeiungen gewinnen das Volk. Mit flammender Beredsamkeit wendet er sich gegen die Sittenlosigkeit der Zeit, die Ausschweifungen am päpstlichen Hof. Er haßt die neue Zeit und den modernen Geist und ruft zu Umkehr und Buße auf. Auf der Piazza werden Bilder und Bücher, Schmuck und Masken verbrannt; durch die Straßen klagen Bußprozessionen. Ein Taumel erfaßt Florenz. Sogar Gelehrte von Ansehen, einst Lorenzos Freunde, und Künstler wie Botticelli bekennen sich zu Savonarola. Auch Machiavelli hört zwei seiner Predigten. Doch die dämonische Beredsamkeit des Mönchs bezaubert ihn nicht; er behält seinen klaren Kopf und sein unbestechliches Urteil. In einem im März 1498 an einen römischen Freund gerichteten Brief, dem ersten Dokument, das wir von seiner Hand besitzen, äußert er sich

kühl und ironisch über die Methoden des Mönchs: er schwimme mit den Zeitströmungen und färbe seine Lügen entsprechend. Wenn er Savonarola auch später etwas milder beurteilte, so war dieser für ihn doch immer nur der verächtliche „waffenlose Prophet", der notwendig zugrunde gehen mußte. Schon damals aber wußte Machiavelli, daß man mit Prozessionen und Bilderverbrennungen keinen Staat aufrichten kann und daß die Grenze zwischen staatlichen und kirchlichen Dingen nicht ungestraft verwischt werden darf. Savonarolas Versuch, aus dem sinnenfreudigen Florenz einen büßenden Gottesstaat zu machen, blieb denn auch eine Episode. Schon zwei Monate nach Machiavellis Bericht wandte sich die Volksgunst. Als der große Kirchenbann über Savonarola verhängt wurde, ließ ihn auch die Signoria fallen. Der Abgott des Volks wurde auf dem Scheiterhaufen verbrannt und der ihm ergebene Gonfaloniere ermordet (Mai 1498). Man entfernte die verdächtigen Beamten aus ihren Amtsstellen, neue Männer kamen in die Verwaltung der Stadt und unter ihnen auch Niccolò Machiavelli.

Unter vier Bewerbern wurde der damals Neunundzwanzigjährige am 15. Juni 1498 zum Sekretär und Vorsteher der zweiten Staatskanzlei, der „Kanzlei der Zehn", gewählt. Diese Kanzlei war zwar nur eine der Kanzlei der Signoria nachgeordnete Behörde, hatte aber doch auf dem Gebiet des Kriegswesens und der auswärtigen Angelegenheiten ihr eigenes Wirkungsfeld. Da die Ratsmitglieder ständig wechselten, kam dem Sekretär naturgemäß ein besonderer Einfluß auf den Gang der Geschäfte zu.

Noch galt Savonarolas demokratische Verfassung mit ihrem über dreitausend Abgeordnete zählenden „Großen Rat" und den vielen kleineren Räten und Ausschüssen. Vierzehn Jahre überdauerte sie den Tod ihres Schöpfers, bis zum Sturz der Republik (1512); so lange währte auch die Amtszeit Machiavellis. Nach Savonarolas Sturz hatte nur ein Personenwechsel stattgefunden, indem Piero Soderini zum Gonfaloniere oder

Oberhaupt der Republik gewählt wurde. Dieser, der Gesinnung nach Demokrat und Republikaner, war ein ehrlich und rechtlich denkender Mann, der milde und gerecht nach dem Buchstaben des Gesetzes zu regieren bestrebt war. Doch seine Vertrauensseligkeit und Unentschlossenheit zeigten ihn den harten politischen Entscheidungen der Zeit nicht gewachsen. Machiavelli schätzte und achtete ihn als Mensch, doch für den Politiker und Staatsmann, den die florentinischen Spötter mit dem Spitznamen „Nutra-fiducia" (der Vertrauensselige) bedachten, hatte er nur ein mitleidiges Lächeln. Später sagte er in einem bösen Epigramm:

> Nacht war's, als Piero Soderini starb
> und seine Seele niederfuhr zu Unterwelt;
> doch Pluto schrie ihr zu:
> Einfält'ge Seel', was suchst du hier?
> Geh' in das Schattenreich der Kinder!

Immerhin kam es innenpolitisch unter Soderinis Leitung zu einer gewissen Beruhigung und Festigung der Verhältnisse.

Wir können uns denken, daß ein Vorgesetzter von solcher Beschaffenheit häufig genug die Kritik eines Untergebenen wie Machiavelli herausfordern mußte. Trotzdem verstand sich Machiavelli ausgezeichnet mit seinem obersten Chef, er wußte sein besonderes Vertrauen zu gewinnen und wurde in mancherlei Angelegenheiten dessen erster Ratgeber. Auch mit seinen Kollegen stand er in bestem Einvernehmen, und mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem Literaturprofessor Marcello Virgilio Adriani, dem Vorstand der ersten Kanzlei der Signoria, verbanden ihn freundschaftliche Beziehungen.

Zwei Aufgaben beschäftigten während der Amtszeit Machiavellis die äußere Politik der Republik. Die eine galt der Wiedereroberung Pisas, das beim Einmarsch der Franzosen das Joch der florentinischen Oberherrschaft abgeschüttelt hatte, die andere

der Erhaltung der politischen Selbständigkeit von Florenz, seiner Bewahrung vor Belagerung und Plünderung.

Die Wiedereroberung Pisas gehörte zur Kompetenz des „Rats der Zehn". Als Machiavelli ins Amt kam, hatte der Krieg mit Pisa bereits vier Jahre gedauert. Seine erste Tätigkeit war den damit zusammenhängenden militärischen Aufgaben gewidmet. Er verfaßte eine Denkschrift an den „Rat der Zehn", in der er jede friedliche Lösung verwarf und die Entscheidung mit Waffengewalt empfahl (1499). Die ganze Unerbittlichkeit seines politischen Urteils tritt uns bereits in dieser Schrift entgegen. Die Florentiner befolgten zwar seinen Rat, doch sollte es noch zehn Jahre dauern, bis ihm Erfolg beschieden war.

Die Auseinandersetzung mit Pisa war ein ununterbrochenes Hin-und-her und Auf-und-ab. Immer wieder geriet der Krieg ins Stocken, zunächst infolge der Bedrohung durch Venedig, das Pisa unterstützte, dann durch rivalisierende Heerführer und verräterische Condottiere, und nicht zuletzt durch die ständige Leere der Staatskasse. In unendlich mühseliger, unermüdlicher Kleinarbeit hatte Machiavelli diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Er schrieb ungezählte Briefe, sandte Befehle, verschaffte Sold, sorgte für Zufuhr, schlichtete die Streitigkeiten der Führer und beruhigte das über die Ausgaben mißvergnügte Volk. Die schlechten Erfahrungen, die er mit Berufsheeren machen mußte, hatte in ihm während dieser Zeit die heute selbstverständliche, damals aber ganz neue Idee einer nationalen Miliz reifen lassen. Sein Gedanke war, daß ein Heer, das aus den Söhnen anständiger Bürger besteht und für die Heimat kämpft, landfremden Söldnerheeren, in denen sich die Taugenichtse der ganzen Welt sammeln, in jeder Hinsicht überlegen sein müsse. Es gelang ihm, Soderini für diese Idee zu gewinnen, und seine Denkschrift, die er über die Einrichtung der neuen Miliz entworfen hatte, wurde die Grundlage für das entsprechende Gesetz des Großen Rats (1509). Auf Grund allgemeiner Wehrpflicht, die allerdings nicht mit der Person, sondern mit dem Haus verbunden war, wurde

ein Heer von etwa fünftausend Mann aufgestellt. Besondere Schwierigkeiten machte die Besetzung des Oberkommandos. Da der Große Rat fürchtete, daß die militärische Befehlsgewalt von einem Einheimischen zu politischen Zwecken mißbraucht werden könnte, sollte sie einem Fremden übertragen werden; es zeugt von Machiavellis Objektivität und Zweckbesessenheit, daß er sich dabei für einen der anrüchigen, aber tüchtigen Hauptleute Cesare Borgias einsetzte. Die ganze Arbeitslast der Organisation der neuen Miliz, ihre Aushebung, Einkleidung und Verpflegung lag auf den Schultern Machiavellis. Nach zwei Jahren war es soweit, daß die Miliz bei der Belagerung von Pisa eingesetzt werden konnte. Auch außenpolitisch war die Gelegenheit für diese Unternehmung günstig. Venedig war in einen Krieg mit dem Papst verwickelt und Frankreich und Spanien hatten sich ihre Zustimmung zur Belagerung mit 125000 Dukaten abkaufen lassen. Die Oberleitung wurde Machiavelli anvertraut. Ein voller Erfolg war ihm beschieden. Am 21. Mai 1509 mußte sich Pisa auf Gnade und Ungnade ergeben. Es war der höchste Triumph in der politischen Laufbahn Machiavellis, freilich nur von lokalgeschichtlicher Bedeutung.

Die Tätigkeit Machiavellis in der Militärverwaltung wurde häufig unterbrochen durch politische Missionen. Sie gehörten zum besonderen Aufgabengebiet des Sekretärs für auswärtige Angelegenheiten. Grundlage der äußeren Politik Soderinis war die für Florenz zwar traditionelle, doch immer unzuverlässige Freundschaft mit Frankreich. Immerhin, wenn Frankreich in Italien mächtig und einflußreich war, so hatte auch Florenz Einfluß und Ansehen. In den steten Gefahren und Bedrohungen des florentinischen Staates war es die Aufgabe des Gesandten, Bundesgenossen zu gewinnen, sich der nachbarlichen Neutralität zu versichern, erpresserische Geldforderungen der Mächtigen herunterzuhandeln und ihre Pläne auszukundschaften. Immer von der allzu sparsamen und mißtrauischen Signoria mit knappen Geldmitteln und meist mit unzureichenden Vollmachten ausgestattet,

hatte Machiavelli unendliche Mühe, sich als Vertreter des machtlosen Kleinstaats durch die verschiedensten Schwierigkeiten hindurch zu lavieren. Auch war er nicht immer selbständiger Unterhändler. Oft hatte man ihm aus innerpolitischen Rücksichten einen ihm meist weit unterlegenen Kommissar oder Delegationsführer vorgesetzt; doch geduldig und gehorsam und stets mit beispielloser Loyalität gegen seine Vorgesetzten entledigte er sich seiner schwierigen Aufträge mit Überlegenheit und Gewandtheit. Es kam ihm ja immer nur auf die Sache, nie aufs Persönliche an. Nur gerissene Diplomatie konnte bei der damals ohnmächtigen Lage des florentinischen Staats Florenz vor Plünderung und Untergang bewahren. Mit dreiundzwanzig Gesandtschaften ins Ausland wurde Machiavelli während seiner Amtszeit betraut. Eine gewaltige Zahl von Depeschen, Tagesberichten und Rapporten geben uns ein deutliches Bild über die Eindrücke des florentinischen Gesandten und seine politischen Einsichten. Seine Gesandtschaften brachten ihn mit den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung.

In vier Missionen lernte er die Franzosen und ihren König Ludwig XII., den habsüchtigen Bundesgenossen der Florentiner, kennen. Einmal hielt er sich volle vier Monate am französischen Hof in Lyon auf, um Hilfe gegen Venedig zu erbitten. Dabei studierte er Land und Volk, über die er seine Eindrücke in einer Abhandlung und einigen Aphorismen niederlegte. „Sie (die Franzosen) sind eher verschlagen als klug", schrieb er darin, „mit ihrem Geld sind sie geiziger als mit ihrem Blut... freigebig sind sie nur mit Worten... im Unglück sind sie kriecherisch, im Glück unverschämt. Sie sind veränderlich und leichtfertig." Es ist bezeichnend für Machiavelli, daß ihn die Freundschaft seiner Vaterstadt mit den Franzosen, die auch ihm aus politischen Erwägungen heraus stets notwendig erschien, durchaus nicht an der kalten Aufrichtigkeit seines Urteils hinderte. Die geringe Sympathie, mit der er den Franzosen gegenübersteht, trübt jedoch nicht seinen Blick für die Stärke und

Macht des Landes, die er richtig auf die Zentralgewalt der Krone zurückführt. Zum ersten Male lernte er einen großen geschlossenen Nationalstaat kennen – die Schwäche seines eigenen Vaterlandes wurde ihm nur desto schmerzlicher bewußt.

Im Gegensatz zu den Franzosen finden die Deutschen seine ungeschmälerte Bewunderung. Er kommt mit ihnen auf zwei Gesandtschaften zu Kaiser Maximilian I. in Berührung (1507/08). Sein Ritt führte ihn zunächst nach Bozen und Innsbruck, auf seiner zweiten Gesandtschaft durch die Schweiz nach Konstanz. Die Deutschen sind für ihn „die besten Soldaten für die offene Feldschlacht". Berühmt geworden ist sein trefflich-nüchternes Urteil über Kaiser Maximilian, der sich die Garantie für die florentinischen Besitzungen mit einem ungeheuren Lösegeld abkaufen lassen will. „Seine Verschwendung", schreibt Machiavelli über ihn, „übersteigt alles, was man heute und früher gesehen hat. Er ist daher immer geldbedürftig; keine Summe, mag sie noch so groß sein, genügt ihm. Er ist äußerst wetterwendisch, heute will er etwas, morgen will er es nicht mehr; er verlangt, was er nicht haben kann, und was er haben kann, will er nicht. Doch ist er ein großer Kriegsmann; er hält sein Heer in gerechter Zucht und guter Ordnung und versteht, es zu führen. Jede Strapaze erträgt er und ist mutig in der Gefahr." Treffend legt Machiavelli auch die Ursachen der politischen Ohnmacht des Reiches dar. Er sieht sie in der Feindschaft zwischen Städten und Adel und der Spannung zwischen Fürsten und Kaiser, erkennt aber auch die Bedeutung der freien Städte für Deutschland und trotz aller politischen Ohnmacht Deutschlands „Überfluß an Menschen, Reichtümern und Waffen".

Auch zu den schlauen kleinen italienischen Machthabern wird er geschickt, den heimlichen Feinden von Florenz, um ihre Absichten auszukundschaften. Dieser Art war auch seine allererste Mission zu der männerfrohen Katharina Sforza, der Herrin von Imola und Forli, und seine Gesandtschaft zu Pandolfo Petrucci, dem gerissenen Tyrannen von Siena. Machiavellis Briefe und

Berichte hierüber sind meist tiefgründige politische, wirtschaftliche und psychologische Studien über die Länder und Fürsten, die er besuchte. Immer ging er den Gründen ihrer Macht oder Ohnmacht nach und zog seine Schlußfolgerungen für die eigene Stadt.

Am intensivsten tritt uns seine Fähigkeit zu eindringlich-lebendiger Darstellung und tiefschürfender politischer Schau in seinen zweiundfünfzig Berichten über Cesare Borgia entgegen. Dieser ist das große politische Erlebnis Machiavellis. Ohne eigene Machtmittel, nur mit französischen Soldaten und dem Prestige seines Vaters, des Papstes Alexander VI., hatte Cesare die kleinen Fürsten der Romagna vertrieben und ihr Land besetzt. Nun richtete sich sein Interesse auf florentinisches Gebiet. Die Signoria schickte im Juni 1502 eine Gesandtschaft zu ihm mit dem Auftrag, ihn hinzuhalten und seine heimlichen Pläne auszukundschaften. Machiavelli gehörte ihr als zweiter Mann an. Am 24. Juni 1502 stand er Cesare zum ersten Male gegenüber. Diese Begegnung wurde für ihn von entscheidender Bedeutung. Der rücksichtslose Tatmensch und tüchtige Verwalter seiner Lande machte einen nachhaltigen Eindruck auf ihn. Er sah in ihm das Ideal eines Herrschers und verlieh später in seinen Schriften der erträumten Herrschergestalt die Züge Cesares.
Drei Monate nach der ersten Begegnung war Machiavelli Zeuge, wie sich Cesare seiner rebellischen Hauptleute durch kaltblütiges schnelles Zupacken entledigt. Unter dem Vorwand friedlicher Beilegung des Zwistes hatte er sie nach Sinigaglia gelockt, wo er die Rädelsführer gefangennehmen und niedermachen ließ (1502). Die ganze damalige Welt billigte die Tat Cesares, und Machiavelli schreibt hierüber einen bewundernden Bericht an seine Regierung. Dies hat ihm freilich bei der Nachwelt viel Tadel eingetragen, doch wie in Voraussicht dessen wendet er später im „Principe" ein, daß „derjenige, der Unordnung durch einige wenige exemplarische Schritte unterdrückt, am Ende gnädiger ist

als einer, der aus Weichherzigkeit den Dingen freien Lauf läßt". Mit der Leidenschaft des Forschers verfolgt er nun Cesares weitere Handlungen. Was er in den drei Herbstmonaten des Jahres 1502 am Hof Cesares beobachtete, gab ihm in seinen Berichten an die Regierung Anlaß zu Einsichten und Erkenntnissen, die sich vom Persönlichen zum Grundsätzlichen und Allgemeinen emporheben. Diese Berichte sind daher besonders wichtig und aufschlußreich für sein Denken. Im übrigen macht ihn seine Bewunderung für Cesares Erfolge durchaus nicht blind für dessen Fehler, die er ein Jahr später mit kühler Distanz feststellt.

Mit dem Tod des Papstes Alexander VI. wandte sich auch Cesares Glück. Während er todkrank daniederlag, erhoben sich alle Feinde der Borgia. Kardinal Giuliano della Rovere wurde zum Papst gewählt und bestieg als Julius II. den Stuhl Petri. Machiavelli bezeichnete es später als Cesares größten Fehler, daß er den Versprechungen des Kardinals geglaubt und seine Wahl gefördert hat, denn dies wurde Cesares Untergang. Julius II. benutzte den nächstbesten Anlaß, um den verhaßten Borgia festzunehmen. Machiavelli war damals gerade als Gesandter in Rom, um das Konklave und die ersten Schritte des Papstes zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Cesare im Gefängnis. Über seinen Eindruck berichtet er nach Florenz: „Ew. Exzellenzen mögen ihn so wenig beachten wie sie nur wollen . . . wir brauchen uns seinetwegen wirklich keine Gedanken mehr zu machen. Seine Sünden haben ihn zu Fall gebracht. Ich verabschiedete mich so schnell wie möglich von ihm. Es erschien mir wie ein Jahrhundert, bis ich seine Gegenwart meiden konnte." Hier sprach der praktische Politiker nach einer überwundenen Gefahr und vielleicht auch der Enttäuschte über sein Idol. Doch bei dem späteren Theoretiker überwog wieder die Bewunderung. „Wenn ich alle Taten des Herzogs zusammenfasse", sagt er im 27. Kapitel des „Principe", „so wüßte ich nichts an ihm auszusetzen. Vielmehr kann er, wie ich es auch getan habe, für alle

als Vorbild hingestellt werden, die durch Glück und fremde Waffen zur Herrschaft gelangt sind. Bei seinem hohen Sinn und seinen großen Absichten konnte er unmöglich anders handeln. Das einzige, was seine Pläne zunichte machte, war die kurze Lebensdauer Alexanders VI. und seine eigene Krankheit."

Das Ausscheiden des Cesare Borgia aus den politischen Kämpfen Italiens befreite zwar Florenz von einem Alpdruck, doch die Politik des neuen Papstes Julius II. war ihm nicht weniger gefährlich. Kraftvoll und entschlossen trachtete der einundsechzigjährige Mann, die päpstlichen Besitzungen, die an Venedig verlorengegangen waren, zurückzuerobern und die Macht des Kirchenstaats auszubauen. Das brachte Florenz in eine äußerst verwickelte Lage gegenüber seinem alten Bundesgenossen Frankreich. Rücksichtslos, je nach Laune und dem Gebot des Augenblicks schloß der Papst seine Bündnisse, einmal mit Frankreich gegen Venedig, dann mit Venedig gegen Frankreich. Aus nächster Nähe konnte Machiavelli das Wirken des Papstes beobachten, denn zweimal kam er als Gesandter mit ihm in Berührung. Er schätzte ihn nicht sehr; offensichtlich ungern und ohne Begeisterung gesteht er ihm zwar später, im 25. Kapitel des „Principe" zu, daß er „durch seine stürmische Angriffslust Dinge vollbracht habe, die niemals ein Papst, mochte er auch noch so klug sein, vollendet hätte, daß seine sämtlichen Taten gut ausgegangen wären, und daß er nie die Kehrseite des Glücks erfahren hätte". Die Ursache glaubt Machiavelli darin zu erkennen, daß Julius „mit seinem stürmischen Vorgehen auf eine dieser Handlungsweise gemäße Zeitlage gestoßen" sei. Daß ihn die machtvolle Persönlichkeit dieses Papstes nicht beeindruckt, ist nicht verwunderlich, wenn man an die Ablehnung denkt, mit der er allen geistlichen Fürsten gegenübersteht. Die Vermischung des weltlichen Machtgedankens mit kirchlich-religiösen Prinzipien ist ihm unwirklich und widerspruchsvoll. Auch mag noch der Gedanke mitgespielt haben, daß die Politik dieses

Papstes den eigentlichen Anstoß zum Untergang der republikanischen Regierung in Florenz gegeben hat. Die schwierige außenpolitische Lage, in die Florenz durch die gegen Frankreich gerichtete päpstliche Bündnispolitik geraten war, untergrub die Autorität der republikanischen Regierung und verbesserte die Aussichten der Medici. Eine von ihren Parteigängern angezettelte Verschwörung wurde zwar noch unterdrückt und aus ihrem Anlaß ein „Gesetz zur Erhaltung der Freiheit" eingeführt, doch das republikanische Regime war nicht mehr zu retten.

Außenpolitisch suchte Florenz neutral zu bleiben. Machiavelli wurde von Soderini dazu ausersehen, zwischen Frankreich und dem Papst zu vermitteln. Es war seine letzte Gesandtschaft nach Frankreich. Sie verlief ergebnislos. Nun erfüllte sich das Geschick der Republik; der Krieg zwischen Papst und Frankreich brach aus. Nach anfänglichen Erfolgen zogen sich die Franzosen, nachdem ihr tüchtiger Feldherr Gaston de Foix in der Schlacht von Ravenna gefallen war und England sie im Mutterland bedrohte, unter Aufgabe ihrer sämtlichen Eroberungen aus Italien zurück (1512). So blieb der Papst Sieger. Seine „Heilige Liga" forderte von Florenz die Wiedereinsetzung der Medici und die Aufgabe des französischen Bündnisses. Im Vertrauen auf die Miliz lehnte die Signoria dieses entehrende Ansinnen ab, worauf die Liga ihre Truppen in florentinisches Gebiet schickte. Als die Miliz mit der blanken Waffe in der Hand gegen einen wirklichen Gegner, die Spanier, bei Prato zu kämpfen hatte – die Feuertaufe beim belagerten und ausgehungerten Pisa zählt wohl kaum als militärische Leistung –, ergriff sie in hellen Haufen die Flucht. Die Schlacht ging verloren. Eine Folge davon war der Sturz der Regierung Soderinis im August 1512. Florenz trat in die Liga ein und mußte hohe Kriegskosten zahlen. Julius II. machte den Kardinal Giovanni de Medici und dessen Bruder Giuliano, die jüngeren Söhne des Lorenzo, zu Herren von Florenz.

Der Wirbel der florentinischen Katastrophe riß auch Machiavelli mit. Der damals Dreiundvierzigjährige wurde ins Nichts geschleudert: am 7. November 1512 entsetzte ihn der einstimmige Bechluß der Signoria seines Amts. Ein Jahr lang durfte er den Palast der Signoria nicht betreten und das Florentiner Gebiet nicht verlassen. Bis zuletzt suchte er ritterlich die Politik Soderinis zu rechtfertigen, bot aber gleichzeitig den neuen Herren seine Dienste an. Der Gedanke an Frau und Kind, die Furcht vor Armut und vor allem die Sehnsucht nach der großen Welt mögen ihn dazu mitveranlaßt haben. In erster Linie aber war es Vaterlandsliebe und seine Leidenschaft für die Politik, der es nicht darauf ankam, wer gerade Herr war. Er wollte der Sache dienen, nicht der Person. Man hat aus diesen Bittgesuchen auf Mangel an Haltung und Charakter geschlossen. Sein Verhalten war jedoch nach den Auffassungen der Zeit nichts Außergewöhnliches. Viele seiner Amtsgenossen, sogar sein nächster Vorgesetzter Adriani, handelten gerade so wie er, nur waren sie mehr vom Glück begünstigt und konnten ihre Ämter behalten. Doch Machiavellis Bitten und Angebote wurden von den neuen Herren abgelehnt. So begann eine böse Zeit für ihn. Ein halbes Jahr nach seiner Absetzung wurde er wegen Verdachts der Teilnahme an einer Verschwörung gegen die Medici ins Gefängnis geworfen und sogar gefoltert. Über einen Monat war er im Verließ, „in der Gesellschaft von Ratten, so groß wie Katzen, und von Läusen, so groß wie Schmetterlinge". Er hat die Folter ertragen, ohne sich Geständnisse abzwingen zu lassen. Doch dieses Erlebnis hat ihn zutiefst aufgewühlt und dem Wahnsinn nahe gebracht, der noch in drei grimmig-zynischen Sonetten aus dem Gefängnis unheimlich nachklirrt. Wahrscheinlich war Machiavelli an der Verschwörung überhaupt nicht beteiligt; wie wir wissen, hielt er nicht viel von dem Erfolg von Verschwörungen. Die Rädelsführer, zwei Freunde Soderinis, wurden hingerichtet, er selbst freigelassen, wahrscheinlich durch Vermittlung des Kardinals Giulio de Medici, des unehelichen

Sohnes des ermordeten Giuliano. Vier verschiedene Verrenkungen hat er durch die Streckfolter erlitten, und noch lange waren seine Handgelenke geschwollen, wie er seinem Freund Vettori, dem florentinischen Gesandten in Rom, schrieb.

Im Frühsommer 1513 geht Machiavelli mit Frau und vier Kindern auf sein vom Vater ererbtes Landgütchen in San Andrea bei Casciano in der Nähe von Florenz. Er ist tiefunglücklich; der Verlust seiner Stellung und die traurige wirtschaftliche Lage seiner Familie bedrücken ihn schwer. „Ich bin unnütz geworden, für mich selbst, für die Familie und die Freunde, weil mein qualvolles Los es so gewollt hat", schreibt er seinem Neffen nach Pera, „das Schicksal hat mir nichts gelassen als Verwandte und Freunde".

In welcher Haltung er diese Krise seines Lebens ertrug, wie er den Schmerz über seine Tatenlosigkeit zu betäuben suchte und welche Hoffnungen er dennoch nährte, dafür ist ein Brief, den er am 10. Dezember 1513 an seinen Freund Francesco Vettori nach Rom schrieb, ein zugleich erschütterndes und für Machiavellis Wesensart ungemein aufschlußreiches Zeugnis. Es heißt da: „Ich bin zur Zeit auf meinem Gut, und seit meinen letzten Erlebnissen[1] bin ich, alles zusammengerechnet, nicht zwanzig Tage in Florenz gewesen. Bisher habe ich eigenhändig den Krammetsvögeln nachgestellt. Ich stand vor Tag auf, bestrich mir meine Leimruten und zog mit einem Pack Käfige auf dem Rücken los, daß ich aussah wie Geta, wenn er mit Amphitryons Büchern vom Hafen kommt[2]. Ich fing schlimmstenfalls zwei, bestenfalls sechs Krammetsvögel. So verging der ganze September. Seither ist es mit diesem Zeitvertreib, mag er auch niedrig und wunderlich scheinen, zu meinem Leidwesen aus, und ich will Euch erzählen, wie ich jetzt den Tag verbringe. Ich stehe morgens mit der Sonne auf und gehe in ein mir gehöriges Gehölz, das ich fällen lasse.

[1] Gefängnis und Folter

[2] Bezieht sich auf eine Szene in der italienischen Versnovelle „Geta e Birrhia".

Dort verbringe ich zwei Stunden damit, die Arbeit vom letzten Tage nachzusehen und mit den Holzhauern zu plaudern, die immer irgendwelche Händel haben, untereinander oder mit den Nachbarn. Von diesem Gehölz könnte ich Euch tausenderlei hübsche Geschichten erzählen, die ich mit Frosino aus Panzano und andern, die von dem Holz haben wollten, erlebt habe. Frosino zumal ließ ein paar Klafter holen, ohne mir etwas davon zu sagen, und beim Bezahlen wollte er zehn Lire zurückbehalten, die ich ihm vor vier Jahren schuldiggeblieben sein sollte, als er mich im Kartenspiel im Hause des Antonio Guiccardini besiegt hatte. Da geriet ich aus Rand und Band: ich wollte den Fuhrmann, der das Holz geholt hatte, wegen Diebstahls verklagen. Schließlich legte sich Giovanni Machiavelli ins Mittel und versöhnte uns. Da gerade der Nordwind pfiff, wollten Batista Guiccardini, Filippo Ginori, Tommaso del Bene und eine Reihe andrer Florentiner jeder ein Klafter haben. Ich sagte allen zu und schickte Tommaso ein Klafter, das in Florenz auf die Hälfte zusammenschmolz; denn beim Aufschichten halfen er, seine Frau, seine Mägde und Söhne, es sah aus, wie wenn Gabburro am Donnerstag mit seinen Gesellen einen Ochsen schlachtet. Als ich sah, daß ich dabei nicht auf meine Kosten kam, habe ich den andern gesagt, ich hätte kein Holz mehr, was mir alle sehr übelgenommen haben, besonders Battista[1], der das seinem Mißgeschick in Prato gleichstellt.

Vom Gehölz aus gehe ich zu einer Quelle, und von da nach meiner Vogelhütte. Ich nehme ein Buch mit, Dante oder Petrarca oder einen der Elegiker, wie Tibull, Ovid oder etwas der Art. Da lese ich nun ihre Liebesklagen, und ihre Liebschaften erinnern mich an meine eigenen. Mit solchen Gedanken vergnüge ich mich eine Zeitlang. Dann gehe ich ins Wirtshaus an der Landstraße. Ich unterhalte mich mit den Vorbeikommenden, frage nach Neuigkeiten aus ihrer Heimat, höre allerlei Ge-

[1] Battista Guiccardini war Statthalter in Prato, als die Spanier 1512 die Stadt plünderten.

schichten und achte auf den verschiedenen Geschmack und die mancherlei Launen der Menschen. Unterdes ist es Zeit zum Mittagessen geworden, wo ich denn mit meinen Leutchen verzehre, was mein armes Gut und schmales Erbteil hergibt. Nach dem Essen gehe ich wieder ins Wirtshaus; dort treffe ich für gewöhnlich den Wirt, einen Fleischer, einen Müller und zwei Ziegelbrenner. Mit diesen vertrödele ich den ganzen Tag, wir spielen Karten, würfeln, dann gibt es tausend Streitigkeiten, Zank und Geschimpfe; gewöhnlich spielen wir um einen Pfennig, und nichtsdestoweniger hört man uns schreien bis nach San Casciano. So verschimmele ich unter diesem Pöbel und lasse den Launen meines Schicksals freien Lauf. Mir ist's recht, daß es mich so mit Füßen tritt – ich will doch sehen, ob es sich nicht doch noch dessen schämt!

Abends gehe ich heim und trete in mein Arbeitszimmer. An der Schwelle lege ich die schmutz- und kotbespritzten Bauernkleider ab und hülle mich in königliche und festliche Gewänder; so würdig angetan trete ich unter die Männer des Altertums. Freundlich von ihnen empfangen, nähre ich mich von der Speise, die allein die meine ist und für die ich geboren ward. Ich scheue mich nicht, mit ihnen zu sprechen und sie nach den Gründen ihres Handelns zu fragen, und sie in ihrer Leutseligkeit stehen mir Rede und Antwort. Vier Stunden lang empfinde ich keinen Verdruß, vergesse alle Beschwerden, fürchte nicht die Armut, ängstige mich nicht vor dem Tode: ich lebe ganz in ihnen. Und da Dante sagt, das sei kein Wissen, etwas verstanden zu haben, ohne es sich zu merken, so habe ich aufgezeichnet, was ich aus dem Umgang mit ihnen gewonnen habe, und eine kleine Schrift „De principatibus" verfaßt. Ich versenke mich darin, soweit es mir nur möglich ist, in diese Gedankenwelt und erörtere das Wesen der Herrschaft, ihre verschiedenen Arten, die Mittel zu ihrer Erwerbung und Behauptung, die Ursachen ihres Verlustes; und wenn Euch je eine meiner Grillen gefiel, so dürfte Euch diese nicht mißfallen. Einem Fürsten, und zumal einem neu zur

Herrschaft gekommenen, müßte sie willkommen sein; deshalb widme ich sie Seiner Durchlaucht Giuliano di Medici. Filippo Casavecchio hat sie gesehen; er kann Euch von der Schrift selbst und von unsern Gesprächen darüber berichten, obwohl ich vorläufig noch dabei bin, sie zu erweitern und zu feilen.

Ihr möchtet, daß ich diese Lebensweise aufgebe und mit Euch die Eurige teile. Ich werde es gewiß tun. Aber vorläufig halten mich gewisse Geschäfte hier zurück, die ich binnen sechs Wochen erledigt haben werde. Auch beunruhigt mich, daß dort die Soderini sind, die ich, wenn ich nach Rom käme, besuchen müßte, und ich fürchte, ich würde dann bei der Heimkehr statt zu Hause im Bargello[1] absteigen. Denn wenn die Herrschaft der Medici auch fest gegründet und sicher ist, so ist sie doch neu und daher argwöhnisch, und es gibt immer Schlauköpfe, die, um Paolo Bertini zu gleichen, andre die Zeche bezahlen lassen und mich in der Klemme lassen würden. Bitte, beruhigt mich über diesen Punkt, dann werde ich binnen der genannten Frist auf jeden Fall Euch aufsuchen.

Ich habe mit Filippo über mein Büchlein gesprochen, ob ich es dem Herzog widmen soll oder nicht, und wenn ja, ob ich es besser selbst bringe oder schicke. Wenn ich es Giuliano nicht widme, so fürchte ich, wird er es überhaupt nicht lesen, und dieser Ardinghelli[2] wird den Lohn meiner Mühen einheimsen. Zu der Widmung trieb mich die Not, die mir im Nacken sitzt. Denn ich komme herunter, und es kann nicht lange so weitergehen, wenn ich nicht durch Armut ganz verächtlich werden soll. Und dann möchte ich gern, daß diese Medici mich in ihrem Dienst verwendeten, und wenn ich für den Anfang einen Felsen wälzen müßte. Wenn es mir dann nicht gelingt, sie für mich einzunehmen, würde ich mir leid tun. Und wenn sie diese Schrift läsen, würden sie merken, daß ich die fünfzehn Jahre, die ich dem Studium der Staatskunst gewidmet habe, nicht ver-

[1] Staatsgefängnis.
[2] Sekretär des Papstes.

schlafen und verspielt habe, und jeder müßte froh sein, einen Mann in seinen Diensten zu haben, der auf Kosten andrer so reiche Erfahrungen gesammelt hat. An meiner Treue dürften sie nicht zweifeln, denn nachdem ich stets mein Wort gehalten habe, werde ich nicht jetzt anfangen, es zu brechen. Wer 43 Jahre lang treu und redlich gewesen ist wie ich, der kann unmöglich seine Art ändern. Für meine Treue und Redlichkeit ist meine Armut der beste Beweis."

Vettori, der ebenso wie Machiavelli Beamter der Republik unter Soderini gewesen war, hatte seine Stellung auch unter den Medici zu halten verstanden. Mit ihm unterhielt sich Machiavelli in den ersten Jahren seines Exils bis Anfang *1515* in Dutzenden von Briefen über seinen Zeitvertreib, seine galanten Abenteuer und besonders eingehend über die politischen Geschehnisse der Zeit. Nach wie vor verfolgte sie Machiavelli mit leidenschaftlichem Interesse. An Vettori richtet er auch seine oft inständigen Bitten, sich für ihn bei den Medici einzusetzen, um wieder ein Amt zu bekommen. Vettori ist ihm zwar freundschaftlich zugetan, scheint aber wenig oder gar nichts für ihn getan zu haben, denn Machiavellis Bitten wurden nicht erhört. Nun widmete er sich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten, doch empfand er sie nur als trauriges Surrogat für ein Leben der Tat, nach dem er sich verzehrt. Aufs Schreiben wirft er sich nur, „weil man ihm nicht gestattet, durch Taten bessere Fähigkeiten zu zeigen". Er fühlt sich aus der Bahn geworfen. In seinen Briefen klagt er immer wieder das Schicksal an, von dem er sich so sehr vernachlässigt glaubt, und in dem Lehrgedicht „Der goldene Esel" läßt er sich, den Dichter, von einer Fee mit den Worten anreden:

„Von allen, die heut leben und den Alten
hat keiner", sprach sie, „für ein edles Tun
solch bittren Undank wohl zum Lohn erhalten."

Machiavelli wußte nicht, wie gut es in Wirklichkeit das Schicksal mit ihm meinte, daß es ihm die Muße zum Schreiben gab, ahnte nicht, daß dies seine eigentliche Leistung sein würde, und daß er durch sie zu Weltruhm kommen sollte. Er sah nur das Kaleidoskop der großen Politik an sich vorüberziehen und die Wirkungsmöglichkeiten, die ihm entgingen. Brennend interessierte ihn die politische Haltung des noch jugendlichen Medici-Papstes Leo X., des Nachfolgers Julius II. Er glaubt, das Schicksal habe diesem und seiner Familie die Aufgabe gestellt, Italien von den fremden Eindringlingen zu befreien und unter den Fahnen des Hauses Medici zu einigen. An dieser Aufgabe möchte er mitwirken. In der Politik des Papstes meint er zunächst verheißungsvolle Ansätze zur Erreichung dieses Ziels zu erkennen. In seinen Briefen an Vettori erteilt er politische Ratschläge hierzu. Mag Vettori diese Briefe dem Papst vorgelesen haben oder nicht, jedenfalls sind sie verhallt, wie Rufe in der Wüste. Wohl trachtete Leo X. danach, in Mittelitalien einen neuen Staat zu gründen und in Nord- und Süditalien Reiche für seine Verwandten zu schaffen, doch seine Politik war nur von den Bedürfnissen des Tags und seinen persönlichen Interessen bestimmt. Ihr fehlte die große Linie. Er führte planlose Kriege und schloß kurzsichtige Bündnisse. Immer voller Ränke, schwankte er zwischen den Mächten hin und her, die um ihre Ansprüche in Italien kämpften. Er verhandelte nach allen Seiten und wurde schließlich von allen verlassen. Seine Politik hat nur Verwirrung und Unfrieden in Italien gestiftet. Florenz ist während seines Pontifikats nur Anhängsel der päpstlichen Politik. Alle wichtigen Entscheidungen fallen in Rom. Giuliano, der jüngere Bruder des Papstes, und Lorenzo, der Neffe beider, die Florenz nach außen vertreten, sind nur unbedeutende Figuren in der päpstlichen Politik und hatten nicht das geringste Interesse für Florenz. Zwar will Machiavelli seinen „Principe", der das große einige Italien schaffen soll, zunächst dem Giuliano widmen, doch als dieser bereits 1516 stirbt, eignet er ihn dem

Lorenzo zu, dem letzten legitimen Repräsentanten des Hauses Medici, den der päpstliche Onkel besonders zu begünstigen scheint und bereits in jungen Jahren zum Vizekapitän der Kirche und zum Herzog von Urbino gemacht hat. Machiavellis Hoffnung, sich durch diese Widmung den Medici zu empfehlen, ging nicht in Erfüllung. Es ist nicht einmal sicher, ob Lorenzo den „Principe" tatsächlich erhalten hat. Im übrigen starb auch er noch während der Regierungszeit Leos X.

Es dauerte lange, bis sich Machiavellis Schicksal wieder zum Besseren wandte. Sechs Jahre hatte er still und zurückgezogen gelebt, nur mit seinen schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. In diesen sechs Jahren sind seine bedeutendsten Werke entstanden: der „Fürst", die „Discorsi" zu Livius, die „Kriegskunst". Er war so klein geworden und so verzweifelt, daß er sogar den Gedanken erwog, Volksschullehrer in einer kleinen Gemeinde zu werden oder einen Sekretärposten im Hause eines Adeligen anzunehmen. Ein wenig später tritt er wieder aus dem Dunkel, als er Mitglied eines politisch-literarischen Klubs wurde, der Orti Oricellarii, wie der Park des jungen und reichen Cosimo Rucellai hieß. Hier trafen sich die geistig bewegten Leute der Stadt. Dichter und Schriftsteller lasen aus ihren Werken vor. Auch Machiavelli trat hier zum erstenmal mit seinen Discorsi zu Livius und seinen Gedanken über die Kriegskunst vor ein breiteres Publikum. Durch Vermittlung des Freundeskreises der Familie Rucellai, die eifrige Medici-Anhänger waren, wird Machiavelli bei den Medici eingeführt. Der neugeknüpften Verbindung dankt er vom Jahre 1519 an verschiedene, wenn auch unbedeutende und meist auch unpolitische Aufträge. Von Kardinal Giulio de Medici, den der päpstliche Vetter nach dem Tode des Lorenzo von Urbino zum Familienhaupt in Florenz bestimmt hat, wird er neben verschiedenen anderen zur Erstattung eines Gutachtens über die florentinische Verfassung aufgefordert. Machiavelli empfiehlt die Wiedereinführung des

„Großen Rats", denn nur dadurch seien die Florentiner zu beruhigen. „Ohne die Masse des Volks zufriedenzustellen, kann man niemals ein dauerhaftes Staatswesen gründen." Um Stetigkeit in die Verwaltung zu bringen, sieht er lebenslängliche Bestallung der Ratsmitglieder vor, und um den Medici trotzdem Einfluß zu sichern, soll ihnen die Auswahl aller Beamten vorbehalten werden.

Dieser sophistische Verfassungsvorschlag wurde abgelehnt, doch seine Offenherzigkeit schien dem Verfasser auch nicht zu schaden, denn bald darauf wird er in Handelsangelegenheiten nach Lucca gesandt (1520). Ohne Auftrag, nur aus leidenschaftlichem Interesse für alle politischen Fragen benutzt er die Gelegenheit, Land und Leute sowie die Verfassung der Stadt zu studieren. Niederschlag seines Studiums ist die Schrift „Über die Angelegenheiten der Stadt Lucca" und eine Art historischer Roman über Castruccio Castracane, den bedeutenden Lucceser Feldhauptmann und Machthaber aus dem 14. Jahrhundert. Noch im gleichen Jahr veranlaßt ihn auf Vorschlag seines Gönners, des Kardinals Giulio de Medici, die Universität Florenz, gegen ein ansehnliches Honorar die Geschichte von Florenz zu schreiben. Ein Jahr später (1521) erfolgt der von ihm mit ausgelassener Heiterkeit übernommene Auftrag, im Namen seines Gönners eine Verwaltungsreform bei den Minoriten-Mönchen in Carpi, der „Holzpantoffel-Republik", wie er sie scherzhaft bezeichnet, durchzuführen und – um die Groteske auf die Spitze zu treiben – einen Bußprediger für die Fastenzeit auszusuchen. Voll Selbstironie und beißenden Spottes schreibt Machiavelli über diesen Auftrag seinem Freund Guicciardini, dem päpstlichen Statthalter in Modena: „Die leiblichen Vorteile wenigstens, die ich gehabt habe, können mir nicht genommen werden, die großartigen Mahlzeiten, die herrlichen Betten und dergleichen Dinge, wodurch ich in diesen drei Tagen wieder zum Kinde wurde." Als er von dieser Mission nach Hause kam, wurde er auch wieder als Bürger von Florenz re-

habilitiert. Er kommt wieder auf die Liste der für Verwaltungsposten wählbaren Männer, von der er seit 1513 gestrichen war. So verwischt sich allmählich die Erinnerung an das Mißgeschick im Jahre 1512. Auch eine Verschwörung gegen die Medici, deren Keimzelle die Orti Oricellarii geworden sind, schadet ihm trotz seiner Freundschaft mit den Verschwörern nicht. Diese hielten beim Tod Leos X. (1521) die Gelegenheit für günstig, das Regiment der Medici in Florenz zu beseitigen. Der Plan mißlang. Ein Klubmitglied wurde zum Tode verurteilt und hingerichtet, die anderen entflohen, darunter Zanobi Buondelmonti, dem Machiavelli neben seinem frühverstorbenen Freund Cosimo Rucellai die „Discorsi" gewidmet hat (1522). Er selbst bleibt unbehelligt. Wahrscheinlich war er auch an dieser Verschwörung nicht beteiligt, um so weniger, als er es ja mit den Medici nicht verderben wollte.

Sein Gönner, Kardinal Giulio, führte in Florenz ein umsichtiges und tüchtiges Regiment. Die Wiedereinführung einer etwas freiheitlicheren Verfassung hatte ihn im allgemeinen beliebt gemacht. Man sah ihn daher ungern scheiden, als er nach dem kurzen Pontifikat Hadrians VI. als Clemens VII. auf den Papstthron kam.

Noch immer standen, wie seit fünfundzwanzig Jahren, deutsche und französische Truppen auf italienischem Boden einander gegenüber. Franz I. von Frankreich und Kaiser Karl V. hatten die Italienpolitik ihrer Vorgänger wieder aufgenommen und kämpften um ihre Erbansprüche auf italienische Lande. Einmal, zwei Jahre nach dem Regierungsantritt des neuen Papstes, schien im Hin und Her der Schlachten Aussicht zu bestehen, daß das heimgesuchte Land von allen fremden Eindringlingen befreit würde. Die Kaiserlichen unter Frundsberg hatten den Franzosen bei Pavia eine schwere Niederlage beigebracht und ihren König gefangen (1525). Frankreich suchte Rache zu nehmen.

In dieser Situation war es Machiavelli, der dem Papst den Gedanken eines nationalen Unabhängigkeitskriegs nahebrachte; doch dieser schwankte entschlußlos hin und her. Machiavelli befand sich gerade in Rom, um vom Papst einen neuen Jahreszuschuß für seine Arbeit über die florentinische Geschichte zu erwirken, als die Nachricht von der französischen Niederlage eintraf. Sofort packten die Ereignisse wieder den Politiker Machiavelli, denn es war ihm klar, daß sich der Kaiser nun ganz Italien aneignen wollte. Er riet daher dem Papst und allen einflußreichen Persönlichkeiten, mit denen er zusammentraf, Widerstand zu leisten und die Kaiserlichen im Süden zu erwarten. Dazu empfahl er, überall nationale Milizen aufzustellen und Florenz zu befestigen. Nur wenn das Volk bewaffnet würde, könne die Lawine der Barbaren aufgehalten werden. Seiner glühenden Beredsamkeit gelang es, den Papst zu überzeugen: er wird mit einer Sonderbotschaft nach Modena zu Guicciardini, dem päpstlichen Statthalter der Romagna, gesandt, um diesem im Auftrag des Papstes die Aufstellung einer nationalen Miliz in der Romagna anheimzustellen. Machiavelli ist voller Hoffnung, denn er stimmte mit seinem Freunde Guicciardini, mit dem er seit Jahren in regem Briefwechsel steht, in der Auffassung über die Lage völlig überein. Doch Guicciardini will von der Aufstellung einer Miliz nichts wissen. Er hat Bedenken, dem Volk, das dem Papst nicht freundlich gesinnt ist, Waffen in die Hand zu geben. Machiavelli ist schwer enttäuscht und spricht in den Briefen dieses Jahres, die er nach wie vor mit Guicciardini wechselt, kein Wort mehr über politische Dinge.

In dieser hochpolitischen Zeit gab es für Machiavelli übrigens ein amuröses Zwischenspiel in Venedig, wo er vom Dogen Schadenersatz für die Ausplünderung einiger Florentiner Kaufleute zu fordern hatte. Den Erfolg dieser Mission verdankte er aber nicht zuletzt der Vermittlung seiner letzten Liebe, der Sängerin Barbara Salutati.

Doch die politischen Zustände und die Furcht vor den kommenden Dingen lassen ihm keine Ruhe. Nachdem er mit seinem Vorschlag einer nationalen Miliz nicht durchgedrungen war, setzt er sich gegen Ende des Jahres nochmals mit Guicciardini über den Plan auseinander, den Condottiere Giovanni de Medici zum Befreier Italiens zu machen. Er schreibt an Guicciardini: „Der Kaiser hat seine Truppen gesammelt, er kann den Krieg ganz nach Belieben anfangen. So müssen auch wir ein Heer aufstellen, heimlich oder offen, sonst werden wir eines Morgens mit Bestürzung erwachen. Ich würde vorziehen, ein Heer unter irgendeinem Vorwand auf die Beine zu bringen. Es mag Euch närrisch erscheinen, was ich sage; mein Plan wird Euch vielleicht verwegen oder lächerlich vorkommen – allein solche Zeiten verlangen Entscheidungen, die kühn, unerwartet und ungewöhnlich sind, und jeder, der über die Dinge dieser Welt nachzudenken versteht, weiß, wie wankelmütig und dumm die Menschen sind. Trotzdem sie so sind, sagen sie doch oft, daß das zu kommen pflegt, was man sich wünscht. Hier erzählte man sich neulich in ganz Florenz, daß Herr Giovanni de Medici die Freibeuterfahne erhebe, um Krieg zu führen, wo man seiner am ehesten bedürfe. Bei diesem Gerücht kam es mir vor, als ob man gerade das ausspräche, was man hierbei wünscht ... Man muß seine Macht heimlich stärken ... man muß so viel Infanterie stellen wie nur möglich!" Doch auch dieser Plan findet bei Guicciardini kein Gehör.

Bald darauf kam es zur unvermeidlichen Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst, der eine Liga zwischen Mailand, Venedig, Florenz und Frankreich gegen den Kaiser zustande gebracht hatte. Machiavelli hatte mit seiner Auffassung der Lage recht behalten, alles hatte er vorausgesehen. Nun sind Rom und Florenz aufs schwerste bedroht. Nachdem alle seine Pläne zur Abwehr gescheitert sind, sieht er die letzte Möglichkeit zur Rettung in der Befestigung von Florenz, das er zur stärksten Festung Italiens ausbauen will. Seine Pläne finden die Billigung

der Signoria. Zur Verteidigung der Stadt wird im Frühjahr 1526 eine besondere Behörde ernannt, „die fünf Beauftragten für den Festungsbau". Auf Veranlassung des Papstes wird Machiavelli ihr Kanzler. Doch trotz seiner unermüdlichen Tätigkeit gehen die Arbeiten nicht vorwärts, da der Papst den eigensüchtigen Wunsch hegt, zum Schutz seines Eigentums den Umfang der Bollwerke erheblich zu vergrößern. Machiavelli ist verzweifelt. Zudem schicken ihn die Florentiner mitten aus seiner Arbeit heraus als Gesandten auf den Kriegsschauplatz in die Lombardei. So sehen wir ihn Ende 1526 als Sonderbeauftragten beim Heer der päpstlichen Liga, ohne eigentlichen Auftrag, nur um Klarheit über die Lage zu bekommen. In den ersten Monaten des nächsten Jahres reist er wieder an die Front zu Guicciardini, der inzwischen päpstlicher Generalissimus geworden war, und fleht ihn inständig an, etwas für Florenz zu tun. Doch wider Erwarten ziehen die Kaiserlichen an Florenz vorbei auf Rom, das sie im Mai 1527 stürmen und plündern, wobei der Papst nur mit Mühe der Gefangenschaft entgeht. Trotzdem nun für Florenz vorläufig keine unmittelbare Gefahr mehr bestand, wird Machiavelli von der Signoria wieder ins Lager des päpstlichen Generalissimus entsandt, wieder ohne festen Auftrag, lediglich, um die weitere Entwicklung der Dinge zu beobachten und mit Guicciardini zu beraten. Dieser schickt ihn nach Civitàvecchia zu Andrea Doria, dem Admiral der Liga, um dessen Hilfe für den Papst zu erwirken, doch dieser Besuch verlief ergebnislos. Und während Machiavelli noch im Süden weilte, sich in fruchtlosen Unterhandlungen abmühte, oft Tag und Nacht im Sattel saß und manches Mal sogar durch die feindlichen Linien reiten mußte, immer bestrebt, für die Verbündeten Hilfe oder sonst einen Ausweg aus ihrer verzweifelten Lage zu finden, da geschahen in seiner Vaterstadt Dinge, die für ihn selbst von schicksalhafter Bedeutung werden sollten.

Der Zusammenbruch der päpstlichen Liga und die hoffnungslose Lage des Papstes war für die Florentiner das Zeichen zum Auf-

stand gegen die verhaßten Medici. Die Republik wurde ausgerufen und die alte freiheitliche Verfassung am 16. Mai 1527 wiederhergestellt. Endlich tut Florenz, was Machiavelli immer empfohlen hat: es hilft sich selber und rüstet sich zum Kampf. Er eilt nach Hause, hofft mitwirken zu können an dem Befreiungswerk seiner Vaterstadt. Als der ehemalige „Rat der Zehn", der Kriegsrat, wieder eingesetzt wird, bewirbt er sich um die Sekretärstelle. Am 10. Juni 1527 nachmittags versammelt sich der Große Rat zu einer Sitzung; ihr einziger Gegenstand war „Wahl des Niccolò Machiavelli, Sohn des Bernardo Machiavelli, von Beruf Geschichtsschreiber, zum Sekretär der Republik Florenz". Fast alle Ratsherren sind gegen ihn, der als Feind der Freiheit und Werkzeug der Medici gilt. Nur ein Redner setzt sich für ihn ein, ein Freund aus den Orti Oricellarii. Doch vergebens. Machiavelli wird mit großer Mehrheit, mit 555 gegen 12 Stimmen, abgelehnt. Die Kunde von dem Wahlergebnis traf ihn hart. Es war ein Schlag, von dem er sich nicht mehr erholte. Ein Anfall von Steinschmerzen, seinem alten Leiden, warf den Achtundfünfzigjährigen nieder. Die Strapazen und Aufregungen der letzten Zeit hatten seine Widerstandskraft aufgezehrt. Zwölf Tage später, am 22. Juni 1527, starb er, arm, hilflos und voll Verzweiflung über die Geringschätzung, die er erfahren. Er wurde in der Familiengruft der Machiavellis in der Kirche Santa Croce bestattet.

Sein früher Tod hat ihn davor bewahrt, das Leid mitzuerleben, das über Italien und seine Vaterstadt in den kommenden Jahren hereinbrach. Sein großes politisches Ziel, die nationale Einigung Italiens und die Vertreibung der Fremden, fand keine Herrscherpersönlichkeit, die dieser Aufgabe gewachsen gewesen wäre. Durch die unglückliche Politik des Papstes Clemens VII. verschwanden zwar die Franzosen endgültig aus Italien, aber gleichzeitig wurde durch Karl V. die Herrschaft Habsburgs in Italien begründet, die bis in die Zeit Garibaldis fortdauern sollte.

III.

In einer Zeit, da alles wankte, alle Werte sich auflösten, keine Autorität mehr anerkannt wurde, hatte Machiavelli gesucht, festen Boden zu gewinnen. Er hatte ihn gefunden im Vaterland und dessen Organisationsform, dem Staat. Dem Vaterland diente die Arbeit des praktischen Politikers, dem Staat gehörte sein ganzes literarisches Schaffen. „Ich muß vom Staat reden oder das Gelübde tun, zu schweigen", schrieb er einmal an Vettori. Überall geht er den Lebensgesetzen des Staats nach. Unablässig beschäftigt er sich mit den Elementen der Politik, mit Staat und Volk, Macht und Gesetz, Herrscher und Masse, Krieg und Frieden. Selbst aus seinen poetischen und fachlichen Werken spricht immer nur der politische Denker und praktische Politiker, der sich mit seiner Zeit auseinandersetzt.

In den „Decennali" (Reim-Chroniken), die während seiner Amtszeit entstanden sind, behandelt er die Ereignisse der Zeit von 1494 bis 1509 und ihre Männer. Auch der philologische „Dialog über die Sprache" aus dem Jahre 1512, in dem er der Frage nachgeht, ob die Sprache Dantes, Petrarcas und Boccaccios italienisch oder florentinisch ist, dient dem höheren Ruhm seiner Vaterstadt Florenz. „Sooft ich mein Vaterland ehren konnte", heißt es im Anfang dieser Abhandlung, „habe ich es, ob es mir zum Nutzen oder zum Schaden war, immer bereitwillig getan; denn es gibt im Leben keine größere Verpflichtung als die gegen das Vaterland." Seine kleine Versdichtung „Der goldene Esel" aus dem Jahre 1517 ist eine Satire auf Zustände und Persönlichkeiten in Florenz, und aus seinen Kurzgedichten, den „Capitoli", in denen er in reizvollen Terzinen die ihn immer wieder beschäftigenden Themen: Glück, Undank, Gelegenheit, Ehrgeiz behandelt, spricht der politische Mensch, der in seinem bewegten Leben mehr als genug die Möglichkeit hatte, hierüber praktische Erfahrungen zu sammeln. Auch Machiavellis berühmte Komödie „La Mandragola" (Die Alraun-

wurzel, bisweilen auch mit „Liebestrank" übersetzt) ist im Grunde nichts anderes als eine schmerzvolle Satire auf die Verfallserscheinungen seiner Zeit. In ihr geißelt er die Verwirrung aller religiösen Begriffe, die keinen Unterschied mehr kennt zwischen Sünde und Gottesfurcht, Lüge und Wahrheit. Mit derbem Spott zeichnet er einen Mönch, mit dessen Segen und Mitwirkung die einzig reine Seele des Stücks durch Lug und Trug zum Ehebruch verführt wird. Außer „Mandragola", die heute noch als eine der besten Komödien der italienischen Literatur geschätzt wird, hat Machiavelli noch einige andere, unbedeutende Stücke geschrieben, die gleichwohl als Zeugnisse seines vielseitigen Geistes von dokumentarischem Wert sind. Sein gesamtes dichterisches Werk bildet aber gewissermaßen nur eine anmutige Arabeske um sein eigentliches Lebenswerk, das ganz der Erkenntnis des Wesens der Politik und ihrer Gesetze gewidmet war.

Solange Machiavelli im Amte war, ließ ihm seine rastlose Tätigkeit im Dienste seiner Vaterstadt freilich keine Zeit zu einer geschlossenen Darstellung seiner politischen Erkenntnisse und Einsichten. Doch schon seine Gesandtschaftsdepeschen und Denkschriften, obwohl sie nur dem Zweck dienten, seiner vorgesetzten Behörde Bericht zu erstatten oder Vorschläge zu unterbreiten, lassen in mancher Bemerkung erkennen, daß ihr Verfasser die Dinge noch unter einem anderen, größeren Gesichtspunkt ansah als nur nach ihrer aktuellen Bedeutung für die Politik der florentinischen Regierung. Die nötige Muße zum Niederschreiben seiner politischen Erkenntnisse und Ideen fand Machiavelli, wie schon gesagt, erst während der Zeit seines Exils, in der seine theoretischen Schriften denn auch in der Hauptsache entstanden sind. 1513 schrieb er gleichzeitig am „Principe", dessen erste Fassung er noch im gleichen Jahre vollendete, und an den „Discorsi", an denen er etwa acht Jahre arbeitete. Die „Kriegskunst" war wohl um 1520 vollendet und erschien 1521, und zur selben Zeit erhielt er auch den Auftrag

zur „Geschichte von Florenz", die in fünf Jahren fertig wurde. Diese beiden Werke sind auch seinen politischen Schriften zuzurechnen, trotzdem sie keine eigentlich politischen Themen behandeln.

„Die Kriegskunst" (L'arte della guerra) hat die Form eines fingierten Gespräches zwischen Mitgliedern der Orti Oricellarii in Gegenwart Giulios de Medici, des späteren Papsts Clemens VII. Der Grundgedanke ist hier, daß ein Staat, der sich behaupten will, ein starkes Heer besitzen muß, das aus dem Volke selbst, nicht aus vaterlandslosen Söldnern gebildet ist. Als Kern jedes Heeres bezeichnet Machiavelli die Infanterie, die allein schlachtentscheidend sei. Nachdem er über Bewaffnung und Übung, Einsatz und Gefecht, Etappe und Zufuhr gesprochen hat, rühmt er am Schluß einige Feldherren des Altertums, die ein diszipliniertes, schlagkräftiges Heer geschaffen haben, und mit bitteren Worten tadelt er Italien, das in dieser Hinsicht ein Schandfleck unter den Völkern wäre. Prophetisch fügt er hinzu: „Wer unter den italienischen Herrschern zuerst diesen Gedanken befolgt, wird sich zum Herrn von ganz Italien aufschwingen ... Wer diese Lehren verachtet, verachtet als Fürst seinen Thron, als Bürger sein Vaterland."

Die „Geschichte von Florenz" überreichte Machiavelli 1525 seinem Gönner, dem Papst Clemens VII., dem sie gewidmet ist. Sie beginnt nach einer kurzen Abhandlung über die Frühgeschichte der Stadt mit den Parteikämpfen im 13. Jahrhundert und endet mit dem Tod Lorenzo Magnificos. Trotz der gewissen Gesinnungsopfer, die er bei der Schilderung der Herrschaft der Medici seinem päpstlichen Auftraggeber bringen mußte, kommt diesem Werk doch besondere Bedeutung zu. Er bricht mit der üblichen Form der Geschichtsschreibung, die sich bisher in der chronologischen Aneinanderreihung geschichtlicher Begebenheiten erschöpfte, und spürt den inneren Ursachen der Krisen und Unruhen nach, die immer von neuem den Staat umgestalten. Zum erstenmal wohl wird hier ein Geschichtsschreiber auch

der Bedeutung der wirtschaftlichen Grundlagen im geschichtlichen Leben gerecht. So ist dieses Buch das erste moderne Geschichtswerk unserer Zeit. Selbstverständlich macht Machiavelli auch in dieser Arbeit seine Auffassungen über Volk, Staat und Macht, sowie seine moral-philosophischen Ideen zu tragenden Gesichtspunkten des Ganzen. Aus der Geschichte von Florenz leitet er seine Grundsätze ab, damit seine Landsleute aus der eigenen Geschichte die notwendigen Lehren ziehen können.

Bei aller Bedeutung für die Kultur- und Literaturgeschichte haben aber nicht diese Werke den großen Namen Machiavellis begründet, sondern seine beiden großen politischen Schriften: „Il Principe" (Der Fürst) und „I tre libri dei Discorsi sopra la prima deca di Tito Livio" (Die drei Bücher der Betrachtungen über die erste Dekade des Titus Livius). Zu seinen Lebzeiten war ihm mit keinem der beiden Werke Erfolg beschieden. Sie wurden nicht einmal gedruckt; nur dem engeren Freundeskreis wurden sie bekannt. Wir wissen, daß er die „Discorsi" in den Orti Oricellarii vorgelesen hat, und daß sie auch in Abschriften von Hand zu Hand gingen.

Gelegentlich ist die Behauptung aufgestellt worden, beide Werke stünden in einem gewissen Widerspruch zueinander, und Machiavelli habe seine Meinungen nach den verschiedenen Adressaten abgestimmt, denen er die beiden Werke gewidmet hat. Nun ist allerdings der „Principe" einem Medici zugeeignet, die „Discorsi" einem Verschwörer gegen die Medici, doch zeigt ein Vergleich der politischen und moral-philosophischen Grundanschauungen beider Werke, daß diese völlig übereinstimmen, nur werden sie von verschiedenen Seiten und Standpunkten beleuchtet und abgewandelt. Das Ziel beider Werke ist das gleiche: in beiden zeigt Machiavelli, wie die politische Macht nach innen und außen begründet und behauptet wird. Im „Fürsten" behandelt er dieses Thema vom Standpunkt des Herrschers, der großen Einzelpersönlichkeit, in den „Discorsi"

liegen die Akzente auf Staat und Volk. Leitmotiv in beiden Werken ist die Erkenntnis, daß ein Staat, gleichgültig, welche Verfassung er hat, ob er Monarchie oder Republik ist, stark sein muß, wenn er das politische Schicksal seines Volks mit Erfolg gestalten will.

Das Hauptinteresse der Mit- und Nachwelt galt nicht den umfangreicheren, viel weiter gespannten „Discorsi", sondern dem kleinen Traktat vom „Fürsten". Machiavelli hatte sich, wie schon angedeutet, dieses Werkchen nur als Zweckschrift gedacht, mit der er die Absicht verfolgte, den Medici ihre große politische Aufgabe, die Einigung Italiens, zu zeigen und dabei sich gleichzeitig als Helfer zu empfehlen. Er tat es mit hinreißendem Schwung, großartigen Formulierungen und straffster Systematik. Hierin mag wohl das Geheimnis seiner besonderen Wirkung auf die Nachwelt begründet sein. Zum erstenmal in der neueren Geschichte wird in dieser Schrift dem modernen Nationalstaat das Wort geredet, zum erstenmal wird das große, einige Italien, das an die Stelle kleinstaatlicher Zersplitterung und Fremdherrschaft treten soll, zum politischen Ziel erhoben. Machiavelli beschreibt hier, nach seinen eigenen Worten an Vettori, das Wesen der Herrschaft, ihre verschiedenen Arten, die Mittel zu ihrer Erhaltung und Behauptung, die Ursachen ihres Verlustes. Er will den Fürsten, und vor allem solchen, die neu zur Herrschaft gelangt sind, den Weg zur Macht weisen.

In den „Discorsi" dagegen, seinem umfangreichsten Werk, beschäftigt sich Machiavelli mehr oder weniger ausführlich mit den meisten Problemen der inneren und äußeren Politik, der Staatsführung, der Verfassung und Verwaltung, der Volkswirtschaft, Kolonialpolitik und Kriegführung. Hier spricht er freimütig und ungeschminkt seine wahren Meinungen und Gedanken aus. Die „Discorsi" sind nicht, wie der Titel vermuten läßt, nur ein Kommentar zu den ersten zehn Büchern des Livius oder eine gelehrte Untersuchung über die römische Geschichte. Diese ist vielmehr nur der Stoff, an dem sich das politische Ingenium

Machiavellis entzündete, und zugleich das Mittel, seine Gedanken, Erkenntnisse und Thesen, die ihm zum guten Teil auch die eigene Erfahrung eingab, seinen Zeitgenossen in einer ihrem Bildungsstand angemessenen Weise verständlich zu machen. Galt doch damals ganz allgemein die Geschichte Roms als die Lehrmeisterin aller Politik, und wer über Geschichte und Politik diskutieren oder gar neue Ideen in die Diskussion werfen wollte, tat gut daran, sie mit Beispielen aus der römischen Geschichte zu belegen. Daß Machiavelli gerade Livius zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen gewählt hat und nicht Tacitus oder einen anderen ihm geläufigen römischen Geschichtsschreiber, lag im Stoff begründet; denn nur Livius befaßte sich mit der Gründung des römischen Staats. Da Machiavelli bei dieser Arbeit keine Rücksicht zu nehmen hatte auf einen hohen Herrn, dessen Gunst es zu gewinnen galt, und eben darum auch kein Traktat, kein Lehrbuch des politischen Erfolgs zu schreiben war, durfte er seine Ideen und Meinungen unsystematisch und nur lose geordnet aneinanderreihen, wie gerade der Einfall ihn zur Niederschrift trieb. Dieser Mangel an Systematik, zusammen mit dem wenig einladenden Titel, macht es erklärlich, daß dieses umfassendste Hauptwerk des großen Florentiners nicht so viele und nicht so dankbare Leser gefunden hat wie der Traktat vom „Fürsten". Für den heutigen Leser vollends, der nicht über die zu Machiavellis Zeiten selbstverständlichen gründlichen Kenntnisse der antiken Geschichte verfügt, mag die verwirrende Fülle und Ausführlichkeit der geschichtlichen Beispiele die Lektüre erst recht erschweren. Auch wissen wir heute, daß viele der von Machiavelli herangezogenen Beispiele der modernen Forschung nicht mehr standhalten. Da es aber auf diese Beispiele gar nicht ankommt, weil sie auch für Machiavelli nur Mittel zum Zweck waren, können sie heute gut entbehrt werden. Sie sind daher in der vorliegenden Bearbeitung zum größten Teil weggelassen worden. Was bleibt, ist gleichwohl echter Machiavelli, dessen überlegener und scharfsichtiger Geist teils in

festgefügten Lehrsätzen, teils in seinen nicht minder prägnanten Schlußfolgerungen aus den Beispielen der Geschichte zum Ausdruck kommt. Seine Axiome sind auch ohne historisches Beiwerk verständlich. Wenn ihnen gelegentlich auch die Straffheit der Formulierung fehlt, die am „Principe" bewundert wird, so sind sie dafür um so unverblümter und wahrhaftiger gemeint. Die Gesamtheit der in den „Discorsi" niedergelegten Gedanken und Meinungen erscheint daher in noch höherem Maße als der „Principe" geeignet, uns Machiavellis Lehre und politische Einsichten zu vermitteln.

Die große Entdeckung, die Machiavelli in seinem politischen Werk, vor allem in den „Discorsi" und im „Principe" beschreibt und abwandelt, ist die Erkenntnis von der Eigengesetzlichkeit der Politik. Seine vielfachen Erfahrungen, der Zustand der moralischen Verwilderung in Italien, lehrten ihn, politische Handlungen für sich allein zu betrachten, unabhängig von kirchlichen oder moralischen Gesichtspunkten. Er war der erste, der den Mut hatte, auszusprechen, daß sich Politik nicht mit Moral und Gottesfurcht vereinigen läßt, daß sie getrennte Welten sind, und daß der Politik, gegenüber den anderen Formen der Wirklichkeit, völlige Selbständigkeit zukommt. Zwar hat jeder politische Tatmensch, und nicht zuletzt die politische Umwelt Machiavellis, stets nach diesem Grundsatz gehandelt, doch vor ihm hat es niemand gewagt, ihn auszusprechen. Diese Entdeckung führte ihn zum Hauptgesetz der Politik, der Staatsraison (ragione del stato), zur Maxime des zeitgemäßen Handelns, zum Phänomen der Macht und zu all den anderen Voraussetzungen, die Maß geben für das Leben des Staats. Damit der Staat nicht untergeht und seine politischen Aufgaben erfüllen kann, hat er sich nach nichts anderem zu richten als ausschließlich nach seinem Interesse. Darum ist dem Staatsmann jede Handlung erlaubt, jede Lüge, jede Hinterlist und jede Art von Gewalt, wenn es nur zum Wohl des Vaterlands gereicht. Läßt sich ein Staatsmann durch die Gebote der Moral oder der Kirche binden, so wird sein Land

notwendig die Beute von Bösewichtern, die sich nicht an diese Bindungen halten. Die Unterscheidung von Gut und Böse gleitet also am Politischen ab; hier gilt nur, ob taugliche oder untaugliche Mittel angewendet werden. Machiavelli weiß, daß das Leben der Staaten ein ununterbrochener Kampf ist; im Kampf aber verleiht die Geschichte nur dem wirklichen Sieger die Palme, sie fragt nicht, ob er mit List oder Gewalt gesiegt hat, und macht keinen Unterschied zwischen Recht und Unrecht. Im Urteil der Geschichte gilt nur Erfolg oder Mißerfolg. Damit stellt Machiavelli, wie Meinicke sagt, den „Imperativ der Staatsnotwendigkeit" auf, der auch an sich unsittliche Handlungen rechtfertigt. Die Staatsraison ist für ihn das Rettungsmittel gegen die Auflösung ringsum.

Wenn Machiavelli als Denker beim Aufbau seines politischen Systems auch moralische und religiöse Bindungen verwirft, so ist er doch weit davon entfernt, sie im Privatleben zu leugnen oder gar zu verwerfen; in dieser Sphäre erkennt er sie vielmehr bedingungslos an. Religion und Moral sind auch für ihn die notwendigen Fundamente des Staats; nur genießen sie nicht mehr den Vorrang wie in der mittelalterlichen Welt, sie werden in die zweite Linie geschoben und der Politik als unentbehrliches Mittel untergeordnet. Man hat Machiavelli gelegentlich einen Immoralisten genannt. Zu Unrecht! In seinem ganzen Werk findet sich nicht die Andeutung eines Angriffs gegen die Religion oder die Moral als solche. Auch für ihn bleibt das Gute gut und das Böse bös. Er empfiehlt nur in gefährlichen Lagen des Staats dem politischen Täter, unabhängig von diesen Unterscheidungen zu handeln.

Diesen Grundauffassungen entspricht auch das Idealbild, das sich Machiavelli von einem Herrscher erträumt. Er fordert von ihm Großherzigkeit und Grausamkeit, Milde und Furchtbarkeit, Gerechtigkeit und elementare Kraft, und all diese Eigenschaften durch weitschauende Klugheit verbunden. „Einen Fuchs und einen Löwen muß sich ein Herrscher zum Vorbild

nehmen", sagt er im „Principe". „Der Löwe kann sich nicht gegen Schlingen, der Fuchs nicht gegen Wölfe verteidigen. Deshalb muß er, um die Schlingen zu erkennen, ein Fuchs, und wiederum ein Löwe sein, um die Wölfe zu schrecken. Wer nur Löwe spielen will, versteht sich schlecht auf seinen Beruf." In seiner Beschreibung des Lebens des Castruccio Castracano, des Herrn von Lucca, verleiht er diesem ähnliche Züge: „Dankbar gegen die Freunde, treulos gegen die Fremden, und niemals suchte er durch Gewalt zu siegen, wo er durch List siegen konnte; denn er sagte, daß der Sieg und nicht die Art des Sieges Ruhm bringe. Auch pflegte er zu sagen, daß Gott die starken Menschen liebe, denn man sähe ja, daß er immer die Schwachen durch die Starken züchtige."

Bei der Erforschung des Wesens der Politik und der Voraussetzungen des politischen Erfolgs stößt Machiavelli auch auf die Elemente des politischen Handelns. Er sieht sie in der *necessità* (Notwendigkeit oder Zwang der Not), der *fortuna* (Glück oder Schicksal), der *virtù* (Tüchtigkeit). In den „Discorsi" weist er darauf hin, „wie nützlich für alle menschlichen Handlungen der Zwang der Not ist." Fast alles, was geschieht, geschieht nach seiner Ansicht aus necessità, aus dem Zwang der Notwendigkeit. Diese Notwendigkeit ist für ihn naturgegeben und kann durch nichts, durch keine Überlegung und keine Überzeugung verhindert werden; sie versetzt in eine bestimmte politische Lage und drängt unweigerlich zur Verwirklichung. Ob sich aber dieser Zwang der Not verwirklicht oder nicht, ob der Augenblick für die politische Tat günstig ist oder nicht, ist Schicksal und wird von fortuna, dem Glück, bestimmt; doch diesem gegenüber zeigt sich die virtù, die Tüchtigkeit oder das Können des Politikers. Beide Begriffe, fortuna und virtù, haben für Machiavelli einen geradezu metaphysischen Grundzug. Beide greifen über alles Irdische hinaus und entziehen sich jeder Erfahrung und Berechnung. In der fortuna, dem Glück oder Schicksal, sieht er eine

Naturgewalt, ohne die kein Staat und kein politischer Führer seine Aufgabe erfüllen kann. Sie ist für ihn schlechthin unentbehrlich, doch darf er sich auch nie völlig auf sie verlassen, denn sie ist launenhaft, ihre einzige Beständigkeit ist der Wechsel, der allerdings immer wieder zu den alten Verhältnissen zurückführt. Machiavelli vergleicht fortuna mit einem Rad, das stets in die alte Lage zurückschwingt. Dem Schicksal räumt er die Hälfte des Lebens ein. „Nur die eine Hälfte unserer Handlungen überläßt es uns", sagt er im Principe, „über die andere entscheidet es selber." Darum ist es nach seiner Anschauung nicht vergebens, gegen das Schicksal zu kämpfen; schließlich gelingt es doch, ihm einen Erfolg abzutrotzen. „Fortuna", heißt es im „Principe", „ist ein Weib, man muß es schlagen und stoßen, wenn man es haben will, und es läßt sich lieber von den Kühnen und Wilden als von den Lauen vergewaltigen." Machiavelli ist also durchaus kein Fatalist; er teilt nicht den antiken Glauben von der Aussichtslosigkeit des menschlichen Kampfes gegen das Schicksal. Für ihn ist das ganze Leben ein Kampf zwischen fortuna und virtù, der dem Menschen zu seiner Bewährung auferlegt ist. Unter diesem Gesichtspunkt kommt naturgemäß der virtù im politischen Leben entscheidende Bedeutung zu. Sie ist für Machiavelli mehr als die römische Virtus oder männliche Tüchtigkeit, ganz zu schweigen von der „Tugend" im landläufigen Sinn, wie virtù häufig übersetzt wird. Auch sie ist, wie die fortuna, eine Naturkraft, die Menschen und Völker zu heroischen Taten und großen Leistungen befähigt, oder, um mit Nietzsche zu reden, „ein Maximum von Kraft", „moralinfreie Tugend", „Tugend als Lust am Widerstand, Wille zur Macht". Virtù kann bei Machiavelli nicht nur der einzelne Mensch haben, auch Länder und selbst Einrichtungen können von ihr beseelt sein. Spricht er von der virtù eines Landes, so meint er damit die gesammelten Energien, die ein Staatswesen zu seiner Erhaltung und darüber hinaus zu seiner Machterweiterung in sich trägt. Und unter der virtù einer Einrichtung versteht er den Inbegriff der Kräfte, die

staatlichen Einrichtungen und Religionen innewohnen, um die Menschen zu einer gewissen Vollkommenheit zu führen. Immer ist virtù schöpferische Energie, sie steht jenseits von Gut und Böse, ihr Grad bestimmt die Rangordnung des einzelnen wie der Völker; ohne sie ist keine Leistung und kein Erfolg möglich.
Dieser mystische Virtù-Begriff macht auch erklärlich, warum Machiavelli nicht auf bestimmte politische Ideologien festgelegt werden darf. Ihm kommt es immer nur darauf an, daß der Staat die in ihm vorhandene virtù zur bestmöglichen Entfaltung bringt, damit er seine geschichtliche Aufgabe erfüllen kann. Unter welcher Regierungsform oder mit welcher Verfassung dies geschieht, ist hierfür von untergeordneter Bedeutung. Machiavelli fragt daher nie, welche Regierungsform die beste, sondern welche die geeignetste ist. Die geeignetste aber ist für ihn die, bei der sich die virtù am besten entfalten kann. Allein unter diesem Gesichtspunkt beurteilt er Regierunsgformen und Verfassungen, nie von ideologischen Überzeugungen aus. So ist es verständlich, daß er zugleich Freiheitskämpfer und ein Bewunderer Cesare Borgias sein kann.

Machiavellis persönliche Sympathien gehören allerdings der Republik, nicht dem Tyrannenstaat, der auf Gewalt gegründet ist. Wie wenig er die Mittel der Gewalt als Dauerlösung empfand, beweist die in den „Discorsi" ausgesprochene grundsätzliche Erkenntnis, daß der Machthaber zur Festigung seiner Herrschaft der vertrauensvollen Einschaltung der Volkskräfte nicht entbehren kann und daß er sich, wenn er etwas Großes leisten will, unbedingt auf das Volk stützen muß; denn die Liebe des Volks ist auch in Machiavellis Lehre das festeste Bindemittel des Staats und freiwilliger Einsatz der stärkste Antrieb politischer Unternehmungen.
Seine persönliche Sympathie macht ihn jedoch durchaus nicht blind für die Unzuverlässigkeit des Volkswillens und der Volksmeinung. So sagt er einmal: „Auf das Volk bauen heißt auf

Schlamm bauen", und in den „Discorsi" stellt er mit lapidarer Eindringlichkeit fest: „Um einen Staat zu gründen oder neu zu ordnen, muß man allein sein." Der Gründer oder Neuordner eines Staats soll die Möglichkeit haben, den Gesetzen souverän gegenüberzustehen. Ist der Staat aber gebaut, so soll man handeln wie Romulus: den Staat dem Senat, also dem Volk, überlassen. Machiavelli hatte eben einen unverwüstlichen Glauben an die Unentbehrlichkeit der Freiheit im Zusammenleben der Menschen, wie aus seiner von den Medici geforderten Denkschrift zur florentinischen Verfassung und aus den verschiedenen Bemerkungen in den „Discorsi" so recht klar wird. Allerdings stört dieser Glaube in gewisser Hinsicht die Einheitlichkeit seines Lehrgebäudes. Er steht im Widerspruch zu seiner sonstigen pessimistischen Grundhaltung und seiner Skepsis den Menschen gegenüber; denn das Böse im Menschen ist für ihn eine unabänderliche Tatsache, und er ist von vornherein überzeugt, daß die Menschen in ihrer Einstellung dem Staat gegenüber nur von schlechten Absichten geleitet sind. Hierin ändern sie sich nie, sie bleiben stets dieselben. Trotzdem glaubt er fest daran, daß die Menschen besserungsfähig sind und für das Zusammenleben erzogen werden können. Allerdings, von der Einwirkung auf Seele und Gewissen hält er nichts, nur mit Zwang sind die Menschen zu zügeln. Das wirksamste Mittel dazu ist für ihn die Religion, die den Menschen aus Furcht vor göttlicher Strafe in Gehorsam hält. In zweiter Linie sind es gute Gesetze, die die Menschen in Schach halten und zu einer gewissen Vollkommenheit führen, oder, wenn die Gesetze nicht mehr ausreichen und die Menschen in einem Gemeinwesen verlottert sind, die Gewalt großer Staatsführer. Dabei mißt er auch der militärischen Erziehung eine besondere Bedeutung als staatserhaltender Kraft bei. Religionen, Gesetze und Heerwesen nennt er einmal die wichtigsten Mittel für die Erhaltung der Staaten.

Machiavellis pessimistische Grundhaltung zeigt sich auch in seiner kosmischen Betrachtungsweise. Obwohl er allgemein-

gültige Gesetze des politischen Handelns aufstellt und an diesen als an unumstößlichen Wahrheiten festhält, ist er doch von ihrer Vergänglichkeit überzeugt. Er ist sich durchaus der Relativität aller politischen Erscheinungen bewußt. So betont er in den „Discorsi" die Unmöglichkeit, eine ewige Republik zu schaffen; er sieht auch den ewigen Kreislauf der Regierungsformen, die einander ablösen und sich immer wiederholen. Ein andermal sagt er, in fünf- bis sechstausend Jahren sei alles verändert und vergessen. Doch diese gelegentlich durchschimmernde pessimistische Betrachtung lähmt nicht seine Tatkraft und seine Begeisterung für sein Werk. So ist sein Pessimismus nicht Dekadenz, sondern Überschuß an Kraft, mit dem er seine Lehre aus dem Irdischen hinaushebt und in die große Weltordnung einbaut.

Neben diesen Grundlinien, die immer wieder im Lehrgebäude Machiavellis sichtbar werden, enthalten seine Werke eine Unsumme politischer Erfahrungen und praktischer Ratschläge, deren überzeitliche Güte sich erweist, wenn man sich dabei an die Geschehnisse und Erscheinungen der geschichtlichen Entwicklung der Jahrhunderte nach ihm erinnert. Immer wieder tritt in Erscheinung, wie aktuell viele seiner Gedanken sind. So hat er beispielsweise auch politische Formen und Erscheinungen vorausgeahnt, die uns das jüngste Ergebnis der modernen Entwicklung dünken. Er wußte bereits um das unheimliche Halbdunkel der „Krieg-Friedens-Atmosphäre", jenes Zustands, der nicht mehr Frieden, aber noch nicht Krieg ist; er kannte die Vorzüge und Nachteile eines Nervenkriegs sehr gut; trefflich entwickelt er bereits die Theorie, wie man durch eine besondere Art von Propaganda die innere Widerstandskraft des Gegners zermürbt und schließlich zerbricht.

Selbstverständlich ist mancher der Lehrsätze Machiavellis zeitlich bedingt und begrenzt. Mancher befremdet auch und ist von der politischen Gegenwart überholt, doch bleibt es trotz

dieses Mangels sein unsterbliches Verdienst, daß er das politische Denken erst begründet hat, und sein bleibender Ruhm, daß er die staatliche Gemeinschaft als höchsten Wert erklärt hat. Er fordert zwar die freie Entfaltung der Persönlichkeit, aber nur, damit sie der Gemeinschaft desto besser diene. Zum erstenmal in der neueren Zeit kam ihm zum Bewußtsein, daß die Idee der Freiheit in hartem Gegensatz zu den Lebensgesetzen des Staats steht und daß sie allein keinen Staat zu schaffen vermag, der allen Stürmen gewachsen ist. Darin liegt Machiavellis aktuelle Bedeutung auch für unsere Zeit.

IV.

Zu seinen Lebzeiten war Machiavelli weiteren Kreisen seiner Zeitgenossen nur als Dichter einigermaßen bekannt, doch anscheinend nicht sehr gewürdigt; jedenfalls wurde er zu seinem Schmerz von Ariost, der in seinem „Orlando Furioso" manchen zeitgenössischen Dichter lobend erwähnt, mit Stillschweigen übergangen. Von seinen politischen Schriften wußten nur seine Freunde und einige Gönner. Außer seiner Arbeit über die Kriegskunst waren sie nicht einmal gedruckt worden. Erst 1532, fünf Jahre nach seinem Tode, brachte die päpstliche Offizin in Rom seine Werke heraus. Damals wurden auch der „Principe" und die „Discorsi" zum erstenmal veröffentlicht. Papst Clemens VII. war großzügig genug, seinem Schützling die verächtlich-ironischen Seitenhiebe gegen Papsttum und Kirchenstaat nicht zu verübeln. Siebenundzwanzig Jahre später allerdings, unter dem Pontifikat Pauls IV., veröffentlichte die gleiche Offizin einen Index der verbotenen Bücher, in dem unter den ersten Werken auch das Buch vom „Principe" und die

„Discorsi" standen. Doch hat diese Diffamierung dem Ruhm dieser beiden Hauptwerke nicht geschadet. Der „Principe" wurde trotzdem in alle Sprachen übersetzt, und wenn auch die unmittelbare Wirkung auf Italien, für das er berechnet war, ausgeblieben ist, so hat doch nie mehr eine politische Schrift ein nachhaltigeres Echo in der Welt hervorgerufen. Ein schwacher Abglanz dieses Ruhms fiel auch auf die „Discorsi". Im 16. und 17. Jahrhundert wurden auch sie häufig nachgedruckt und eifrig studiert, gerieten dann allerdings bald in Vergessenheit.

Wenn man von Machiavelli sprach, dachte man immer nur an den „Fürsten". Ja, man ging so weit, sein Bild mit dem seines „Principe" zu vermischen und zu identifizieren. Daraus entstand schließlich auch seine Verfemung, die heute noch mit dem Schlagwort „Machiavellismus" seinen Namen zur Bezeichnung jeder Art von Frevel und Hinterlist mißbraucht. Doch hatte Machiavelli zu allen Zeiten auch leidenschaftliche Bewunderer und Anhänger. Immer entzündeten sich an seinem Namen die Meinungen im Für und Wider, man haßte und lobte, rechtfertigte und verdammte ihn; doch nie war es still um den Namen Machiavelli. Fürsten und Staatsmänner, Dichter und Philosophen setzten sich, jeder in seiner Weise, mit ihm auseinander.

In der ersten Reihe seiner Gegner standen die Jesuiten der Gegenreformation, deren ganzer Eifer darauf gerichtet war, den Staat wieder der Kirche zu unterwerfen. Ihnen mußte Machiavellis Lehre naturgemäß ein Stein des Anstoßes sein und sie waren es auch, die seine Indizierung veranlaßten. Der Protestantismus der Zeit war ihm nicht weniger feindlich gesinnt, denn er sah in seiner Lehre vom „absoluten Staat" eine Beeinträchtigung des religiösen Gewissens. Selbst Shakespeare unterlag dem Einfluß seiner Zeit, wenn er in „Richard III." vom „mörderischen Machiavelli" spricht und ihn in den „Lustigen Weibern von Windsor" als pfiffigen Haarspalter charakterisiert.

Doch hat Machiavelli schon im ersten Jahrhundert nach seinem Tode bei einigen Fürsten und Staatsmännern Zustimmung und Bewunderung gefunden. Karl V. soll den „Principe" fast auswendig gekannt haben, Katharina von Medici, die Tochter des Mannes, dem das Buch gewidmet war, hat ihn gelesen. Heinrich III. und Heinrich IV. haben ihn eifrig studiert, Richelieu hat ihn zu Rate gezogen, der große Papst Sixtus V., der bedeutende Politiker und Reorganisator des Kirchenstaats, machte eigenhändig Auszüge daraus, und in England sagte Francis Bacon, der Staatsmann und Philosoph, von Machiavelli: „Wir sind ihm Dank schuldig, weil er uns offen und ohne Umschweife gesagt hat, wie die Menschen gewöhnlich handeln, und nicht, wie sie handeln sollen."

Um so erstaunlicher ist es, daß der bedeutendste Herrscher der absolutistischen Zeit, Friedrich der Große, Machiavellis Gedankengängen scheinbar durchaus ablehnend gegenüberstand und viel zu deren Verfemung beigetragen hat. Mit seiner berühmt gewordenen Schrift „L'Antimachiavel" wollte er als Kronprinz „die Verteidigung der Menschlichkeit übernehmen wider dieses Ungeheuer, das sie verderben will". Man hat oft gefragt, was gerade Friedrich, der als König die politischen Regeln Machiavellis wie kein anderer befolgte, zu dieser Kampfschrift veranlaßt haben mag. Zunächst sah man darin nur eine Kronprinzenarbeit, die unter dem Einfluß Voltaires und des Geistes der Aufklärung entstanden ist. Mit guten Gründen weist dagegen Freyer darauf hin, daß das Problem tiefer liegt: nicht die aufklärerische Opposition gegen den absoluten Staat bestimmte hier die Position Friedrichs, sondern sein ethisches Ideal vom Fürsten und sein Legitimitätsbewußtsein. Friedrichs Gedanke, daß der Fürst der erste Diener des Staates sei, und seine Abneigung gegen die kleinen tyrannischen Gewalthaber, die mit den angestammten Herrschern der großen Monarchien nicht verglichen werden können, geben genügend Grund für sein absprechendes Urteil.

Fünfzig Jahre später, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, dessen Einstellung gegen Machiavelli im wesentlichen durch die Philosophie der Aufklärung und Friedrichs Kampfschrift bestimmt wurde, unternimmt J. G. Herder in seinen „Briefen zur Beförderung der Humanität" eine warmherzige Verteidigung Machiavellis. Er schreibt dort unter anderem: „Wie viel z. B. ist über Machiavellis ‚Fürsten' gesagt worden, und doch zweifle ich, ob mit ausgemachtem Resultate, indem einige dies Buch für eine Satire, andre für ein verderbliches Lehrbuch, andre für ein wankendes, schwachköpfiges Mittelding zwischen beiden halten. Und ein Schwachkopf war wahrlich Machiavelli nicht; er war ein Geschicht- und Welterfahrner, dabei ein redlicher Mann, ein feiner Beobachter und ein warmer Freund seines Vaterlandes. Daß er den Wert und die Form von mancherlei Staaten gekannt habe, davon zeugen seine Dekaden (Discorsi) über den Livius, und daß er kein Verräter der Menschheit werden wollte, beweist jede Zeile seiner anderen Schriften, so wie bis zum Alter hinan sein geführtes Leben."

Um die Wende zum 19. Jahrhundert bereitete sich ein Wandel in den Auffassungen über Machiavelli vor. Sein Werk und seine Persönlichkeit werden mit wachsender Sympathie gewürdigt. Es ist selbstverständlich, daß Napoleon I. sich rückhaltlos zu ihm bekannte; er hat sogar einen Kommentar zum „Fürsten" verfaßt. Aber, was geistesgeschichtlich mehr bedeutet, die nationalen Kräfte, die zunächst der Druck Napoleons in Europa wachgerufen, und der ganze aufstrebende Nationalismus des 19. Jahrhunderts fühlen sich durch Machiavelli bestätigt. Man kommt zu dem Bewußtsein, daß es, solange es Reiche gibt, immer nur eine große erfolgreiche Politik geben kann: die Machiavellis.

Dies ist auch der Gedanke, den Johann Gottlieb Fichte in seiner politischen Kampfschrift „Machiavelli", dem Seitenstück seiner berühmten „Reden an die Deutsche Nation", propagiert. Er benützt das Werk Machiavellis, um unter dem Vorwand einer Ehrenrettung des Florentiners die Deutschen zur politischen

Besinnung zu bringen und die öffentliche Meinung gegen Napoleon aufzurütteln. In dieser Schrift, die er in Preußens schwerster Zeit, im Winter 1806/1807, geschrieben hat, verteidigt er Machiavelli gegen alle Angriffe der Moralisten und bekennt sich mit ihm zu einer harten, rücksichtslosen Realpolitik. Er ruft Machiavelli als Kronzeugen auf gegen die „flache, kränkliche, armselige" Zeitphilosophie in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, „darbietend als ihr höchstes Gut eine gewisse Humanität, Liberalität und Popularität, flehend, daß man nur gut sein möge, und dann auch alles gut sein lassend, überall empfehlend die goldene Mittelstraße, d. h. die Verschmelzung aller Gegensätze zu einem stumpfen Chaos, Feind jedes Ernstes, jeder Konsequenz, jedes Enthusiasmus, jedes großen Gedankens und Entschlusses und überhaupt jedweder Erscheinung, welche über die lange und breite Oberfläche um ein weniges herausragte, ganz besonders aber verliebt ist in den ewigen Frieden." Mit den Ideen dieser Philosophie große Politik abwehren oder bekämpfen zu wollen, geißelt Fichte als armseligen Köhlerglauben, der unweigerlich zur Vernichtung führt.

Angeregt durch diese Schrift setzte sich Carl von Clausewitz in einem Brief an Fichte vom Jahre 1809 mit den Auffassungen Machiavellis über die Kriegskunst auseinander. Schon Jahre vorher hatte er sich mit Machiavelli beschäftigt und schätzte ihn außerordentlich, wenn er auch seine Philosophie als „manchmal etwas kindlich" bezeichnet. Dieses Urteil mag verständlich erscheinen; denn die etwas mechanistische Ethik Machiavellis ist Clausewitz, der die Politik auf höhere ethische Prinzipien zurückführen will, natürlich fremd.

Trotz Herders Fürsprache und der Ehrenrettung durch Fichte teilte die offizielle Politik im Europa der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die unter Metternichs Repräsentanz auf die Gedankengänge des Legitismus abgestimmt ist, immer noch das Urteil der Verfemung über Machiavelli; man sah in ihm einen

Revolutionär und Verschwörer. Doch die besten Köpfe der Zeit standen zu solchen Auffassungen in wachsender Gegnerschaft. Bereits 1824 sagt Ranke: „Machiavelli suchte die Heilung Italiens; doch der Zustand desselben war so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben." In Italien kommt Leopardi zu dem Urteil: „Unverhüllt spricht er die Dinge aus, die wahr sind, was geschieht und immer geschehen wird, – während die anderen genau das Gegenteil sagen."

Einige Jahrzehnte später sagt Jacob Burckhardt in seiner Würdigung Machiavellis: „Er faßt die vorhandenen Kräfte immer als lebendige Aktive, stellt die Alternativen richtig und großartig und sucht weder sich noch andere zu täuschen. . . . Seine politische Objektivität ist allerdings bisweilen entsetzlich in ihrer Aufrichtigkeit; aber sie ist entstanden in einer Zeit der äußersten Not und Gefahr, da die Menschen ohnehin nicht mehr leicht an das Recht glauben noch die Billigkeit voraussetzen könnten. Tugendhafte Empörung gegen dieselbe macht auf uns, die wir die Mächte von Rechts und Links in unserem Jahrhundert an der Arbeit gesehen haben, keinen besonderen Eindruck."

Über den ungeheuren Einfluß, den Machiavelli auf die Welt ausgeübt hat und immer noch ausübt, äußert sich Dilthey: „Indem er das Studium der römischen Welt mit dem des damaligen Italien vermittels seiner politischen Genialität und Erfahrung verknüpfte, wurde er eine Weltmacht. Er hat Marlowe und Shakespeare (Richard III.) so gut beeinflußt als Hobbes und Spinoza oder als die praktischen Politiker. Es war eine neue Anschauung des Menschen in ihm. Der Mensch war ihm eine Naturkraft: lebendige Energie . . . Er ist der erste Romane, welcher den imperialen Gedanken der römischen Welt unter den neuen Bedingungen der modernen Völker zur Geltung gebracht hat. Und er ist darum so viel größer als sein heute vielüberschätzter Schüler Hobbes, weil er auf diesem italischen Boden, wo der Herrschaftswille immer, in der römischen Republik, im Imperium wie im Papsttum, gewaltet hatte, ein Zeitgenosse der

Borgia, Rom vor Augen, Italiener von Geblüt, diesen Herrschaftsgedanken in urwüchsiger Kraft repräsentiert hat."

Besonders fruchtbar wurde Machiavellis Lehre für die philosophische Erkenntnis Nietzsches. Wo immer dieser in seinem Werk auf Machiavelli zu sprechen kommt, tut er es mit geradezu ekstatischer Begeisterung. Er fühlt sich zutiefst mit dem Florentiner verwandt und rechnet ihn zu seinen geistigen Ahnen. Machiavelli ist für ihn ein „Höhepunkt der Ehrlichkeit". Er rühmt dessen „unbedingten Willen, sich nichts vorzumachen und die Vernunft in der Realität zu sehen – nicht in der ‚Vernunft' noch weniger in der ‚Moral'". Machiavellis Lehre nennt er im „Willen zur Macht" den „Typus der Vollkommenheit in der Politik" und den Machiavellismus in seiner reinsten Äußerung hält er für so „übermenschlich, göttlich, transzendent", daß er „von Menschen nie erreicht, höchstens gestreift" wird.

Nach Nietzsche ist es dann kein Geringerer als Mussolini, der sich rückhaltslos zu Machiavelli bekennt. In seinem 1934 erschienenen Aufsatz „Preludio all Machiavelli" steht der Satz, mit dem wir unsere Betrachtung von Leben, Werk und Wirkung des großen Florentiners schließen wollen: „Ich behaupte, daß die Lehre Machiavellis heute lebendiger ist als vor vier Jahrhunderten, denn mögen sich auch die äußeren Erscheinungsformen unseres Lebens stark geändert haben, so sind doch im Geiste der Individuen und der Völker keine wesentlichen Veränderungen eingetreten."

VORBEMERKUNGEN

für den Leser des folgenden Textes

Wie in der Einleitung dargelegt wurde, sind in dieser Bearbeitung der „Discorsi" die geschichtlichen Beispiele, deren sich Machiavelli zur Ableitung oder Stützung seiner Ansichten und Thesen bedient, größtenteils weggelassen worden. Sie wurden nur dort beibehalten, wo ein Gedankengang so mit dem Beispiel verwoben ist, daß er ohne dieses nicht zu verstehen wäre.

Die drei Bücher der „Discorsi" sind im italienischen Original in zahlreiche Kapitel unterteilt, deren jedes eine besondere Überschrift in Form eines Satzes oder einer indirekten Frage trägt. Da diese, z. T. umfangreichen Überschriften durch die beschränkende Auswahl unserer Ausgabe in einem gewissen Mißverhältnis zu dem verbliebenen Inhalt der Kapitel ständen, wurde ganz auf sie verzichtet. Dafür wurden die Kapitel durch größere Zwischenräume voneinander abgehoben und durch Initialien an ihrem Anfang kenntlich gemacht. An Stelle der Kapitelüberschriften geben die fortlaufenden Kolumnentitel über den rechten Seiten stichwortartig den Inhalt der betreffenden Seiten an, während die der linken Seiten das Buch bezeichnen.

Auslassungen innerhalb eines Kapitels sind durch kleinere Zwischenräume angedeutet. Notwendige Erklärungen oder Textergänzungen des Bearbeiters sind in eckige Klammern gesetzt. Ein alphabetisches Verzeichnis im Anhang klärt über die im Texte vorkommenden Namen und Ereignisse auf.

Eine gewisse Schwierigkeit bei der Übersetzung bestand darin, daß Machiavelli von der politischen Welt der Stadtstaaten der Antike und des Italien seiner Zeit ausgeht und die ihm von dorther geläufigen staatsrechtlichen Begriffe zwar übernimmt, sie aber vielfach in einem ganz anderen Sinne verwendet, ohne sich um ihre ursprüngliche Bedeutung zu kümmern. So gebraucht er z. B. città (Stadt), stato (Staat) und republica (Freistaat) häufig nur in der allgemeinen Bedeutung von „Gemeinwesen" oder „Staat". Auch mit principe meint er nicht immer nur den Fürsten, sondern denkt dabei in erster Linie – im Sinne des lat. princeps – einfach an den „Ersten" im Staate, d. h. den Mann, der praktisch die Macht in Händen hat, einerlei, ob er fürstlichen Geblüts oder nur ein zu dieser Macht gelangter Bürger ist. Im zweiten Buch der „Discorsi", in dem fast ausschließlich von der auswärtigen Politik die Rede ist, fallen gar principe und republica begrifflich zusammen; Machiavelli gebraucht sie gleichbedeutend zur Bezeichnung des Leiters eines Staatswesens, ohne Unterschied, ob es sich um eine Alleinherrschaft oder eine Republik handelt. Nur aus dem Zusammenhang ergibt sich, welchen Begriff er jeweils mit dem betreffenden Wort meint, und demgemäß wurde es übersetzt.

Um ein möglichst getreues Bild von der Schreibweise Machiavellis zu geben, wurde auf eine Modernisierung des Ausdrucks verzichtet und auch das Gefüge seiner Sätze im großen und ganzen nicht verändert. Nur allzu lange, dem ciceronianischen Latein nachgebildete Satzperioden mußten mitunter in mehrere Sätze aufgelöst werden, damit der Gedankengang im Deutschen ohne Mühe erfaßt werden kann.

NICCOLÒ MACHIAVELLI
SEINEM ZANOBI BUONDELMONTI
UND
SEINEM COSIMO RUCELLAI
ZUM GRUSS!

Ich schicke Euch ein Geschenk, das zwar meinen Verpflichtungen gegen Euch nicht gerecht wird, ohne Zweifel aber doch das Beste ist, was Euch Niccolò Machiavelli schicken kann. Alles, was ich weiß, was ich mir durch eine langjährige Erfahrung und durch die unentwegte Lektüre der Geschichte angeeignet habe, habe ich hierin niedergelegt.

Da weder Ihr noch andere mehr von mir wünschen könnt, so könnt Ihr Euch nicht darüber beklagen, daß ich Euch nicht mehr gegeben habe. Wohl kann sich Euch die Armut meines Geistes verraten, wenn meine Ausführungen dürftig sind, und die Trüglichkeit meines Urteils, wenn ich mich häufig irre. In diesem Falle weiß ich nicht, wer von uns dem anderen mehr schuldig bleibt; ich Euch, die Ihr mich genötigt habt, etwas zu schreiben, was ich nie aus freien Stücken geschrieben hätte, oder Ihr mir, wenn Euch meine Schrift nicht befriedigt haben sollte.

Nehmt daher diese Schrift so, wie alles von Freunden genommen wird, wo es immer mehr auf die Gesinnung des Gebers als auf den Wert des Gegebenen ankommt.

Seid versichert, daß mir der Gedanke eine Genugtuung

ist, daß ich – mag ich mich auch bei vielen Gelegenheiten getäuscht haben – in keinen Irrtum verfallen bin, als ich gerade Euch auserwählt habe, um Euch meine Betrachtungen zu widmen. Ich glaube, dadurch einige Dankbarkeit für empfangene Wohltaten gezeigt zu haben, auch deshalb, weil ich mir nicht den üblen Brauch der Schriftsteller zu eigen gemacht habe, die ihre Werke immer irgendeinem Mächtigen zu widmen pflegen und diesen, verblendet von Ehrgeiz und Habsucht, wegen aller möglichen Vorzüge loben, während sie doch jedes seiner Laster tadeln sollten. Um nicht denselben Fehler zu begehen, habe ich kein Staatsoberhaupt gewählt, sondern Männer, die wegen ihrer zahllosen guten Eigenschaften verdienen würden, es zu sein, und auch nicht Männer, die imstande sind, mich mit Ämtern, Ehren und Reichtümern zu überhäufen, sondern Männer, die es täten, wenn sie es könnten. Denn ein Mann von gutem Urteil soll diejenigen wert schätzen, die freigebig sind, und nicht diejenigen, welche freigebig sein könnten, und ebenso die, welche einen Staat zu regieren verstehen, und nicht die, welche regieren, ohne es zu verstehen. So wird auch von den Schriftstellern dem Bürger Hieron von Syrakus größeres Lob gezollt als dem König Perseus von Mazedonien; denn dem Hieron fehlte, um Fürst zu sein, nichts als der Titel, Perseus aber hatte nichts von einem König als den Namen.

So nehmt denn das Gute oder Schlechte hin, das Ihr Euch selber gewünscht habt; und wenn Ihr bei Eurem günstigen Urteil über meine Ansichten bleibt, so werde ich die geschichtlichen Betrachtungen zu Ende führen, wie ich es Euch anfangs versprochen habe. Lebt wohl!

ERSTES BUCH

INNERE POLITIK

Neue Einrichtungen zu treffen oder Neuordnungen zu schaffen, ist bei der neidischen Natur der Menschen immer ebenso gefährlich gewesen wie die Entdeckung unbekannter Meere und Länder; denn die Menschen neigen mehr dazu, die Handlungen anderer zu tadeln, als zu loben. Da es aber meiner natürlichen Veranlagung entspricht, stets ohne Rücksicht alles zu tun, was nach meiner Ansicht für das Allgemeinwohl von Nutzen ist, habe ich mich entschlossen, einen Weg zu beschreiten, den noch niemand gegangen ist und der mir zwar Mühe und Beschwerden bringen wird, aber auch Lohn eintragen kann, falls man meine Bemühungen nachsichtig beurteilt.

Ich sehe, welche Ehre man dem Altertum erweist, wie oft man, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, das Bruchstück einer alten Plastik zu hohem Preise kauft, um sein Haus damit zu schmücken und es von Künstlern nachahmen zu lassen, und wie diese dann eifrig bemüht sind, es in allen ihren Werken darzustellen. Andererseits sehe ich, wie die bedeutendsten Unternehmungen in der Geschichte, die von Königreichen und Freistaaten früherer Zeiten, von Herrschern, Feldherren, Bürgern und Gesetzgebern und allen denen ausgeführt wurden, die sich für ihr Vaterland abgemüht haben, viel mehr bewundert, als nachgeahmt werden. Ja, man berücksichtigt

diese Vorbilder so wenig, daß bei uns von jener alten Tüchtigkeit kein Funken mehr zu spüren ist. So muß ich mich denn zugleich wundern und grämen, um so mehr als ich sehe, wie man bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und bei Krankheiten stets auf die Urteile oder Heilmittel zurückgreift, die von den Alten gefällt oder angewendet worden sind. Denn die bürgerlichen Gesetze sind nichts anderes als Urteilssprüche der Rechtsgelehrten früherer Zeiten, die, in ein System gebracht, Muster für unsere heutigen Richter sind. Ebenso ist die Medizin nichts anderes als die Erfahrung der Ärzte früherer Zeiten, auf die unsere heutigen Ärzte ihre Anschauungen gründen. Nichtsdestoweniger greift bei der Einführung freistaatlicher Verfassungen, bei der Erhaltung staatlicher Selbständigkeit, bei der Regierung von Königreichen, bei der Einrichtung des Heerwesens und der Kriegführung, bei der Rechtspflege und bei der Erweiterung der Herrschaft kein Fürst und kein Freistaat, kein Feldherr und kein Bürger auf die Beispiele früherer Zeiten zurück.
Dies hat seine Ursache . . . in dem Mangel wirklicher Geschichtskenntnis.

Unzählige, die sich mit Geschichte befassen, finden nur Vergnügen daran, die bunte Mannigfaltigkeit der Ereignisse, die sie in sich birgt, an sich vorüberziehen zu lassen, ohne daß es ihnen einfällt, sie als Muster für ihr eigenes Handeln anzuerkennen. Sie halten die Nachahmung nicht nur für schwierig, sondern für unmöglich, wie wenn Bewegung, Ordnung und Kräfte des Himmels, der Sonne, der Elemente und der Menschen anders wären als ehedem.

Von diesem Irrtum möchte ich die Menschen befreien. Darum habe ich es für nötig erachtet, über alle Bücher des Titus Livius, die uns die Mißgunst der Zeiten nicht geraubt hat, das zu schreiben, was ich zum besseren Verständnis der alten und neuen Begebenheiten für richtig halte, damit die Leser dieser Betrachtungen den Nutzen daraus ziehen mögen, dessentwegen man Geschichtskenntnis erwerben soll. Wenn dieses Unternehmen auch schwierig ist, so glaube ich doch, mit Hilfe derer, die mich ermutigt haben diese Last auf mich zu nehmen, es dahin zu bringen, daß ein anderer nur noch einen kurzen Weg zum Ziel seiner Bestimmung hat.

Die Menschen arbeiten entweder aus Zwang oder aus eigenem Antrieb. Die größte Kraftentfaltung zeigt sich immer da, wo der freien Wahl am wenigsten Spielraum bleibt. Es fragt sich also, ob es nicht besser wäre, Städte in unfruchtbaren Gegenden zu bauen; denn dort sind die Menschen gezwungen, tüchtig zu arbeiten, können weniger dem Müßiggang ergeben sein und müssen einiger leben, da sie wegen der Armut der Gegend weniger Grund zu Zwistigkeiten haben. So war es bei Ragusa und bei vielen anderen in ähnlichen Gegenden erbauten Städten. Nun wäre ohne Zweifel eine solche Wahl die klügste und nützlichste, wenn die Menschen sich damit begnügten, von dem zu leben, was sie haben, und nicht danach strebten, anderen ihren Willen aufzuzwingen. Da sie sich aber nur durch Macht sichern können, muß man unfruchtbare Gegenden meiden und sich an den frucht-

barsten Orten niederlassen, wo man sich dank dem Reichtum des Bodens ausbreiten, gegen Angriffe verteidigen und jeden niederwerfen kann, der der eigenen Ausdehnung entgegentritt. Wo aber die günstige Lage eines Landes Müßiggang zur Folge haben könnte, muß man dafür Sorge tragen, daß die Gesetze Pflichten auferlegen, zu denen die günstige Lage nicht zwingt. Man muß weise Gesetzgeber nachahmen, die in lieblichen und fruchtbaren Ländern gelebt haben, wo die Menschen leicht träge und zu jeder männlichen Anstrengung untauglich werden. Um den Nachteilen vorzubeugen, welche die Milde des Klimas dadurch verursacht, daß sie die Menschen zu Müßiggang verleitet, haben weise Gesetzgeber die wehrfähigen Männer zu regelmäßigen Übungen gezwungen; hierdurch wurden oft bessere Soldaten herangebildet als in rauhen und unfruchtbaren Ländern.

Glücklich das Volk, das einen Weisen hervorbringt, der ihm bleibende Gesetze gibt, unter denen es lange Zeit sicher leben kann! Über achthundert Jahre hat Sparta die Gesetze Lykurgs befolgt, ohne sie anzutasten und ohne daß eine gefährliche Umwälzung stattgefunden hätte. Weit schlechter daran sind die Staaten, denen kein weiser Gesetzgeber beschieden wurde, und die sich selbst eine neue Ordnung geben müssen. Von diesen aber ist am unglücklichsten der Staat, in dem gar keine Ordnung herrscht. Das ist der Fall, wenn seine Einrichtungen völlig vom geraden Wege abweichen, der ihn zum wahren Ziel staatlicher Vollkommenheit führen kann. Wenn sich ein

Staat einmal auf dieser Bahn befindet, so ist es fast unmöglich, daß er durch irgendein Ereignis wieder ins Geleise kommt.
Diejenigen Staatswesen, die zwar keine vollkommene Verfassung haben, deren Anfänge aber gut und entwicklungsfähig sind, können durch das Zusammentreffen günstiger Ereignisse vollkommen werden. Sicher ist jedoch, daß dies nie ohne Gefahr geschieht; denn die Mehrzahl der Menschen stimmt einem neuen Gesetz, das eine Neuordnung im Staat bezweckt, nur zu, wenn dessen Notwendigkeit unmittelbar vor Augen liegt. Da diese Notwendigkeit aber nur bei Gefahr eintreten kann, so geht der Staat leicht zugrunde, bevor er seine Vollkommenheit erreicht hat.

Die Alleinherrschaft wird leicht zur Tyrannis, die Herrschaft einer bevorrechtigten Schicht mit Leichtigkeit zur Oligarchie, und die Demokratie artet unschwer zur Anarchie aus. Führt also der Gründer eines Staatswesens eine dieser drei Regierungsformen ein, so ist es nur für kurze Zeit. Es läßt sich durch kein irdisches Mittel verhindern, daß sie in ihr Gegenteil ausartet; denn Gut und Schlecht sind einander in diesem Falle sehr ähnlich.

In diesem Kreislauf haben sich die Regierungen aller Staaten bewegt und tun es immer noch. Doch kehren sie selten zu den gleichen Regierungsformen zurück; denn kaum ein Staat besitzt so viel Lebenskraft, daß er solche Umwälzungen mehrmals überstehen könnte, ohne zugrunde zu gehen.
Nach meiner Meinung sind daher alle diese Staatsformen

verderblich; und zwar die drei guten [Alleinherrschaft, Adelsregiment, Demokratie] wegen ihrer Kurzlebigkeit und die drei anderen [Tyrannis, Oligarchie, Anarchie] wegen ihrer Schlechtigkeit. In Erkenntnis dieser Mängel haben weise Gesetzgeber jede der drei guten Regierungsformen für sich allein vermieden und eine aus allen dreien zusammengesetzte gewählt. Diese hielten sie für fester und dauerhafter, da sich Fürst, Adel und Volk, in ein und demselben Staat zur Regierung vereinigt, gegenseitig überwachen.

Wer einem Staat Verfassung und Gesetze gibt, muß davon ausgehen daß alle Menschen schlecht sind und stets ihren bösen Neigungen folgen, sobald sie Gelegenheit dazu haben.

Gutes tun die Menschen [dem Staate gegenüber] nur, wenn sie dazu gezwungen werden. Sobald ihnen freie Wahl bleibt und sie tun können, was sie wollen, gerät alles in Verwirrung und Unordnung. Darum sagt man: „Hunger und Armut machen die Menschen arbeitsam, Gesetze machen sie gut." Wo von selbst, ohne Gesetz, gut gehandelt wird, sind Gesetze nicht nötig; hört aber die gute Gewohnheit auf, so ist sogleich das Gesetz notwendig.

Wo die Armee gut ist, herrscht meist auch eine gute Ordnung und fehlt es auch selten an Glück.

Wer mehr auf den Lärm und das Geschrei der Parteikämpfe zwischen Adel und Volk sieht als auf ihre gute Wirkung, der bedenkt nicht, daß in jedem Gemeinwesen das Sinnen und Trachten des Volkes und der Großen verschieden ist, und daß aus ihrem Widerstreit Gesetze nur zugunsten der Freiheit entstehen.

Gute Beispiele entstehen aus guter Erziehung, gute Erziehung aus guten Gesetzen und gute Gesetze aus Parteikämpfen, die viele unüberlegt verdammen. Wer deren Ausgang genau prüft, wird finden, daß sie nie eine Verbannung oder Gewalttat zum Schaden des öffentlichen Wohles zur Folge hatten, wohl aber Gesetze und Einrichtungen zum Besten der allgemeinen Freiheit.

Jeder Staat muß seine Mittel und Wege haben, dem Ehrgeiz des Volkes Luft zu machen, besonders aber die Staaten, die sich bei wichtigen Dingen des Volkes bedienen wollen.

Das Volk ist zwar unwissend, wie Cicero sagt, aber trotzdem für die Wahrheit empfänglich; es gibt leicht nach, wenn ihm ein vertrauenswürdiger Mann die Wahrheit sagt.

Wer einer Republik eine Verfassung zu geben hatte, tat immer klug daran, Vorsorge für den Schutz der Freiheit zu treffen. Dies ist eine der notwendigsten Einrichtungen; von ihr hängt es ab, ob die bürgerliche Freiheit von län-

gerer oder kürzerer Dauer ist. Da es in jeder Republik mächtige Männer und ohnmächtiges Volk gibt, kann man zweifeln, in wessen Hände man am besten den Schutz der Freiheit legen soll.

Wer Partei für die Römer ergreift, kann sagen, daß der Schutz einer Sache denen anvertraut werden müsse, die am wenigsten Lust haben, sie zu mißbrauchen.

Andererseits sagen die Verteidiger der spartanischen und venezianischen Verfassung, man tue gut daran, den Schutz der Freiheit den Mächtigen anzuvertrauen.

Wer das Für und Wider beider Meinungen erwägt, kann in Zweifel kommen, wen man zum Hüter der Freiheit in einer Republik bestellen soll, um so mehr als man nicht weiß, welche Kategorie von Menschen in einem Staat schädlicher ist: die, welche zu erwerben strebt, was sie nicht hat, oder die, welche längst erworbene Vorrechte zu erhalten strebt. Bei genauer Untersuchung wird man schließlich zu folgendem Schluß kommen: Es kommt darauf an, ob man eine Republik im Auge hat, die ein mächtiges Reich werden will, wie Rom, oder eine Republik, der es genügt, Bestehendes zu erhalten. Im ersten Falle muß man in allem wie Rom handeln, im zweiten kann man Venedig oder Sparta nachahmen.

Meistens werden Umwälzungen durch die Besitzenden hervorgerufen; denn die Furcht, zu verlieren, erweckt bei ihnen das gleiche Verlangen wie bei denen, die etwas zu erwerben trachten. Glauben die Menschen doch, ihren Be-

sitz nur dann sicher zu haben, wenn sie von anderen etwas hinzuerwerben! Dazu kommt, daß die Besitzenden mit größerer Macht und stärkerer Durchschlagskraft Umwälzungen durchführen können.

In allen menschlichen Dingen zeigt sich bei genauer Prüfung, daß man nie einen Übelstand beseitigen kann, ohne daß daraus ein anderer entsteht.
Wir müssen daher bei allen unseren Entschließungen erwägen, wo das kleinere Übel liegt, und den danach gefaßten Entschluß als den besten verfolgen; denn es gibt nichts, was ganz vollkommen und völlig ohne Schattenseite ist.

Ohne zahlreiche Bevölkerung und ohne gut bewaffnetes Heer kann nie ein Staat wachsen oder, wenn er wächst, sich erhalten.

Eroberungen, auf einen schwachen Staat gegründet, sind der Untergang desselben.
Aus zwei Gründen führt man gegen einen Staat Krieg, einmal, um ihn zu beherrschen, und zweitens aus Furcht, von ihm unterjocht zu werden.
Ist der Staat schwer zu erobern, da, wie ich voraussetze, gut für seine Verteidigung gesorgt ist, so wird es selten oder nie vorkommen, daß jemand den Plan faßt, ihn anzugreifen. Ebensowenig wird ihm jemand aus Furcht den Krieg erklären, wenn er in seinen Grenzen bleibt und wenn man aus Erfahrung weiß, daß er keine ehrgeizigen

Absichten verfolgt, und vor allem wenn er Einrichtungen und Gesetze hat, die Eroberungen verbieten.

Da alle menschlichen Dinge in Bewegung sind und nicht feststehen können, müssen sie steigen oder fallen; und zu vielem zwingt die Not, wozu die Vernunft nicht rät. Hat also ein Staat eine Verfassung, bei der er sich nur erhalten kann, wenn er sein Gebiet nicht erweitert, und zwingt ihn die Notwendigkeit, sich trotzdem zu vergrößern, so werden ihm seine Fundamente entzogen und er bricht schnell zusammen. Wäre ihm andrerseits der Himmel so wohlgesinnt, daß er keinen Krieg zu führen brauchte, so würde die Folge sein, daß ihn die untätige Friedenszeit verweichlicht oder Zwistigkeiten hervorruft. Beide Übel zusammen, oder auch jedes für sich, führt seinen Untergang herbei. Da man also nach meiner Meinung das Gleichgewicht nicht erhalten und den Mittelweg nicht genau einhalten kann, muß man bei der Einrichtung eines Staatswesens darauf bedacht sein, was größeren Ruhm bringt, und dem Staat eine Verfassung geben, die ihn in den Stand setzt, sich zu vergrößern, wenn es die Notwendigkeit fordert, und zu erhalten, was er erobert hat.

Denen, die in einem Staatswesen eingesetzt sind, um über seine Freiheit zu wachen, kann man keine nützlichere und notwendigere Befugnis geben als das Recht, diejenigen Bürger, die sich in irgendeiner Weise gegen die bestehende Ordnung vergangen haben, vor dem Volk oder vor irgendeiner Behörde oder einem Rat anklagen

zu können. Diese Einrichtung hat für einen Freistaat zwei sehr günstige Wirkungen: Erstens wagen die Bürger aus Furcht vor Verfolgung nichts gegen den Staat zu unternehmen und werden, wenn sie etwas unternehmen, unverzüglich und ohne Rücksicht verurteilt; zweitens wird den Mißstimmungen, die auf mancherlei Art in einem Staat gegen einen Bürger entstehen, Luft geschaffen. Haben solche Mißstimmungen keinen normalen Ausweg, so nehmen sie zu außerordentlichen Mitteln ihre Zuflucht, und diese richten einen Freistaat zugrunde. Nichts macht daher einen Staat geschlossener und dauerhafter als eine Einrichtung, durch welche sich die Erregung, die aus solchen Mißhelligkeiten entsteht, auf gesetzlichem Wege entladen kann.

Es ist nützlich und notwendig, daß Freistaaten die gesetzliche Möglichkeit haben, daß sich die Wut des Volkes gegen einen Mitbürger Luft machen kann. Sind keine gesetzlichen Mittel hierzu da, so greift man zu ungesetzlichen, und diese haben ohne Zweifel viel schlimmere Folgen als jene. Wird ein Bürger unter Beachtung der Gesetze verurteilt, so entsteht hieraus, selbst wenn ihm dabei Unrecht geschieht, wenig oder gar keine Unordnung im Staat; denn die Vollstreckung geschieht nicht durch die Gewalttat eines einzelnen noch mit Hilfe einer fremden Macht, was beides die Freiheit vernichtet, sondern durch die öffentliche Gewalt und durch Staatseinrichtungen, die ihre bestimmten Grenzen haben und nie dazu ausarten können, den Staat zugrunde zu richten.

In Freistaaten, wie überhaupt in jedem anderen Staat, sind Verleumdungen verabscheuungswürdig; man darf zu ihrer Unterdrückung kein Mittel scheuen. Zu ihrer Verhütung gibt es keine bessere Einrichtung, als den Anklagen ein weites Feld einzuräumen, da Anklagen den Freistaaten ebensoviel nützen, wie Verleumdungen ihnen schaden. Zwischen beiden ist der große Unterschied, daß man bei Verleumdungen keinen Zeugen braucht, und es überhaupt keine Möglichkeit zur Nachprüfung ihrer Richtigkeit gibt, so daß jeder von jedem verleumdet werden kann. Nicht aber kann ein jeder angeklagt werden, da bei Anklagen vollgültige Beweismittel die Berechtigung der Anklage zeigen müssen. Man klagt vor Behörden, vor dem Volk, vor einem Rat an; aber man verleumdet auf Straßen und Hausgängen.

Verleumdungen sind um so häufiger, je seltener Anklagen sind und je weniger vom Staat für ihre Anbringung gesorgt ist. Deshalb muß der Gesetzgeber eines Freistaats Einrichtungen treffen, daß man jeden Bürger ohne Furcht und ohne Rücksicht in den Anklagezustand versetzen kann. Ist dies geschehen und wird es auch beobachtet, so müssen Verleumder streng bestraft werden; denn sie können sich über ihre Strafe nicht beschweren, da ihnen ja der Weg offen stand, gegen den Anklage zu erheben, den sie heimlich verleumdet haben. Wo in dieser Hinsicht keine guten Einrichtungen getroffen sind, entsteht immer große Unordnung; denn Verleumdungen erbittern die Bürger nur, strafen sie aber nicht. Und die Erbitterten sinnen auf Vergeltung, da ihr Haß gegen den Verleumder größer ist als die Furcht vor der Verleumdung.

Wer einen Staat aufbauen oder dessen alte Einrichtungen völlig umgestalten will, muß allein herrschen.

Es ist eine allgemeine Regel, daß niemals oder nur selten ein Freistaat oder ein Königreich von Anfang an eine gute Verfassung oder eine ganz neue, von den bestehenden Einrichtungen abweichende Form erhält, außer es geschieht durch einen einzelnen Mann. Dieser muß allein die Macht ausüben und sein Geist muß alle Einrichtungen des Staates bestimmen. Deshalb muß ein weiser Gesetzgeber, der die Absicht hat, nicht sich, sondern dem Allgemeinwohl, nicht seiner Nachkommenschaft, sondern dem gemeinsamen Vaterland zu dienen, danach streben, die uneingeschränkte Gewalt zu bekommen. Nie wird ein kluger Kopf einen Mann wegen einer außergewöhnlichen Handlung tadeln, die er begangen hat, um ein Reich zu gründen oder einen Freistaat zu konstituieren. Spricht auch die Tat gegen ihn, so entschuldigt ihn doch der Erfolg, und wenn dieser gut ist, – – so wird er ihn immer entschuldigen. Denn nur wer Gewalt braucht, um zu zerstören, und nicht, wer sie braucht, um aufzubauen, verdient Tadel. Er muß jedoch so klug und charaktervoll sein, daß er die unumschränkte Gewalt, die er an sich gerissen hat, nicht auf einen anderen vererbt. Da die Menschen mehr zum Bösen als zum Guten neigen, könnte sein Nachfolger die Macht, die er zum Guten gebraucht hat, zu ehrgeizigen Zwecken mißbrauchen. Mag ferner auch ein einzelner die Fähigkeit haben, eine Verfassung zu geben, so ist diese doch nicht von langer Dauer, wenn ihre Erhaltung nur auf den Schultern dieses einzelnen ruht; ist ihre Erhaltung aber der Sorge vieler anvertraut, so wird

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

sie dauern. Majoritäten sind nicht dazu geeignet, Ordnung in ein Staatswesen zu bringen, weil sie bei der Verschiedenheit der Meinungen, die von allen Seiten geltend gemacht werden, das Beste für dasselbe nicht zu erkennen vermögen; ebensowenig können sie sich entschließen, von einer bestehenden Ordnung, die sie als gut erkannt haben, wieder abzugehen.

So lobenswert die Gründer eines Freistaats oder eines Königreichs sind, so tadelnswert sind die Gründer einer Gewaltherrschaft.

Von allen hervorragenden Menschen werden die Häupter und Stifter von Religionen am meisten gepriesen; nächst ihnen die Gründer von Freistaaten oder Königreichen. Dann kommen die Männer, die als Feldherren ihre eigene Herrschaft oder die Macht ihres Vaterlandes vergrößert haben. An diese schließen sich die Schriftsteller an, die gefeiert werden, weil sie tiefe Erkenntnisse haben, und zwar jeder nach dem Grad seiner Vollkommenheit. Jedem anderen aus der unendlichen Zahl der Menschen wird wenigstens einiges Lob zuteil, wenn er es sich durch seine Kunstfertigkeit oder durch seinen Beruf erwirbt.
Schändlich und verabscheuungswürdig dagegen sind die Zerstörer der Religionen, die Zertrümmerer der Königreiche und Freistaaten, die Feinde jeder Tüchtigkeit, der Wissenschaften und Kunstfertigkeiten, die dem Menschengeschlecht Nutzen und Ehre bringen; ich meine die Gottlosen und Gewalttätigen, die Unwissenden und

Müßiggänger, die Niederträchtigen und die Taugenichtse. Niemand wird so einfältig oder so überklug, so boshaft oder so gutmütig sein, daß er, wenn er die freie Wahl zwischen diesen beiden Menschengattungen hätte, nicht die lobenswerte loben und die tadelnswerte tadeln würde. Gleichwohl folgen fast alle Machthaber, durch falschen Glanz und eitlen Ruhm verblendet, blind oder mit offenen Augen den Fußstapfen jener, die mehr Tadel als Lob verdienen. Während sie durch die Gründung eines Freistaats oder eines Königreichs unsterblichen Ruhm erringen könnten, werden sie zu Tyrannen und sehen nicht, welches Ansehen, welchen Ruhm, welche Ehre, Sicherheit, Ruhe und innere Zufriedenheit sie damit preisgeben und welcher Schande, Verachtung, Schimpflichkeit, Gefahr und Unruhe sie sich in die Arme werfen.

Richtig betrachtet ist die Geschichte der römischen Kaiser für alle Machthaber eine ausgezeichnete Lehre, um ihnen den Weg zum Ruhm oder Schimpf, zur Sicherheit oder Angst zu zeigen. Von den sechsundzwanzig Kaisern, die von Cäsar bis zu Maximin regierten, wurden sechzehn ermordet, nur zehn starben eines natürlichen Todes. Und wenn sich unter den Ermordeten einmal ein guter Kaiser befand, wie Galba oder Pertinax, so war die Verderbtheit der Soldaten, die vom Vorgänger hinterlassen worden waren, die Ursache seines gewaltsamen Todes. War aber unter den Kaisern, die eines natürlichen Todes starben, einmal ein lasterhafter wie Severus, so dankte er dies seinem ungewöhnlichen Glück und seiner außerordentlichen Tapferkeit, zwei Dinge, deren sich nur wenige Menschen rühmen können.

Wenn das Oberhaupt eines Staates nach Weltruhm strebt, so müßte es wünschen, einen zerrütteten Staat zu regieren, nicht um ihn vollends zugrunde zu richten, ... sondern um ihn neu zu ordnen. Der Himmel kann dem Menschen keine bessere Gelegenheit geben, sich Ruhm zu erwerben, noch kann ein Mensch sich eine bessere wünschen. Wenn es, um dem Staat eine gute Verfassung geben zu können, notwendig wäre, als Machthaber abzudanken, so würde der Machthaber, der seinem Staat deshalb keine Verfassung gibt, um nicht von seiner Höhe herabzustürzen, einige Entschuldigung verdienen. Wenn er aber dem Staat eine Verfassung geben könnte, ohne seine Macht zu verlieren [und er tut es nicht], verdient er nicht die geringste Entschuldigung. Kurz und gut, es mögen die Männer, denen der Himmel eine solche Gelegenheit schenkt, in Betracht ziehen, daß zwei Wege vor ihnen liegen: Der eine führt sie zu einem Leben der Sicherheit und zu unsterblichem Nachruhm, und der andere zu einem Leben endloser Ängste und nach dem Tode zu ewiger Schande.

Wer die Geschichte der Römer aufmerksam verfolgt, wird stets finden, wieviel die Religion dazu beigetragen hat, die Heere in Gehorsam und das Volk in Eintracht zu halten, die guten Menschen zu bestärken und die schlechten zu beschämen.

Es gab tatsächlich noch nie einen außergewöhnlichen Gesetzgeber in einem Volk, der sich nicht auf Gott berufen

hätte, weil seine Gesetze sonst nicht angenommen worden wären; denn es gibt viel Gutes, das zwar von einem klugen Mann erkannt wird, aber doch keine so in die Augen springenden Gründe in sich hat, um andere von seiner Richtigkeit überzeugen zu können. Weise Männer nehmen daher zur Gottheit ihre Zuflucht, um dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

Ebenso wie die Religion die Ursache für die Größe eines Volkes ist, so ist die Verächtlichmachung derselben die Ursache seines Verfalls. Wo Gottesfurcht fehlt, muß ein Reich in Verfall geraten, es müßte denn sein, daß es durch die Furcht vor einem Machthaber zusammengehalten wird, die die fehlende Religion ersetzt. Da aber Machthaber nur ein kurzes Leben haben, muß ein solches Reich sofort in Verfall geraten, wenn die persönliche Tüchtigkeit des Machthabers nicht mehr da ist. Deshalb sind Reiche, die einzig und allein auf der persönlichen Tüchtigkeit eines Mannes beruhen, nur von kurzer Dauer; denn jene ausgezeichneten Eigenschaften gehen mit dem Leben desselben dahin, und nur selten werden sie durch die Erbfolge erneuert, wie Dante richtig sagt:

> Rade volte discende per li rami
> L'umana probitate, e questo vuole
> Quel che la cà, perchè da lui si chiami.
>
> [Selten erbt sich auf die Nachkommenschaft
> die menschliche Tugend fort; dies will Gott
> so, damit man sie von ihm erfleht.]

Das Heil eines Freistaates oder eines Königreichs hängt daher nicht von einem Machthaber ab, der zu seinen Leb-

zeiten weise regiert, sondern davon, daß er dem Staat Einrichtungen gibt, durch die sich dieser auch nach seinem Tode erhalten kann. Wenngleich man ungebildete Menschen leichter zu neuen Einrichtungen oder zu einer neuen Meinung überreden kann, so ist es deshalb doch nicht unmöglich, auch gebildete und solche, die sich nicht für ungebildet halten, dazu zu überreden.
Es schrecke niemand davor zurück, das gleiche auszuführen, was bereits einmal von anderen ausgeführt worden ist; denn Geburt, Leben und Sterben der Menschen geschah von jeher nach denselben Gesetzen, wie ich bereits in meinem Vorwort gesagt habe.

Monarchien oder Freistaaten, die sich unverdorben erhalten wollen, müssen vor allem die religiösen Bräuche rein erhalten und Ehrfurcht vor ihnen bezeigen; denn es gibt kein schlimmeres Zeichen für den Verfall eines Landes als die Mißachtung des religiösen Kults.

Die Häupter eines Freistaats oder eines Königreichs müssen die Grundlagen der Religion erhalten; dann wird es ihnen leicht sein, ihren Staat in Gottesfurcht und damit gut und einig zu erhalten. Sie müssen alles, was für die Religion spricht, unterstützen und fördern, auch wenn sie es für falsch halten. Sie müssen dies um so mehr tun, je klüger sie sind und je klarer sie natürliche Dinge durchschauen. Weil diese Regel von weisen Männern stets beobachtet wurde, entstand der Glaube an Wunder, die in allen religiösen Bekenntnissen gefeiert werden, auch wenn

sie erdichtet sind. Denn Wunder werden, aus welcher Quelle sie auch entspringen mögen, von den Klugen aufgebauscht, deren Ansehen ihnen dann bei jedermann Glauben verschafft.

Wenn in den Häuptern der Christenheit die christliche Religion weitergelebt hätte, wie sie ihr Stifter gegründet hat, dann wären die christlichen Staaten und Länder einiger und glücklicher als sie es jetzt sind. Nichts spricht mehr für den Verfall des christlichen Glaubens als die Tatsache, daß die Völker, die der römischen Kirche, dem Haupt unseres Bekenntnisses, am nächsten sind, am wenigsten Religion haben.

Da einige der Meinung sind, das Gedeihen der italienischen Angelegenheiten hinge von der römischen Kirche ab, möchte ich gegen diese Meinung meine Gründe anführen, darunter zwei sehr triftige, die meines Erachtens nicht widerlegt werden können. Der erste ist, daß unser Land durch das böse Beispiel des päpstlichen Hofes alle Gottesfurcht und alle Religion verloren hat, was unzweifelhaft zahllose Übelstände und endlose Unordnung nach sich zieht; denn wie sich dort, wo Religion herrscht, alles Gute voraussetzen läßt, so muß man da, wo die Religion fehlt, das Gegenteil voraussetzen. Wir Italiener verdanken also der Kirche und den Priestern erstens, daß wir religionslos und daher schlecht sind. Wir verdanken ihr aber zweitens noch etwas Einschneidenderes, was die Ursache unseres Verfalls ist, und dies ist, daß die Kirche unser Land immer in Spaltung gehalten hat und immer noch in Spaltung hält. Tatsächlich war nie ein Land einig oder glück-

lich, wenn es nicht geschlossen unter einer freistaatlichen oder monarchischen Regierung stand.

Da die Kirche nicht imstande war, Italien zu erobern, aber auch nicht duldete, daß es von einem anderen erobert wurde, ist sie schuld daran, daß es nicht unter ein einziges Oberhaupt kommen konnte, sondern von vielen Machthabern und Herren regiert wird. Dies hatte solche Uneinigkeit und Machtlosigkeit zur Folge, daß Italien nicht nur zur Beute mächtiger Barbaren, sondern überhaupt eines jeden wurde, der es angriff. Dies haben wir Italiener allein der Kirche zu danken und sonst niemandem.

Die Römer bedienten sich stets der Religion, um den Staat in Ordnung zu halten, ihre Unternehmungen zu fördern und Aufstände zu unterdrücken.

Die Römer legten die Auspizien immer nach dem Gebot der Umstände aus und gaben sich mit Klugheit den Anschein, als beachteten sie die Gebote der Religion, wenn sie dieselben auch notgedrungen nicht beachteten. Wenn aber jemand frevelhafterweise die Religion verächtlich machte, so bestraften sie ihn.

Unendliche Zuversicht kann man durch richtige Anwendung der Religion erwecken.

Wenn ein Volk, das gewöhnt ist, unter einem Machthaber zu leben, durch irgendein Ereignis frei wird, so behauptet es nur schwer seine Freiheit.

Diese Schwierigkeit ist leicht verständlich. Denn ein solches Volk ist in der gleichen Lage wie ein Raubtier, das zwar von Natur wild und unbändig, aber, immer im Käfig und unter der Peitsche gehalten, durch einen Zufall ins Freie gelassen wird: da es nicht gewöhnt ist, sich seine Nahrung zu suchen und die Schlupfwinkel nicht kennt, in denen es sich verbergen könnte, wird es die Beute des ersten besten, der es wieder an die Kette legen will. Dasselbe widerfährt einem Volk, das unter fremder Herrschaft zu leben gewohnt ist; es weiß weder Verteidigung noch Angriff richtig zu beurteilen, es kennt die Gewalthaber nicht, wird von diesen nicht gekannt und gerät daher bald wieder unter ein Joch, das meist drückender ist als das, welches es vor kurzem abgeschüttelt hat. Es kommt in diese Schwierigkeiten, auch wenn es im Kern noch nicht ganz verderbt ist. Ein Volk aber, bei dem völlige Sittenverderbnis eingerissen ist, vermag nicht einmal kurze Zeit, ja keinen Augenblick in Freiheit zu leben, wie weiter unten gezeigt wird. Ich spreche daher hier nur von solchen Völkern, bei denen die Sittenverderbnis noch nicht allzu sehr um sich gegriffen hat und wo sich immer noch mehr gesunde als kranke Teile vorfinden.

Dazu kommt noch eine andere Schwierigkeit, die darin liegt, daß sich ein Staat, der sich eine freiheitliche Verfassung erkämpft hat, im Innern nur Feinde und keine Freunde schafft. Zu Feinden werden alle diejenigen, die aus der Gewaltherrschaft dadurch Nutzen gezogen haben,

daß sie von den Reichtümern des Machthabers gezehrt hatten; da aber diese Quelle nun versiegt ist und sie verlernt haben, bescheiden zu leben, so sind sie genötigt, die Wiedereinführung der Gewaltherrschaft anzustreben, um ihr früheres Ansehen wieder zu erlangen. Freunde erwirbt sich, wie gesagt, ein solcher Staat nicht, weil ein Freistaat nur für einige wenige rühmliche und ganz bestimmte Anlässe Ehre und Belohnung aussetzt, sonst aber nie jemanden belohnt oder ehrt. Befindet sich aber einer im Besitz solcher Ehren und Vorteile, so glaubt er sie verdient zu haben und fühlt sich daher denen, die ihn damit belohnt haben, nicht zu Dank verpflichtet. Überdies wird der allgemeine Vorteil, den man von einer freien Verfassung hat, nämlich, daß man frei und ohne Sorgen sein Eigentum genießen kann, daß man nicht für die Ehre seiner Frau und seiner Kinder zu bangen und nicht für seine eigene Person zu fürchten braucht, von niemand anerkannt, solange man ihn genießt; denn nie wird sich jemand einem anderen verpflichtet fühlen, nur weil er ihm nichts zu leide tut. Aus all diesen Gründen wird ein neu entstandener Freistaat im Innern nur Feinde und nie Freunde haben.

Um aber diesen Mißhelligkeiten und Wirren vorzubeugen, die aus den eben bezeichneten Schwierigkeiten zwangsläufig entstehen, gibt es kein durchschlagenderes, wirksameres, heilsameres und notwendigeres Mittel, als die Söhne des Brutus umzubringen. Nach dem Zeugnis der Geschichte wurden diese zusammen mit anderen jungen Römern nur deshalb zur Verschwörung gegen das Vaterland bewogen, weil sie unter den Konsulen nicht mehr so außergewöhnlich viel gelten konnten wie unter den Kö-

nigen. Infolgedessen schien ihnen die Freiheit des Volkes zur eigenen Unfreiheit geworden zu sein. Wer daher die Regierung eines Landes übernimmt – gleichgültig, ob als Leiter eines Freistaates oder als unumschränkter Machthaber – und sich nicht vor den Gegnern der neuen Ordnung sichert, gründet ein Staatswesen von nur kurzer Dauer.

Freilich halte ich jene Machthaber für beklagenswert, die die große Masse des Volkes zum Feinde haben und sich daher gewaltsamer Mittel bedienen müssen, um sich am Ruder zu halten. Denn wer nur wenige zum Feinde hat, kann sich leicht und ohne viel Aufhebens sichern; wer aber die große Masse zum Feinde hat, ist nie sicher und je mehr Grausamkeiten er begeht, desto schwächer wird sein Regiment. Das beste Mittel, das es für ihn gibt, ist daher, zu versuchen, sich das Volk zum Freunde zu machen.

Ein Machthaber, der ein Volk, das ihm feindlich gesinnt ist, für sich gewinnen will (ich spreche hier von jenen Machthabern, die zu Tyrannen ihres Volkes geworden sind), muß zuerst untersuchen, was das Volk wünscht. Dabei wird er immer finden, daß es zwei Dinge wünscht, nämlich: einmal Rache an denen zu nehmen, die an seiner Knechtschaft schuld sind, und zweitens, seine Freiheit wieder zu erlangen. Dem ersten Wunsch kann der Gewalthaber ganz, dem zweiten zum Teil genügen. Was den ersten betrifft, so gibt es hier ein treffendes Beispiel: Klearchos, der Tyrann von Heraklea, befand sich im Exil. Da nun Volk und Adel miteinander in Streit gerieten und der Adel zu unterliegen fürchtete, beschlossen die Adeligen, den Klearchos wieder zurückzurufen, ver-

schworen sich zu diesem Zweck, setzten ihn gegen den Willen des Volkes wieder ein und nahmen dem Volk auf diese Weise die Freiheit. Da sich nun Klearchos zwischen die Übergriffe des Adels, den er weder zufriedenzustellen noch zu bessern vermochte, und die Wut des Volkes, das den Verlust seiner Freiheit nicht verwinden konnte, gestellt sah, beschloß er, sich von den überlästigen Aristokraten zu befreien und das Volk für sich zu gewinnen. Er ergriff eine günstige Gelegenheit und ließ zur größten Zufriedenheit des Volkes alle Adeligen in Stücke hauen. So genügte er einem der Wünsche, die das Volk hat, nämlich Rache zu nehmen.

Was den zweiten Wunsch des Volkes anlangt, nämlich seine Freiheit wieder zu erlangen, so kann der Gewalthaber diesen nicht erfüllen; er muß daher untersuchen, aus welchen Gründen das Volk frei zu sein wünscht. Er wird dabei finden, daß nur ein kleiner Teil des Volkes frei zu sein wünscht, um zu herrschen. Die überwiegende Mehrheit wünscht die Freiheit nur, um sicher leben zu können. In keinem Gemeinwesen, gleichgültig, welche Verfassung es hat, gibt es mehr als vierzig bis fünfzig Kommandostellen. Da diese Zahl klein ist, ist es leicht, sich der Bürger, die sie besetzen, zu versichern, und zwar dadurch, daß man sie entweder aus dem Wege räumt, oder dadurch, daß man ihnen so ehrenvolle Auszeichnungen zukommen läßt, daß sie sich in Anbetracht ihrer Verhältnisse gern zufrieden geben. Alle übrigen, denen es genügt, in Sicherheit zu leben, werden leicht zufriedengestellt, wenn man Einrichtungen schafft und Gesetze gibt, die, zusammen mit der eigenen Macht, die allgemeine Sicherheit erhalten. Wenn ein Gewalthaber so handelt und

das Volk auch sieht, daß er bei keiner Gelegenheit seine Gesetze bricht, so wird es in kurzer Zeit beginnen, sich sicher und zufrieden zu fühlen.

Ein heruntergekommenes Volk, das sich eine freie Verfassung gegeben hat, kann sich nur mit größter Schwierigkeit frei erhalten.

Folgendes muß als eine unumstößliche Wahrheit gelten: Ein verderbtes Gemeinwesen, das unter einem Gewalthaber lebt, kann niemals die Freiheit wieder gewinnen, selbst wenn der Gewalthaber samt seinem ganzen Stamm beseitigt wird; vielmehr wird stets nur ein Gewalthaber den anderen beseitigen. Ohne sich einem neuen Herrn unterzuordnen, kommt es nie zur Ruhe, ausgenommen, wenn ein Mann, der Großmut und Tüchtigkeit in sich vereinigt, es frei erhält; doch wird diese Freiheit nur so lange dauern, als dieser Mann am Leben ist.

Wo die Sitten eines Volkes noch nicht verdorben sind, richten Aufstände und andere Unruhen keinen Schaden an. Wo sie aber verdorben sind, nützen auch gute Gesetze nichts, ausgenommen, wenn sie von einem Mann ausgehen, der sie mit äußerster Strenge so lange handhabt, bis die Sitten wieder gut werden. Ob dies jedoch jemals geschehen ist oder überhaupt geschehen kann, weiß ich nicht. Denn wenn, wie oben gesagt, ein Staat durch Sittenverderbnis in Verfall geraten ist und sich je wieder aufrichten sollte, so geschieht dies nur durch das Verdienst

eines bedeutenden Mannes und nicht durch das Verdienst der Allgemeinheit; und gleich nach dem Tode eines solchen Mannes fällt er wieder in seine alten Gewohnheiten zurück.

Kein Mensch kann so lange leben, daß die Spanne seines Daseins ausreichen würde, um einen Staat, in dem lange Zeit schlechte Sitten herrschten, an gute zu gewöhnen. Da nun ein Mann von sehr langem Leben oder die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier tüchtiger Männer noch keine Ordnung in einen Staat bringen, so bricht, sobald es an solchen Männern fehlt, sogleich alles zusammen; es müßte denn sein, daß einer dieser Männer unter tausend Gefahren und mit Strömen von Blut die Wiedergeburt des Staats erreicht hätte. Denn Sittenverderbnis und Untauglichkeit zur Freiheit entsteht aus der Ungleichheit, die im Staat herrscht. Um diese zu beseitigen, muß man zu den außerordentlichsten Mitteln greifen, deren sich nur wenige bedienen können und wollen.

Wie zur Erhaltung guter Sitten Gesetze nötig sind, so sind auch zur Beobachtung der Gesetze gute Sitten erforderlich. Zudem sind Einrichtungen und Gesetze, die bei der Gründung eines Freistaats, als die Menschen noch gut waren, geschaffen wurden, später, wenn die Menschen schlechter geworden sind, nicht mehr passend. Und wenn sich auch die Gesetze je nach den Ereignissen in einem Staat ändern, so wandeln sich doch seine Einrichtungen nie oder nur selten. Deshalb genügen neue Gesetze nicht,

weil sie durch die Staatseinrichtungen, die sich nicht ändern, ihre Wirkung verlieren. Um mich besser verständlich zu machen, möchte ich folgendes sagen: In Rom waren es die Regierungsform, oder besser die Verfassung des Staats, und ferner die Gesetze, durch welche die Behörden die Bürger im Zaume hielten. Verfassungsmäßig verankert waren die Machtbefugnisse des Volkes, des Senats, der Tribunen, der Konsulen, ferner die Art der Wahl und der Ernennung der Behörden sowie die Form der Gesetzgebung. Diese Einrichtungen änderten sich im Zug der geschichtlichen Ereignisse wenig oder gar nicht. Dagegen wurden die Gesetze geändert, die die Bürger im Zaum halten sollten, wie das Gesetz gegen den Ehebruch, die Gesetze gegen den Aufwand, das Gesetz über die Bewerbung um Staatsämter und viele andere, je nach dem Bedürfnis, das sich aus der fortschreitenden Verderbtheit der Bürger ergab. Da nun die Verfassung des Staats unverändert blieb, obwohl sie bei der Verderbtheit der Sitten nicht mehr zweckmäßig war, so reichten die neu gegebenen Gesetze nicht mehr hin, die Menschen in guten Sitten zu erhalten; wohl aber würden sie genügt haben, wenn mit der Erneuerung der Gesetze die Änderung der Staatseinrichtungen Hand in Hand gegangen wäre.

Daß die Beibehaltung überkommener Staatseinrichtungen im verderbten Staat tatsächlich nicht zweckmäßig war, sieht man deutlich bei zwei besonders wichtigen Vorgängen, nämlich bei der Besetzung der Ämter und dem Erlaß neuer Gesetze.

Zunächst zur Ämterbesetzung! Das römische Volk gab das Konsulat und alle anderen bedeutungsvollen Ämter des Staates nur solchen, die sich darum bewarben. Diese

Einrichtung war anfangs gut, da sich nur solche Bürger bewarben, die sich für würdig hielten, und da außerdem die Zurückweisung einer Bewerbung als schimpflich galt. Die Folge davon war, daß jeder anständig handelte, um des Amtes, um das er sich beworben, für würdig gehalten zu werden. Später, als im Staat Sittenverderbnis einriß, wurde diese Einrichtung äußerst schädlich; denn nicht die, die die meisten Verdienste, sondern die, die die meiste Macht hatten, bewarben sich um die Ämter, und die Machtlosen enthielten sich, auch wenn sie verdienstvoll waren, aus Furcht jeder Bewerbung. Es kam zu diesem Übelstand so, wie man in jede andere üble Lage gerät, nicht auf einmal, sondern nach und nach. Als nämlich die Römer Afrika und Asien bezwungen und fast ganz Griechenland unter ihre Herrschaft gebracht hatten, fühlten sie sich ihrer Freiheit sicher und glaubten, keine Feinde mehr zu haben, die ihnen gefährlich werden könnten. Dieses Gefühl der Sicherheit sowie die Ohnmacht ihrer Feinde bewirkte, daß das römische Volk bei der Vergebung des Konsulates nicht mehr auf die persönliche Tüchtigkeit sah, sondern nur nach Gunst entschied, indem es diejenigen zu dieser Würde erhob, die der Masse am besten zu Gefallen reden konnten, und nicht die, welche am besten über die Feinde zu siegen wußten. Später dann stand bei ihm am meisten in Gunst, wer die meiste Macht hatte. So blieben die tüchtigen Männer infolge der Mängel dieser Einrichtung von allen Ämtern ausgeschlossen.

Was den Erlaß der Gesetze anlangt, so konnte jeder Tribun und überhaupt jeder Bürger dem Volk ein Gesetz vorschlagen, über das sich vor der Beschlußfassung jeder dafür oder dagegen äußern konnte. Diese Einrichtung

war gut, solange die Bürger gut waren; denn es war immer von Vorteil, daß jeder, der etwas zum Besten der Allgemeinheit im Sinne hatte, dies auch vorschlagen konnte, und daß jedermann darüber seine Meinung sagen durfte, damit das Volk nach Anhörung aller Vorschläge sich für den besten entscheiden konnte. Als aber die Bürger schlecht geworden waren, wurde auch diese Einrichtung schlecht; denn nur die Mächtigen schlugen jetzt Gesetze vor, und zwar nicht zugunsten der allgemeinen Freiheit, sondern zugunsten ihrer eigenen Macht, und niemand konnte aus Angst vor ihnen widersprechen. Daher kam das Volk durch Täuschung oder durch Zwang dahin, sein eigenes Verderben zu beschließen.

Wenn sich also Rom in seiner Sittenverderbnis hätte frei erhalten wollen, so hätte es in gleicher Weise, wie es sich im Laufe seiner Geschichte neue Gesetze gegeben hat, auch neue Staatseinrichtungen schaffen sollen; denn einem kranken Körper muß man andere Verhaltungsmaßregeln und eine andere Lebensweise vorschreiben als einem gesunden, und nicht jede Form taugt für jeden gleichwie gearteten Stoff.

Hat sich nun gezeigt, daß derartige Einrichtungen nichts mehr taugen, so sind sie entweder alle auf einmal zu erneuern oder nach und nach, und zwar noch ehe ein jeder die Notwendigkeit der Erneuerung erkannt hat. Beides dürfte aber so gut wie unmöglich sein. Um sie nach und nach zu erneuern, muß ein kluger Mann den Übelstand bereits voraussehen, wenn er noch in weiter Ferne liegt und erst zu entstehen beginnt. Nun ist es aber sehr leicht möglich, daß sich in einem Gemeinwesen nie ein solcher Mann erhebt, oder daß er, wenn er sich doch erheben

sollte, nicht in der Lage ist, andere von der Richtigkeit seiner Absichten zu überzeugen. Denn wenn die Menschen einmal an bestimmte Lebensverhältnisse gewöhnt sind, so gehen sie nicht gern davon ab, zumal wenn sie das Übel nicht vor Augen sehen, sondern es nur mutmaßen müssen.

Was nun die schlagartige Erneuerung derartiger Einrichtungen anlangt, die sich nach allgemeiner Erkenntnis nicht mehr bewähren, so ist es meiner Meinung nach zwar leicht, ihre Unzweckmäßigkeit zu erkennen, aber schwer, sie zu verbessern. Gewöhnliche Mittel reichen hierzu nicht aus, da die gewöhnlichen Wege zum Mißerfolg führen. Man muß vielmehr zu außerordentlichen Mitteln greifen, das heißt zur Gewalt und zu den Waffen. Vor allem aber muß man die unumschränkte Macht in einem solchen Gemeinwesen bekommen, um nach Gutdünken handeln zu können.

Da nun einerseits die Reorganisation der Verfassung einen ausgezeichneten Mann voraussetzt und andererseits die gewaltsame Eroberung der Macht in einem Gemeinwesen einen schlechten Charakter erfordert, so wird äußerst selten der Fall eintreten, daß ein rechtschaffener Mann mit schlechten Mitteln die Macht erobert, um einen guten Zweck damit zu verfolgen, oder daß ein schlechter Mensch, wenn er zur unumschränkten Macht im Staat gekommen ist, zum allgemeinen Besten handelt und die Absicht hat, die Macht gut anzuwenden, die er mit verwerflichen Mitteln erobert hat.

Aus all den angeführten Gründen ist es außerordentlich schwierig, wenn nicht völlig unmöglich, in verderbten Gemeinwesen eine freiheitliche Verfassung zu erhalten

oder neu zu schaffen. Hätte man sie aber dennoch zu schaffen oder zu erhalten, so würde es zweckmäßig sein, sie mehr der monarchischen als der republikanischen Staatsform anzupassen, damit die Menschen, die wegen ihrer Dreistigkeit durch Gesetze allein nicht gebessert werden können, von einer annähernd königlichen Macht einigermaßen im Zaum gehalten werden. Sie mit anderen Mitteln gut machen zu wollen, wäre entweder ein höchst grausames Unternehmen oder völlig unmöglich.

Der Nachfolger in der Macht, der weniger tüchtig ist als sein Vorgänger, kann den Staat noch auf Grund der Tüchtigkeit des Vorgängers erhalten und die Früchte der Mühen desselben genießen. Doch wenn der Nachfolger lange lebt oder wenn dessen Nachfolger hinwiederum die Tüchtigkeit des ersten Regenten nicht erreicht, so muß das Reich notwendig zugrunde gehen. Sind aber zwei Machthaber nacheinander von großer Tüchtigkeit, so erlebt man häufig, daß sie die größten Taten verrichten und ihren Ruhm gewaltig erhöhen.

Die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier tüchtiger Staatsführer bringt große Erfolge hervor. In gut geordneten Republiken folgen mit Notwendigkeit immer tüchtige Männer einander in der Macht nach; deshalb machen solche Staaten große Eroberungen und wachsen zu mächtigen Reichen an.

Die unmittelbare Aufeinanderfolge zweier tüchtiger Fürsten wie Philipps von Mazedonien und Alexanders des Großen reichte hin, um die Welt zu erobern. Um so eher muß ein Freistaat dieses Ziel erreichen, da es ja in seiner Macht steht, nicht nur zwei, sondern viele besonders tüchtige Männer nacheinander an seine Spitze zu stellen. In jedem gut geordneten Freistaat wird dies so sein.

Der Machthaber oder der Freistaat, der nicht gerüstet ist, verdient schärfsten Tadel.
Die heutigen Machthaber und neueren Freistaaten, die zu ihrer Verteidigung und zum Angriff kein eigenes Heer haben, sollten sich vor sich selber schämen und bedenken, daß ein solcher Fehler nicht daher rührt, daß keine waffenfähigen Männer da sind, sondern daher, daß sie es aus eigenem Verschulden nicht verstanden haben, ihre Untertanen militärisch zu erziehen.

Es ist wahrer als jede andere Wahrheit, daß in den Ländern, wo es Männer gibt, aber keine Soldaten, der Fehler beim Staatsführer liegt und nicht an der Lage des Landes oder an dessen natürlicher Beschaffenheit.

Drei Dinge sind zu beachten:
Erstens, daß man nie mit einem Teil seiner Streitkräfte sein ganzes künftiges Schicksal aufs Spiel setzen soll.

Zweitens, daß man in einem wohlgeordneten Gemeinwesen nie Vergehen durch Verdienste ausgleichen darf. Drittens, daß es nie klug ist, Verträge zu schließen, bezüglich deren Erfüllung Zweifel bestehen müssen oder können.

Noch nie galt es für eine weise Maßnahme, sein ganzes Schicksal zu riskieren und hierbei nicht alle seine Kräfte einzusetzen.

Wohlgeordnete Staaten setzen Belohnungen und Strafen für ihre Bürger fest und gleichen nie das eine durch das andere aus.

Nie gleicht ein wohlgeordneter Staat die Vergehen seiner Bürger mit deren Verdiensten aus. Im Gegenteil – er setzt Belohnungen für gute Taten und Strafen für schlechte fest. Und wenn er auf Grund dessen einen Bürger wegen eines besonderen Verdienstes belohnt hat, so soll er ihn, wenn dieser sich nachher eine schlechte Handlung zuschulden kommen läßt, bestrafen, und zwar ohne die geringste Rücksicht auf dessen Verdienste. Wird dies streng beachtet, so bewahrt sich ein Staat lange die Freiheit; andernfalls wird er in Bälde zugrunde gehen. Denn vereinigt sich bei einem Bürger, der eine hervorragende Leistung für den Staat vollbracht hat, mit dem Ansehen, das ihm diese Leistung erwirbt, noch Kühnheit und die Gewißheit, keine

Strafe fürchten zu müssen, so wird er sich in kurzer Zeit derartige Übergriffe zuschulden kommen lassen, daß sich dadurch jede bürgerliche Ordnung auflösen muß.
Will man dagegen, daß die Strafe für böse Taten gefürchtet wird, so ist es notwendig, auch die guten Taten zu belohnen, wie es Rom getan hat. Wenn auch ein Staat arm ist und nur wenig geben kann, so darf er doch nicht versäumen, dies wenige zu geben; denn immer wird auch die kleine Gabe, die man jemandem als Belohnung für eine noch so bedeutende Leistung gibt, von dem, der sie erhält, als ehrenvoll und besonders groß geschätzt.

Wer einem Staat eine neue Verfassung geben will und dabei möchte, daß sie gut aufgenommen und zur Zufriedenheit eines jeden erhalten wird, muß wenigstens den Schein der alten Formen beibehalten, damit das Volk glaubt, es wäre nichts geändert, auch wenn die neuen Einrichtungen mit den früheren nicht das geringste gemein haben. Denn die Masse der Menschen läßt sich mit dem Schein ebenso abspeisen wie mit der Wirklichkeit, ja häufig wird sie durch den Schein mehr bewegt als durch die Wirklichkeit.

Da alles Neue die Gemüter der Menschen erregt, so muß man bestrebt sein, bei Veränderungen soviel als möglich vom Alten zu lassen, und soll, wenn auch die Zahl, die Machtbefugnisse und die Amtsdauer der Regierungsmitglieder gegenüber früher geändert wird, wenigstens die Amtsbezeichnungen beibehalten. Diese Regel muß,

wie ich bereits gesagt habe, jeder beachten, der eine unumschränkte Herrschaft errichten will, sei es in einer Republik oder in einem Königreich. Wer aber ein Regiment der Willkür ausüben will, welches die Schriftsteller Tyrannis nennen, muß alles Bestehende von Grund auf umstürzen.

Für jeden, der die Macht in einer Stadt oder in einem Staat erobert hat, ist es – besonders wenn sein Regiment noch auf schwachen Füßen steht und er sich noch nicht für die bürgerliche Ordnung in der Form einer Alleinherrschaft oder eines Freistaats entschieden hat – das beste Mittel, sich an der Macht zu halten, wenn er gleich von Anfang an alles im Staat von Grund auf neu gestaltet; er muß eine neue Regierung mit neuen Titeln, mit neuen Machtbefugnissen und neuen Personen bilden, er muß die Armen reich machen, wie es David getan hat, als er König wurde: „Er überhäufte die Hungernden mit Gütern und entließ die Reichen ausgeplündert."
Er muß neue Städte bauen, die alten zerstören, die Einwohner von einem Ort an den anderen versetzen, kurz, er darf nichts im Lande unangetastet lassen, damit es keinen Rang, kein Amt, keinen Stand und keinen Reichtum gibt, den der Besitzer nicht ihm zu verdanken hat.
Diese Mittel sind grausam und lebensfeindlich. Nicht nur als Christ, sondern auch aus Menschlichkeit soll jeder sie meiden und lieber als unbekannter Bürger leben denn als König zum Verderben so vieler Menschen. Gleichwohl muß der, welcher den Weg zum Guten nicht gehen will,

zu diesem Übel schreiten, wenn er sich an der Macht halten will. Doch die Menschen wählen immer den Mittelweg, den schädlichsten von allen; denn sie verstehen weder ganz gut noch ganz böse zu sein.

Die Menschen verstehen weder in Ehren böse, noch mit Vollkommenheit gut zu sein; und wenn in einer bösen Tat an sich Größe liegt oder wenn sie in gewisser Hinsicht hochherzig ist, so verstehen sie nicht, sie auszuführen.

Wenn man die Geschichte der Freistaaten verfolgt, so wird man bei allen Beispiele der Undankbarkeit gegen ihre Bürger finden. Doch findet man sie in Rom weniger als in Athen und vielleicht in irgendeiner anderen Republik. Der Grund dieser verschiedenartigen Erscheinung in Rom und Athen liegt meines Erachtens darin, daß die Römer weniger Ursache hatten, ihre Bürger zu verdächtigen, als die Athener. Rom wurde von der Vertreibung der Könige bis zu Sulla und Marius nie von einem seiner Bürger der Freiheit beraubt; es hatte daher keinen besonderen Grund, Mißtrauen gegen sie zu hegen und sie infolgedessen unbedacht zu verletzen. Das Gegenteil war in Athen der Fall. In der Zeit seiner höchsten Blüte wurde es von Peisistratos unter dem Deckmantel guter Absichten seiner Freiheit beraubt. Wie es dann wieder frei wurde, erinnerte es sich stets der erlittenen Unbilden und der überstandenen Knechtschaft und wurde die blutigste Rächerin

nicht allein der Verfehlungen, sondern auch des Schattens der Verfehlungen seiner Bürger. Darauf ist die Verbannung und der Tod so vieler ausgezeichneter Bürger zurückzuführen. Daher kommt das Scherbengericht und viele andere Gewalttaten, die sich diese Stadt in verschiedenen Zeiten gegen ihre hervorragenden Bürger zuschulden kommen ließ.

Durchaus richtig ist es, wenn politische Schriftsteller sagen, daß die Völker grimmiger beißen, wenn sie die Freiheit wieder errungen, als wenn sie dieselbe nur aufrechterhalten haben. Wer dies richtig überlegt, wird weder Athen tadeln noch Rom loben, sondern für die Verschiedenheit der politischen Ereignisse in beiden Staaten allein die Zwangsläufigkeit der Dinge verantwortlich machen.

Es scheint mir aus Anlaß der vorhergehenden Erörterung angebracht, zu untersuchen, wo die schreienderen Beispiele von Undankbarkeit vorkommen, beim Volk oder bei einem unumschränkten Herrn. Um diese Frage zu untersuchen, möchte ich zunächst folgendes sagen: Das Laster der Undankbarkeit entsteht entweder aus Geiz oder aus Argwohn. Hat ein Volk oder ein Machthaber einen seiner Feldherren zu einer wichtigen Unternehmung ausgesandt, so sind beide gehalten, diesen zu belohnen, wenn er die Unternehmung siegreich beendet und sich dadurch Ruhm erworben hat. Setzen sie ihn statt dessen in seiner Ehre herab oder kränken sie ihn aus Geiz, da ihre Gier sie abhält, ihn zufriedenzustellen, so begehen sie ein nicht zu entschuldigendes Unrecht, ja noch mehr, sie laden

ewige Schuld auf sich. Dennoch gibt es viele Machthaber, die darin fehlen. Tacitus sagt uns den Grund mit folgender Sentenz:

„Proclivius est injuriae, quam beneficio vicem exsolvere, quia gratia oneri, ultio in quaestu habetur." [Es ist leichter, Unbilden als Wohltaten zu vergelten; denn Dankbarkeit gilt als Last, Rache als Gewinn.]

Belohnen sie ihn aber nicht, oder besser gesagt, verletzen sie ihn, zwar nicht aus Geiz, sondern aus Argwohn, so verdienen Volk und Machthaber wenigstens einige Entschuldigung.

Beispiele der Undankbarkeit aus diesem Beweggrund liest man häufig. Der Feldherr, dessen Tüchtigkeit seinem Herrn ein Reich erobert hat, der den Feind überwunden, für sich Ruhm und für seine Soldaten reiche Beute erworben hat, steht notwendigerweise bei seinen Soldaten, beim Feind und bei den Untertanen seines Herrn in so hohem Ansehen, daß der Sieg seinen Herrn, der ihm das Kommando übertragen hat, nicht freudig stimmen kann. Da nun der Mensch von Natur ehrgeizig und mißtrauisch ist und sich im Glück nicht zu mäßigen weiß, so wird mit Bestimmtheit das Mißtrauen, das im Machthaber sofort nach dem Sieg wach wird, vom Truppenbefehlshaber selbst durch irgendeine überhebliche Handlung oder Äußerung vergrößert. In diesem Falle muß der Machthaber daran denken, sich vor seinem Feldherrn zu sichern. Zu diesem Zweck muß er darauf bedacht sein, diesen entweder zu beseitigen oder ihm das Ansehen zu entziehen, das sich dieser bei der Armee oder bei den Untertanen erworben hat, indem er mit allen Mitteln darauf hinweist, daß der Sieg nicht die Folge der Tüchtigkeit des Feld-

herrn ist, sondern auf dessen Glück, auf die Feigheit der Feinde oder auf die Klugheit der anderen Führer, die an dem Feldzug teilgenommen haben, zurückzuführen ist.

Dieser Argwohn ist bei den Machthabern so natürlich, daß sie sich seiner nicht zu erwehren vermögen und unmöglich gegen die dankbar sein können, die als Feldherren durch ihren Sieg große Eroberungen gemacht haben. Vermag sich aber dessen nicht einmal ein Machthaber zu erwehren, so ist es kein Wunder und auch keine auffallende Erscheinung, wenn sich ein Volk dessen gleichfalls nicht erwehren kann.
Ein Staat mit einer freien Verfassung hat zwei Ziele; das eine ist, neues Land zu erobern, das andere, seine Freiheit zu erhalten. Bei der Verfolgung des einen wie des anderen Zieles muß er durch zu großen Eifer Fehler begehen. Was die Fehler bei der Durchführung von Eroberungen anlangt, so werde ich darüber noch gegebenen Orts sprechen. Was die Fehler bei der Erhaltung der Freiheit betrifft, so kann sie ein Volk unter anderem dadurch begehen, daß es diejenigen Bürger, die es belohnen sollte, kränkt, und denjenigen, denen es vertrauen sollte, mißtraut. Wenngleich diese Art zu verfahren in einem Freistaat, wo Sittenverderbnis eingerissen ist, die Ursache großer Übel sein kann und häufig Tyrannenherrschaft daraus entsteht, wie z. B. in Rom, wo sich Cäsar mit Gewalt nahm, was ihm Undankbarkeit verweigerte, so ist sie doch in einem sittenstrengen Freistaat die Ursache großer Vorzüge und macht die Freiheit dauerhafter, da die Furcht vor Strafe die Menschen besser und weniger ehrgeizig macht.

Indem ich nun diese Betrachtung schließe, möchte ich noch kurz folgendes sagen: Man ist undankbar entweder aus Geiz oder aus Argwohn. Aus Geiz werden die Völker niemals undankbar sein und aus Argwohn viel seltener als die unumschränkten Herren, weil sie weniger Ursache haben, argwöhnisch zu sein. Ich werde dies weiter unten zeigen.

Ein Machthaber soll, um der Notwendigkeit zu entgehen, unter dauerndem Argwohn leben zu müssen oder undankbar zu sein, seine Feldzüge persönlich leiten, wie es anfangs die römischen Kaiser getan haben, wie es in unserer Zeit der Türke tut und wie es alle tüchtigen Staatsoberhäupter immer getan haben und tun. Siegen sie, so ist Ruhm und Eroberung ganz ihr Verdienst. Sind sie aber nicht selbst dabei und heimst infolgedessen ein anderer den Ruhm ein, so glauben sie, sich der Eroberung nicht freuen zu können, außer wenn sie des anderen Ruhm verkleinern, den selbst zu verdienen sie nicht verstanden haben. So werden sie undankbar und ungerecht; zweifelsohne ist dann ihr Verlust größer als ihr Gewinn. Bleiben sie aber aus Bequemlichkeit oder aus Mangel an Klugheit müßig zu Hause und beauftragen einen Feldherrn, so kann ich ihnen keinen anderen Rat geben als den, den sie von selbst wissen.

Dem Heerführer aber, der der Undankbarkeit seines Herrn nicht entgehen zu können glaubt, rate ich, folgendes zu tun: Entweder gleich nach seinem Sieg das Heer zu verlassen und sich unter Vermeidung jeder An-

maßung und jeder ehrgeizigen Handlung in die Hände seines Herrn zu begeben, damit dieser, frei von jedem Argwohn, Ursache hat, ihn zu belohnen oder wenigstens nicht zu kränken; oder, falls ihm dieser Weg nicht der richtige scheint, dann mag er mutig das Gegenteil tun: er wende alle Mittel an, durch die er die Eroberung für sich selber und nicht für seinen Herrn ausnützen zu können glaubt, er mache sich die Soldaten und Untertanen geneigt, schließe neue Bündnisse mit den Nachbarn, besetze die Festungen mit seinen Leuten, besteche die Kommandeure seiner Armee, beseitige die, die er nicht bestechen kann, und suche auf diese Weise seinen Herrn für die Undankbarkeit zu strafen, welche dieser gegen ihn gezeigt haben würde.

Andere Wege gibt es nicht; doch, wie ich schon oben gesagt habe, verstehen es die Menschen nicht, ganz gut oder ganz böse zu sein. Immer kommt es so, daß die Heerführer unmittelbar nach dem Sieg ihre Armee nicht verlassen wollen und sich nicht bescheiden benehmen können, aber auch nicht verstehen, zu gewaltsamen Mitteln, die sehr ehrenvoll sein können, zu greifen. So bleiben sie unschlüssig, und ihr Zaudern und Schwanken wird ihnen zum Verhängnis.

Einem Freistaat, der das Laster der Undankbarkeit vermeiden will, kann man nicht dasselbe Mittel wie einem Machthaber empfehlen, nämlich selber seine Feldzüge zu führen und nicht einen anderen damit zu beauftragen; denn er ist ja genötigt, einen seiner Bürger zu beauftragen. Ich muß daher empfehlen, dieselben Mittel anzuwenden wie Rom, das weniger undankbar war als andere Staaten. Der Grund hierfür lag in seiner Verfassung. Da sich die

ganze Stadt, Adel und Volk, im Krieg hervorzutun bemühte, gab es in Rom so viele tüchtige und durch die verschiedensten Siege berühmte Männer, daß das Volk keinen Grund hatte, einen von ihnen zu fürchten, da ihrer ja viele waren und einer den anderen überwachte. Auch erwiesen sie sich stets als anständig, vermieden vorsichtig jeden Schein von Ehrgeiz und gaben dem Volk keine Veranlassung, sie als ehrgeizige Streber zu strafen. Und wenn einer Diktator geworden war, so erwarb der den größten Ruhm, der diese Würde am raschesten wieder niederlegte. Da ein solches Verhalten kein Mißtrauen erregen konnte, so erzeugte es auch keinen Undank.
Ein Freistaat also, der nicht undankbar sein will, muß wie Rom zu Werke gehen, und ein Bürger, der die Undankbarkeit seiner Regierung vermeiden will, muß das Verhalten der Bürger Roms nachahmen.

Die Römer waren, wie oben erwähnt, nicht nur weniger undankbar als die anderen Republiken, sie waren auch in der Bestrafung ihrer Heerführer milder und rücksichtsvoller als alle anderen. War ein Fehler aus böser Absicht gemacht worden, so straften sie menschlich. War er aus Ungeschicklichkeit begangen worden, so straften sie den schuldigen Heerführer überhaupt nicht, vielmehr belohnten und ehrten sie ihn noch. Diese Art zu verfahren war wohl erwogen; denn sie hielten es für besonders wichtig, daß ihre Heerführer mit unbeschwertem Herzen, rasch und ohne alle äußeren Rücksichten ihre Operationspläne durchführen konnten. Sie wollten nicht eine an sich

schwierige und gefahrvolle Aufgabe mit neuen Schwierigkeiten und Gefahren belasten, da sie wußten, daß in diesem Falle niemand kraftvoll handeln kann.

Ein Freistaat oder ein Machthaber darf die Linderung der Not des Volkes nie hinausschieben.

Verschiebe es nie auf die Zeit der Gefahr, das Volk zu gewinnen; . . . denn nie wird die Masse des Volkes in diesem Falle glauben, die Wohltat dir zu verdanken: sie führt sie vielmehr auf den Druck deiner Gegner zurück und muß obendrein fürchten, du würdest, wenn der Notstand vorbei ist, wieder nehmen, was du gezwungen gegeben hast. So wird dir niemand Dank wissen.

Da dieselben Ursachen selten zusammentreffen, so werden auch selten dieselben Maßnahmen von Nutzen sein. Die Leiter eines Freistaats müssen daher ebenso wie ein unumschränkter Machthaber im voraus bedenken, was für schlimme Zeiten für sie kommen können und welche Leute sie in solchen Widrigkeiten brauchen können. Gegen diese müssen sie sich von Anfang an so verhalten, wie sie es im Falle einer Gefahr nötig zu haben glauben. Wer anders handelt – ob Gewalthaber oder Freistaat (und vor allem ein Gewalthaber) –, täuscht sich sehr, wenn er glaubt, im Falle der Gefahr die Menschen mit Wohltaten zu gewinnen. Hierdurch sichert er sich keineswegs, vielmehr beschleunigt er seinen Sturz.

Wenn aus inneren oder äußeren Ursachen eine gefährliche Lage in einem Freistaat oder gegen einen Freistaat entstanden ist und bereits so um sich gegriffen hat, daß sie jedem Bürger angst zu machen beginnt, so ist es viel sicherer, ihre Beseitigung hinauszuschieben, als den Versuch zu machen, sie aus der Welt zu schaffen. Wenn man sie zu mildern versucht, vergrößert man fast immer nur ihre Wirkung und beschleunigt so das Übel, das man fürchtete.

Solche Übelstände sind in einem Freistaat häufiger auf innere als auf äußere Ursachen zurückzuführen. Denn oft erringt hier ein Bürger größere Macht als vernünftig ist, oder es beginnt auch ein Gesetz, das der Lebensnerv der Freiheit ist, seine Wirksamkeit zu verlieren. Greift ein solches Übel sehr um sich, so ist es schädlicher, abhelfen zu wollen als es gehen zu lassen. Die Erkenntnis solcher Mißstände ist bei ihrem Entstehen um so schwieriger, als es den Menschen stets natürlich erscheint, alle Dinge zunächst zu begünstigen. Derartige Begünstigungen sind besonders verhängnisvoll bei Handlungen, die an sich verdienstvoll erscheinen und von jungen Leuten ausgeführt werden.

Ich möchte folgendes sagen: Da es schwierig ist, Übelstände bei ihrem Entstehen zu erkennen, was daher kommt, daß uns die Dinge in ihrem Anfang täuschen, so ist es, wenn man sie erkannt hat, klüger, einmal Zeit zu gewinnen, als sie zu bekämpfen. Gewinnt man Zeit, so verschwinden sie entweder von selbst oder das Übel wird wenigstens hinausgeschoben. In all diesen Dingen müssen die Gewalthaber, die sie beseitigen oder sich deren Macht

und Wirkung widersetzen wollen, die Augen offen halten, damit sie denselben nicht zu Wachstum verhelfen, statt ihnen Abbruch zu tun, und im Glauben, das Übel zu beseitigen, es sich erst recht auf den Hals laden oder auch die Pflanze durch zuviel Düngen ersticken. Man muß die Bösartigkeit einer Krankheit genau untersuchen, und wenn man kräftig genug ist, sie zu heilen, so tue man es rasch und rücksichtslos, andernfalls lasse man alles gehen und mache keinerlei Heilungsversuche.

Die diktatorische Gewalt brachte der römischen Republik nur Vorteil, keinen Schaden. Lediglich die Gewalt, die ein Bürger an sich reißt, und nicht die, die er in freier Abstimmung erhält, ist der bürgerlichen Freiheit verderblich.

Die Macht verschafft sich leicht den entsprechenden Titel, doch nicht der Titel die Macht. Der Diktator brachte dem Staat immer Nutzen, wenn er verfassungsgemäß eingesetzt worden war und sich nicht aus eigener Machtvollkommenheit aufgeworfen hatte. Nur Ämter, die auf ungesetzlichem Wege erworben werden, und Machtbefugnisse, die man sich unrechtmäßig anmaßt, bringen einem Freistaat Schaden, und nicht solche, die man auf gesetzlichem Wege erhält. Man sieht dies am Beispiel Roms.

Hier brachten lange Zeit hindurch die Diktatoren dem Staat nur Nutzen. Die Gründe fallen in die Augen. Erstens muß ein Bürger, damit er dem Staat Schaden zu-

fügen und sich eine ungesetzliche Gewalt anmaßen kann, im Besitz vieler Vorteile sein, die er in einem gesunden Staatswesen nie haben kann: er muß sehr reich sein, muß sehr viele Anhänger und Parteigänger haben, die er unmöglich haben kann, wenn die Gesetze beachtet werden. Hat er sie dennoch, dann sind solche Männer derart gefürchtet, daß sie in freier Abstimmung nie gewählt werden.

Zudem wurde der Diktator nur für eine bestimmte Zeit und nicht für dauernd gewählt, und nur zu dem Zweck, um die Ursache, derentwegen er gewählt worden war, zu beseitigen. Seine Machtbefugnisse waren zwar sehr weitgehend: er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Mittel gegen die dringende Gefahr wählen, derentwegen er eingesetzt worden war, er konnte alles machen, ohne sich vorher beraten zu müssen, und konnte jeden ohne Berufung bestrafen. Doch er konnte nichts tun, was dem Staat hätte schaden können; er konnte z. B. nicht dem Senat oder dem Volk seine Machtbefugnisse nehmen, er konnte die alten Einrichtungen des Staats nicht abschaffen und neue einführen.

So war es ihm infolge der kurzen Dauer seiner Diktatur, infolge der Beschränkung seiner Machtbefugnisse und der Unverdorbenheit des römischen Volkes unmöglich, seine Grenzen zu überschreiten und dem Staat zu schaden. Vielmehr zeigt die Erfahrung, daß er ihm immer nützte. In der Tat ist die Diktatur eine der römischen Institutionen, welche besondere Beachtung verdient; denn sie war eine der Ursachen der Größe des Imperiums.

Ohne eine ähnliche Einrichtung übersteht ein Staatswesen nur schwer außergewöhnliche Ereignisse. Der gewöhnliche

Gang der Geschäfte in den Freistaaten ist langsam; denn kein Rat, keine Behörde kann allein alles erledigen, in vielen Dingen brauchen sie sich gegenseitig. Durch den notwendigen Ausgleich der verschiedenen Willensrichtungen vergeht die Zeit, und so entsteht die größte Gefahr, wenn man einer Sache abhelfen soll, die keinen Zeitverlust erlaubt. Die Freistaaten müssen daher in ihren Verfassungen eine der Diktatur ähnliche Einrichtung haben.

... Fehlt einem Freistaat eine solche Einrichtung, so ist es unausbleiblich, daß er entweder bei Aufrechterhaltung der Verfassung zugrunde geht oder, um nicht zugrunde zu gehen, die Verfassung brechen muß. In einem Freistaat sollte nie etwas vorkommen, das die Anwendung ungesetzlicher Mittel nötig macht; denn wenn auch das ungesetzliche Mittel für den Augenblick vorteilhaft ist, so schadet doch das Beispiel. Die Gewohnheit aber, die Verfassung zu guten Zwecken zu brechen, bewirkt, daß man sie unter diesem Deckmantel dann auch zu schlechten bricht. Ein Freistaat wird daher niemals vollkommen sein, wenn er nicht in seinen Gesetzen alles vorgesehen, für jedes Ereignis die entsprechende Abhilfe festgelegt und die Art und Weise bestimmt hat, sie anzuwenden. Zusammenfassend möchte ich daher sagen, daß die Freistaaten, die in dringender Gefahr nicht zur Diktatur oder einer ähnlichen Machtbefugnis ihre Zuflucht nehmen, immer bei schweren Ereignissen zugrunde gehen.

Wunden und jedes andere Übel, das sich der Mensch aus freien Stücken und nach seiner Wahl selber zufügt,

schmerzen viel weniger als Wunden und Übel, welche ihm von anderen zugefügt werden.

Man muß immer in Betracht ziehen, auf welche Art und Weise Machtvollkommenheiten übertragen werden und auf wie lange dies geschieht. Wird unumschränkte Gewalt auf lange Zeit (wobei ich unter langer Zeit ein Jahr oder länger verstehe) übertragen, so ist dies immer gefährlich und wird gute oder schlechte Folgen nach sich ziehen, je nachdem die, denen die Macht übertragen wurde, gut oder böse sind.

Wenn ich gesagt habe, daß Machtbefugnisse, die in freier Abstimmung übertragen wurden, nie einem Freistaat zum Schaden gereicht haben, so setze ich hierbei voraus, daß ein Volk sich nie dazu hergibt, derartige Machtbefugnisse ohne zwingende Umstände und ohne entsprechende Zeitbeschränkung zu übertragen.

Eine unumschränkte Gewalt verdirbt die guten Sitten eines Volkes in kürzester Zeit und schafft sich Freunde und Anhänger. Es schadet ihr auch gar nichts, wenn sie arm ist und keine Ahnen hat; denn Reichtum und jede andere Gunst läuft sogleich hinter ihr her.

Bürger, die höhere Würden bekleidet haben, dürfen geringere nicht verschmähen.

Die Einrichtungen Roms waren wie geschaffen, den Staat groß zu machen, und alle Freistaaten, die von diesen Einrichtungen abweichen, begehen einen großen Fehler. Obgleich die Römer Ruhm und Ehre über alles schätzten, so hielten sie es doch nicht für unehrenhaft, auch einem Manne zu gehorchen, der früher ihr Untergebener war, und in demselben Heere Dienst zu tun, dessen Führer sie gewesen waren.

Ein Freistaat darf größere Hoffnungen und größeres Vertrauen in einen Bürger setzen, der von einem hohen Amt herabsteigt, um ein geringeres zu führen, als umgekehrt in denjenigen, der von einem geringeren zu einem höheren aufsteigt. Dem letzteren kann er vernünftigerweise nur dann vertrauen, wenn er in dessen Umgebung Männer von so hohem Ansehen und solcher Tüchtigkeit weiß, daß seine Unerfahrenheit durch deren Rat und Einfluß ausgeglichen wird. Hätte in Rom das gleiche Herkommen bestanden wie in Venedig und in anderen Republiken und Königreichen, wonach der, der einmal Konsul war, nur wieder als Konsul im Heer Dienst tun wollte, so wären unzählige Nachteile für die politische Freiheit entstanden; denn Neulinge hätten Fehler gemacht, hätten ihre Ehrsucht nicht gezügelt und hätten sich weniger gebunden gefühlt, wenn nicht in ihrer Umgebung Männer gewesen wären, unter deren Augen sie sich bloßzustellen fürchteten. Dies wäre dem Staat gefährlich geworden.

In einem Freistaat ein Gesetz zu erlassen, das weit zurückwirkt und gegen ein altes Herkommen verstößt, hat unweigerlich Unruhen zur Folge. .

Nach Aussprüchen antiker Schriftsteller pflegen die Menschen im Unglück maßlos niedergeschlagen zu sein und im Glück ihres Zustandes bald überdrüssig zu werden. Beide Eigenschaften bringen die gleiche Wirkung hervor. Wenn die Menschen einmal nicht aus Not zu kämpfen brauchen, so tun sie es aus Ehrgeiz; denn dieser wirkt in jedem Menschen so mächtig, daß er ihn nie verläßt, wie hoch er auch steigen mag. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die Natur die Menschen so geschaffen hat, daß sie zwar alles begehren, aber nicht alles erreichen können. Da nun das Verlangen, etwas zu erwerben, immer größer ist als die Fähigkeit hierzu, so entsteht daraus Unzufriedenheit mit dem, was man besitzt, und ferner das Bewußtsein, welch geringe Befriedigung der Besitz gewährt. Hierauf ist der Wechsel der menschlichen Schicksale zurückzuführen; denn da der eine Teil der Menschen mehr haben möchte, und der andere das, was er hat, zu verlieren fürchtet, so kommt es zu Feindschaft und Krieg, der den Untergang des einen und die Erhöhung des anderen Landes zur Folge hat.

Wohlgeordnete Freistaaten sollen den Staat reich und ihre Bürger arm halten.

Der Ehrgeiz der Großen ist so gewaltig, daß er bald ein Gemeinwesen zum Untergang führt, wenn er nicht durch verschiedene Mittel und Wege abgewehrt wird.

Die Menschen schätzen ihr Vermögen viel höher als Ehrungen. Immer gab der römische Adel, wo es sich um Ehrenstellen handelte, ohne allzu großen Widerstand dem Volke nach. Als es ihm aber ans Vermögen ging, war seine Hartnäckigkeit in der Verteidigung desselben so groß, daß das Volk, um sein Begehren zu befriedigen, außergewöhnliche Mittel ergriff. Die Urheber dieses Unheils waren die Gracchen, deren guter Wille mehr zu loben ist als ihre Klugheit: denn einen tief eingerissenen Mißstand in einer Republik beseitigen zu wollen und zu diesem Zweck ein Gesetz zu erlassen, das weit zurückgreift, ist sehr unklug. Wie oben ausführlich dargelegt, beschleunigt man auf diese Weise nur das Unheil, zu dem jener Mißstand führt; wartet man aber die Zeit ab, so kommt das Übel später oder es verschwindet mit der Zeit von selbst, bevor es seinen höchsten Grad erreicht.

Schwache Freistaaten sind unentschlossen und wissen sich nicht zu raten; fassen sie jemals einen Entschluß, so geschieht dies mehr aus Not als aus freier Wahl.

Der römische Senat wollte immer, in jeder Schicksalslage, Herr der Entscheidungen seiner Untertanen bleiben. Er schämte sich niemals, einen Beschluß zu fassen, der seinem gewöhnlichen Verhalten oder etwaigen früheren Beschlüssen widersprach, wenn es die Not von ihm verlangte.

Die schlimmste Eigenschaft, die schwache Freistaaten haben, ist ihre Unentschlossenheit. Alle Entschlüsse fassen sie nur gezwungen, und kommt es doch einmal vor, daß sie etwas Zweckmäßiges tun, so tun sie es unter Druck und nicht aus Klugheit.

Unentschlossene Freistaaten fassen nur im Zwang der Not vorteilhafte Entschlüsse, denn ihre Schwäche läßt sie nie zur Entscheidung kommen, wenn noch irgendein Zweifel möglich ist, und wird dieser Zweifel nicht durch eine äußere Gewalt, die sie vorwärtsstößt, beseitigt, so schwanken sie ewig hin und her.

Es sind immer dieselben Ereignisse, die bei den verschiedenen Völkern vorkommen.

Wer die gegenwärtige und antike Geschichte betrachtet, erkennt leicht, daß alle Staaten und alle Völker von jeher die gleichen Wünsche und die gleichen Launen hatten. Untersucht man also sorgfältig die Vergangenheit, so ist es ein leichtes, in jedem Staat die Zukunft vorherzusehen und die gleichen Mittel anzuwenden, die auch von den Alten angewendet worden sind, oder wenn bereits erprobte Mittel nicht zur Hand sind, bei ähnlichen Ereignissen neue auszudenken. Da aber solche Betrachtungen von den Lesern vernachlässigt oder nicht verstanden werden, oder wenn sie verstanden werden, von den Regierenden nicht anerkannt werden, so finden wir zu allen Zeiten die gleichen Mißstände.

Die Ursachen, auf welche die meisten Gewaltherrschaften zurückzuführen sind, liegen einmal in dem übermäßigen Verlangen des Volkes nach Freiheit und ferner in dem übermäßigen Verlangen der Großen nach Herrschaft. Wenn man sich nun über ein Gesetz zugunsten der Freiheit nicht einigen kann, aber eine der beiden Parteien darauf verfällt, eine Persönlichkeit herauszustellen, dann ist sofort die Gewaltherrschaft da.

Wenn sich ein Volk zu dem Fehler verführen läßt, einem Manne besonderes Ansehen zu verschaffen, weil er die verfolgt, welche es haßt, so wird es dieser, wenn er klug ist, immer dahin bringen können, Alleinherrscher in diesem Staat zu werden. Er wird mit Hilfe der Volksgunst die Großen zu beseitigen trachten und erst, wenn ihm dies geglückt ist, darangehen, das Volk zu unterdrücken. Erkennt dann das Volk, daß es geknechtet ist, so hat es niemand mehr, zu dem es seine Zuflucht nehmen könnte. So haben alle gehandelt, die eine Gewaltherrschaft in einem Freistaat aufgerichtet haben. Hätte sich auch Appius so verhalten, so hätte seine Gewaltherrschaft mehr Lebenskraft gehabt und wäre nicht so bald zu Ende gegangen. Allein er tat gerade das Gegenteil: Er hätte nicht unkluger handeln können, als daß er, um sich an der Macht zu halten, der Feind derer wurde, die sie ihm verschafft hatten und sie stützen konnten, und der Freund derer, die nichts dazu beigetragen hatten, ihn zum Machthaber zu machen und ihn auch nicht hätten halten können. Er hat diejenigen verloren, die ihm Freund waren, und die Freundschaft derjenigen gesucht, die ihm nie Freund sein konnten. Denn wenngleich

alle Großen nach Alleinherrschaft trachten, so ist doch der Teil der Großen, der von der Alleinherrschaft ausgeschlossen ist, immer dem Alleinherrscher feind. Nie kann dieser die Großen ganz gewinnen; denn sie sind zu ehrgeizig und zu habsüchtig, und so viele Reichtümer und Ehrenstellen können ihm nie zu Gebote stehen, als daß er sie alle befriedigen könnte.

Um etwas mit Gewalt zu halten, muß der Zwingherr mächtiger sein als der Bezwungene. Daher kommt es, daß die Machthaber, die die Masse zum Freund und die Großen zu Feinden haben, sicherer sind; denn ihre unrechtmäßige Gewalt wird von stärkeren Kräften gestützt als die Herrschaft derjenigen Machthaber, die das Volk zum Feind und die Großen zum Freund haben.

Die Menschen handeln, wie König Ferdinand von Aragonien sagt, oft wie gewisse kleine Raubvögel, die die Beute, zu der die Natur sie treibt, mit solcher Gier verfolgen, daß sie den größeren Vogel nicht gewahren, der über ihnen schwebt, um sie zu erwürgen.

Es ist unklug und zwecklos, ohne richtigen Übergang von Bescheidenheit zu Hochmut und von Milde zu Grausamkeit überzuspringen.

Wer [bei der Ausübung der Macht] eine Zeitlang milde schien und nun, um etwas zu erreichen, hart werden will, muß es mit den gehörigen Übergängen tun und die Ge-

legenheiten in der Weise wahrnehmen, daß er, bevor er infolge der Veränderung seines Verhaltens die alten Freunde verliert, schon so viel neue gewonnen hat, daß seine Macht keine Einbuße erleidet. Andernfalls wird er durchschaut, und er geht ohne Freunde zugrunde.

Es ist bemerkenswert, wie leicht man die Menschen verderben und ihnen geradezu wesensfremde Neigungen beibringen kann, selbst wenn sie gut veranlagt und wohlerzogen sind.

Diese Erkenntnis soll die Gesetzgeber in Freistaaten und Alleinherrschaften um so mehr veranlassen, die Gelüste der Menschen zu zügeln und ihnen alle Hoffnung zu nehmen, bei Verfehlungen straflos auszugehen.

Nur diejenigen Männer, die für den eigenen Ruhm kämpfen, sind tüchtige und treue Soldaten.

Welch gewaltiger Unterschied ist zwischen einem willigen Heer, das für seinen eigenen Ruhm kämpft, und einem mißvergnügten, das nur für den Ehrgeiz anderer ficht. Während die römischen Heere unter den Konsuln fast immer siegreich waren, unterlagen sie stets unter den Dezemvirn. Aus diesem Beispiel läßt sich ein Teil der Gründe ersehen, warum Söldner, die nichts an einen fesselt außer das bißchen Sold, den man ihnen bezahlt, nutz-

los sind. Dieser Grund ist und kann nicht ausreichend sein, sie einem treu zu erhalten und sie zu so ergebenen Freunden zu machen, daß sie für einen zu sterben bereit sind. Empfindet eine Armee für den, für welchen sie kämpft, nicht eine gewisse Liebe und Ergebenheit, so wird sie nie so tapfer sein, daß sie einem nur etwas tapferen Feinde zu widerstehen vermöchte.
Da nun diese Liebe und ein gewisser Nationalstolz nur bei den eigenen Untertanen entstehen kann, so ist es für den, der an der Macht bleiben und einen Freistaat oder einen Thron erhalten will, notwendig, sich aus seinen Untertanen eine Armee zu bilden, wie es alle getan haben, die mit Waffen bedeutende Erfolge erzielt haben.

Das römische Heer war unter den Dezemvirn so tüchtig wie immer; da es aber nicht mehr von demselben guten Geist beseelt war, so hatte es auch nicht mehr dieselben Erfolge. Sobald aber der Rat der Zehn gestürzt war und sie wieder als freie Männer in den Krieg ziehen konnten, kam auch wieder derselbe Geist in sie und ihre Feldzüge nahmen ein glückliches Ende, wie man es von jeher bei ihnen gewohnt war.

Eine führerlose Menge ist zu gar nichts nütze.

Es ist töricht und unvorsichtig, etwas zu verlangen und dabei vorher zu sagen: Ich habe Böses damit vor. Man darf nie seine Absicht zeigen, sondern muß zunächst mit allen Mitteln seinen Wunsch zu erreichen suchen. Es

genügt, jemandem die Waffen abzuverlangen, man braucht ihm nicht dazu zu sagen, daß man ihn damit umbringen will; denn hat man einmal des anderen Waffen in der Hand, so kann man ohne weiteres seine Absicht durchführen.

Ich glaube nicht, daß es in einem Staat ein schlechteres Beispiel geben kann, als ein Gesetz zu erlassen und es nicht zu beachten; das schlimmste aber ist, wenn der Gesetzgeber selber es nicht einhält.

Es ist gefährlich für einen Staat, die Bürger jeden Tag in neue Beunruhigungen zu stürzen durch immer neue Ungerechtigkeiten, die bald diesem, bald jenem zugefügt werden.

Einem Freistaat oder einem Gewalthaber ist es sehr schädlich, seine Untertanen durch fortwährende Strafen und Verletzungen in Unruhe und Furcht zu halten. Ohne Zweifel läßt sich kein verderblicheres Verfahren denken; denn fürchten die Menschen erst für ihr Leben, so suchen sie sich auf alle Weise vor der Gefahr zu sichern. Sie werden kühner und scheuen sich weniger, Umwälzungen zu versuchen. Man soll daher entweder nie jemanden verletzen oder alles Unrecht auf einmal tun, dann aber die Menschen wieder beruhigen und ihnen Grund geben, an ihre Sicherheit zu glauben und ihre Angst loszuwerden.

Die Menschen gehen sprunghaft von einem Ehrgeiz zum anderen über. Zuerst ist man darauf bedacht, nicht angegriffen zu werden, dann trachtet man danach, andere anzugreifen.

Immer, sagt Livius, wurde in Rom Volk oder Adel überheblich, wenn sich der andere Teil demütigte. Blieb das Volk ruhig in seinen Schranken, so fingen die adeligen jungen Leute an, es zu beleidigen und die Tribunen konnten nichts dagegen unternehmen, da sie selber gefährdet waren. Obgleich der Adel einsah, daß seine Jugend zu unbändig war, so war es ihm andererseits doch angenehm, daß, wenn schon einmal das Maß überschritten wurde, dies die eigenen Leute taten und nicht das Volk. So kam es beim Verlangen, die Freiheit zu verteidigen, dahin, daß sich jeder so viel herausnahm, daß er den anderen unterdrückte.

Aus diesen Vorgängen ergibt sich die Regel, daß die Menschen, noch während sie darauf bedacht sind, ohne Angst leben zu können, schon beginnen, ihren Nebenmenschen Furcht einzuflößen, und daß sie die Unbill, die sie von sich abwehren, einem anderen zufügen, wie wenn sie nicht leben könnten, ohne einen anderen zu verletzen oder von ihm verletzt zu werden.

Man sieht daraus unter anderem, zu welchen Entscheidungen auch Republiken fähig sind, wie die Menschen von einem Ehrgeiz zum anderen überspringen und wie wahr die Worte des Sallust sind, die er in den Mund Cäsars legt: quod omnia mala bonis initiis orta sunt [Alle schlechten Zustände sind aus guten Anfängen entstanden].

Wie oben erwähnt, streben die Männer, die in einer Republik ehrgeizige Absichten haben, in erster Linie danach, nicht nur von ihren Mitbürgern, sondern auch von den Behörden in Ruhe gelassen zu werden. Sie suchen sich zu diesem Zweck Freunde und erwerben diese anscheinend auf ehrbarem Weg, indem sie sie mit Geld unterstützen oder vor den Übergriffen der Mächtigen in Schutz nehmen. Da nun ein Mann, der so handelt, durchaus ehrenhaft erscheint, so wird leicht einem jeden Sand in die Augen gestreut, und niemand denkt daran, hier einen Riegel vorzuschieben. Schließlich wird der Betreffende, ohne das geringste Hindernis zu finden, so mächtig, daß die Bürger Angst vor ihm haben und auch die Behörden ihn fürchten. Ist er zu dieser Stufe emporgestiegen, ohne daß man vorher seinem Einfluß in den Weg getreten wäre, so kommt es dahin, daß das Unterfangen, ihn mit Gewalt niederhalten zu wollen, außerordentlich gefährlich ist, und zwar deshalb, weil es – wie ich oben auseinandergesetzt habe – mit großer Gefahr verbunden ist, einen Übelstand, der in einem Gemeinwesen bereits eine weite Verbreitung hat, gewaltsam beseitigen zu wollen. Die Sache spitzt sich schließlich derart zu, daß man entweder auf die Gefahr eines plötzlichen Umsturzes hin versuchen muß, einen solchen Mann zu beseitigen, oder daß man ihn weitergewähren läßt. Hierbei gerät man aber in eine offensichtliche Knechtschaft, wenn nicht der Tod oder irgendein Zufall den Staat von ihm befreit. Denn ist es so weit gekommen, daß die Bürger und Behörden fürchten, ihm und seinen Freunden zu nahe zu treten, so kostet es nicht mehr viel Mühe, es dahin zu bringen, daß sie nach seinem Wunsch Recht sprechen und nach seinem

Geheiß andere verletzen. Ein Freistaat muß daher unter seinen Institutionen auch eine solche haben, die darüber wacht, daß seine Bürger nicht unter dem Schein des Guten tatsächlich Böses tun können, und daß sie nur insoweit zu Einfluß und Ansehen kommen können, als es der Freiheit nützt und nicht schadet.

Die Menschen mögen sich im ganzen täuschen, im einzelnen täuschen sie sich nie.

Die Völker täuschen sich in der allgemeinen Beurteilung der Begebenheiten und deren Ursachen; lernen sie dieselben aber im einzelnen kennen, so sehen sie ihren Irrtum ein.

Man kann einem Volk rasch die Augen öffnen, wenn man bei der Wahrnehmung, daß es sich im ganzen täuscht, ein Mittel findet, wodurch es genötigt wird, aufs einzelne einzugehen.
Auch läßt sich der Schluß ziehen, daß ein kluger Mann nie das Urteil des Volkes in einzelnen Dingen, wie bei der Vergebung von Ämtern und Würden, zu scheuen braucht; denn gerade hierin täuscht sich das Volk nie. Und selbst wenn es sich manchmal täuschen sollte, so kommt dies doch seltener vor als bei einem kleinen Kreis, in dessen Hände die Vergebung von Ämtern und Würden gelegt ist.

Wenn man verhüten will, daß ein Amt einem minderwertigen oder schlechten Menschen übertragen wird, so sorge man dafür, daß sich gleichzeitig mit einem solchen entweder ein besonders minderwertiger und schlechter Mensch oder ein besonders edler und tüchtiger Mann darum bewirbt.

Wie schwer es ist, bei der Konstituierung eines Freistaates alle zur Erhaltung der Freiheit nötigen Gesetze vorauszusehen, beweist hinreichend die Entwicklung der römischen Republik.

Wenn es selbst schon für die Staaten, die von Anfang an frei waren und sich selbst regierten, wie Rom, schwer ist, gute Gesetze zur Erhaltung ihrer Freiheit zu finden, so darf man sich nicht wundern, daß es für jene Staaten, die von ihren Anfängen an unfrei waren, nicht nur schwer, sondern unmöglich ist, sich jemals so einzurichten, daß sie in Freiheit und Ruhe leben können.
[In Florenz] wurden mehrmals einigen Bürgern durch öffentliche und freie Abstimmung weitgehende Vollmachten zur Umgestaltung der Verfassung erteilt. Doch haben diese ihre Befugnisse nie zum allgemeinen Wohl gebraucht, sondern immer nur zum Vorteil ihrer Partei, was statt Ordnung nur noch größere Unordnung zur Folge hatte.

Kein Rat und keine Behörde darf den Gang der Staatsmaschine hemmen können.

Man darf einem Staat nie eine solche Verfassung geben, daß einige wenige in der Lage sind, einen Beschluß aufzuhalten, der im gewöhnlichen Lauf der Dinge zur Inganghaltung der Staatsmaschine nötig ist. Wenn man z. B. einem Ratskollegium die Befugnis überträgt, die Vergebung von Ehren und Ämtern vorzunehmen, oder einer Behörde die Zuständigkeit zur Ausführung eines Geschäfts gibt, so muß man entweder dafür sorgen, daß sie ihre Aufgabe unter allen Umständen erfüllen, oder man muß anordnen, daß ein anderer sie ausführen kann und muß, wenn sie es nicht selber tun. Sonst ist die ganze Einrichtung fehlerhaft und gefährlich, wie es beispielsweise in Rom gewesen wäre, wenn man dem hartnäckigen Versagen der Konsulen nicht die Autorität der Tribunen hätte entgegensetzen können.

Freistaaten oder Alleinherrscher müssen sich den Anschein geben, als täten sie aus Großmut, wozu sie die Notwendigkeit zwingt.

Kluge Männer machen sich immer ein Verdienst aus ihren Handlungen, auch wenn sie in jeder Hinsicht die Not dazu zwingt.

Um den Übergriffen eines Mannes, der in einem Freistaat zur Macht emporsteigt, Einhalt zu gebieten, gibt es kein sichereres und weniger beunruhigendes Mittel, als ihm die Wege abzuschneiden, auf denen er zur Macht gelangt.

Man kann tatsächlich in einem Freistaat, und besonders in einem solchen, dessen Sitten verderbt sind, auf keine bessere, weniger beunruhigende und leichtere Art dem Ehrgeiz eines Bürgers entgegentreten, als wenn man ihm die Wege abschneidet, die er vor aller Augen beschreitet, um sein erstrebtes Ziel zu erreichen.

Man muß bei allen seinen Handlungen die Nachteile und Gefahren, die damit verbunden sind, eingehend überlegen; und wenn die Gefahr größer ist als der Gewinn, den sie bringen, darf man sich nicht dazu entschließen, selbst wenn ein solcher Entschluß noch so zweckmäßig erscheint.

Das Volk läßt sich leicht durch große Hoffnungen und übertriebene Versprechungen hinreißen.

Es begehrt oft, von einem Trugbild des allgemeinen Nutzens geblendet, sein Verderben. Und wird ihm nicht von einem Mann, in den es Vertrauen setzt, begreiflich gemacht, was verderblich und was nützlich ist, so entspringen daraus in einem Freistaat unendliche Gefahren und Nachteile. Will es aber das Schicksal, daß das Volk

zu niemand Vertrauen hat, wie es manchmal der Fall ist, wenn es schon früher einmal durch die Umstände oder durch die Menschen getäuscht worden ist, so stürzt es unaufhaltsam in sein Verderben.
Dante sagt hierüber in seinem Traktat „De Monarchia": „Das Volk schreit oftmals: Es lebe mein Tod und es sterbe mein Leben!"
Dieses Mißtrauen ist die Ursache, daß häufig in Freistaaten wirklich zweckmäßige Maßregeln nicht ergriffen werden.

Wenn man in Erwägung zieht, wozu sich ein Volk leicht und wozu es sich schwer überreden läßt, so kann man folgende Unterscheidung machen: Entweder verspricht der Entschluß, zu dem man überreden will, auf den ersten Blick Gewinn oder Verlust, oder aber er erscheint kühn oder feige. Verspricht ein Vorschlag, der dem Volke gemacht wird, scheinbar Gewinn, wenngleich er sich tatsächlich verlustreich auswirkt, und erscheint ein Vorschlag mutig, wenngleich er zum Untergang des Staates führt, so wird es immer leicht sein, die Masse zur Annahme zu überreden. Dagegen wird es immer schwer sein, sie zu solchen Entschlüssen zu überreden, die nach außen feige und verlustbringend erscheinen, obgleich sie in Wirklichkeit Heil und Gewinn bringen.

Um einen Staat, in dem das Volk die Macht hat, zu vernichten, gibt es kein leichteres Mittel, als es in tollkühne Unternehmungen zu verwickeln; denn wo das Volk etwas zu sagen hat, da finden solche Unternehmungen immer Zustimmung und wer anderer Meinung ist, kann ein

etwas dagegen machen. Doch wenn sie den Ruin des Staates nach sich ziehen, so gehen darüber meist auch die Männer zugrunde, die an der Spitze solcher Unternehmungen gestanden haben. Denn wenn das Volk, das den Sieg als gewiß vorausgesetzt hat, den unglücklichen Ausgang erfährt, so gibt es weder dem Schicksal noch der Machtlosigkeit des Befehlshabers die Schuld, sondern dessen bösem Willen und Unfähigkeit, und häufig genug läßt es ihn hinrichten oder ins Gefängnis werfen oder schickt ihn in die Verbannung, wie es unzähligen karthagischen und vielen athenischen Feldherren ergangen ist. Da nützt ihnen kein früher erfochtener Sieg, denn die gegenwärtige Niederlage löscht alle ehemaligen Verdienste aus.

Durch nichts wird eine empörte Volksmenge leichter im Zaum gehalten als durch die Ehrfurcht vor einem würdigen Mann von hohem Rang, der ihr entgegentritt. Nicht ohne Grund sagt Virgil:

> Tum pietate gravem, ac meritis si forte virum quem
> Conspexere, silent, arrectisque auribus adstant.
> [Wenn sie dann etwa einen Mann, ehrwürdig durch Verdienst und Tugend erblicken, schweigen sie und stehen mit lauschenden Ohren.]

Wer daher ein aufständisches Heer kommandiert oder sich in einer aufrührerischen Stadt befindet, muß sich der Menge möglichst liebenswürdig und würdevoll zeigen, indem er alle Abzeichen seines Ranges anlegt, um dadurch mehr zu imponieren.

So leicht läßt sich in Staaten, wo das Volk noch nicht verderbt ist, regieren. Wo allgemeine Gleichheit herrscht, ist es unmöglich, eine Alleinherrschaft aufzurichten, und wo sie fehlt, da ist es unmöglich, einen Freistaat einzuführen.

Wo Rechtschaffenheit im Volk fehlt, da läßt sich nichts Gutes erwarten. So ist nichts zu erhoffen in den Ländern, wo heutzutage allgemeine Sittenverderbnis herrscht, wie vor allem in Italien und ferner in Frankreich und Spanien. Wenn man in diesen letzteren beiden Ländern keine solche Unordnung sieht wie heute in Italien, so kommt dies nicht von der Rechtschaffenheit ihrer Völker, die meist nicht mehr da ist, sondern daher, daß sie einen König haben, der sie nicht allein durch seine Persönlichkeit, sondern auch durch eine noch gut funktionierende Staatsverfassung zusammenhält.
In Deutschland dagegen ist im Volk noch viel Rechtschaffenheit und Frömmigkeit zu finden. Deshalb gibt es dort auch viele freie Städte, die ihre Gesetze so gut beobachten, daß weder ein äußerer noch ein innerer Feind etwas gegen sie zu unternehmen wagt. Daß es hier noch ein gut Teil der alten Rechtschaffenheit gibt, soll folgendes Beispiel beweisen, das mit dem vom römischen Senat und Volk angeführten viel Ähnlichkeit hat. Brauchen diese freien Städte eine bestimmte Summe Geldes zu öffentlichen Zwecken, so legen die zuständigen Behörden oder Ratskollegien allen Einwohnern der Stadt eine Vermögensabgabe von einem oder zwei Prozent auf. Entspricht dieser Beschluß der Verfassung, so erscheint jeder vor dem Steuereinnehmer und wirft, nachdem er

zuvor einen Eid geleistet hat, daß er die richtige Summe zahlen wolle, in eine dazu aufgestellte Kasse den Betrag, den er nach seinem Gewissen geben zu müssen glaubt. Zeuge für die Richtigkeit dieser Zahlung ist niemand außer dem, der sie leistet. Daraus läßt sich schließen, wieviel Rechtschaffenheit und religiöse Überzeugung noch in diesen Menschen lebt. Es ist anzunehmen, daß jeder die auf ihn treffende Summe bezahlt; denn sonst würde die Steuer nicht den Betrag erreichen, den man auf Grund früherer Erfahrungen erhoffen zu können glaubte: Man würde den Betrug merken und hätte längst eine andere Art der Erhebung eingeführt.

Diese Rechtschaffenheit ist in unserer Zeit um so mehr zu bewundern, als sie außerordentlich selten ist. Man findet sie eigentlich nur noch bei den Deutschen. Dies hat zwei Ursachen: Die erste ist die, daß sie nur geringen Handelsverkehr mit ihren Nachbarn unterhalten haben. Diese sind nie zu ihnen gekommen und sie nicht zu ihren Nachbarn; denn sie begnügten sich stets mit den Erzeugnissen ihres Landes und kleideten sich in die Wolle, die ihnen ihre Heimat gibt. Damit war die Ursache zu jedem Verkehr und der Anfang zu jeder Verderbnis beseitigt, da sie weder französische noch spanische noch italienische Sitten annehmen konnten; denn diese drei Nationen miteinander sind die Verderbnis der Welt. Die zweite Ursache ist die, daß diese Städte, die sich noch eine freie und unverdorbene Verfassung erhalten haben, keine Edelleute unter ihren Mitbürgern dulden, noch erlauben, daß einer ihrer Mitbürger ein Leben wie ein Adeliger führt. Ja mehr noch, sie achten streng auf absolute Gleichheit im Innern und sind die erbittertsten Feinde der Herren und Ritter

ihres Landes. Wenn einer von diesen zufällig in ihre Hände fällt, so beseitigen sie ihn, da sie den Adel für die Wurzel der Verderbnis und für die Ursache jeder staatlichen Unordnung halten.
Um die Bezeichnung „Edelleute" näher zu erklären, möchte ich sagen, daß man diejenigen so nennt, die müßig vom Ertrag ihrer Besitzungen im Überfluß leben, ohne darauf bedacht zu sein, Landwirtschaft zu treiben oder sich mit irgendeiner anderen zum Leben notwendigen Arbeit zu befassen. Solche Leute sind jedem Freistaat und überhaupt jedem Lande verderblich. Am verderblichsten sind aber die, die außer über Reichtümer auch noch über Waffen verfügen und Untergebene haben, die ihnen unbedingt gehorchen.

Wo das Volk bereits so verderbt ist, daß die Gesetze nicht hinreichen, es im Zaum zu halten, da ist es nötig, neben den Gesetzen eine höhere Gewalt einzusetzen, eine mit königlichen Befugnissen, die mit unumschränkter und außerordentlicher Macht den übermäßigen Ehrgeiz und die Verderbtheit der Mächtigen bändigt.

Wer in einem Lande, in dem es viele Mächtige gibt, einen Freistaat errichten will, kann nur dann zum Ziel kommen, wenn er diese vorher alle beseitigt. Wer hingegen in einem Land, in dem der Sinn für Gleichheit stark vertreten ist, eine Monarchie oder eine Gewaltherrschaft errichten will, wird nur zum Ziel kommen, wenn er eine Anzahl ehrgeiziger und unruhiger Köpfe aus der Masse der Gleichberechtigten herausstellt und entsprechend bevorzugt, und zwar nicht nur dem Namen nach, sondern auch

tatsächlich, indem er sie mit Machtmitteln und Besitzungen ausstattet und ihnen Vorrechte jeder Art einräumt. So hält er auf ihren Schultern und mit ihrer Hilfe seine eigene Macht aufrecht und sie sehen durch ihn ihren Ehrgeiz befriedigt, während alle anderen Bürger gezwungen sind, dieses Joch zu dulden, das nur Zwang und nichts anderes ihnen aufnötigen kann. Ist auf diese Weise ein richtiges Verhältnis zwischen dem, der die Gewalt ausübt, und denen, die der Gewalt unterworfen sind, erreicht, so tritt Ruhe ein, und jeder fügt sich in die Ordnung. Da aber nur ein Mann von seltenen Geistesgaben und seltenem Ansehen in der Lage ist, aus einem zur Monarchie geeigneten Land eine Republik und aus einem zur Republik geeigneten Land eine Monarchie zu machen, haben wohl viele den Versuch hierzu unternommen, aber nur wenige haben es verstanden, zum Ziel zu kommen. Denn die Größe der Aufgabe macht die Menschen teils befangen, teils hemmt sie sie derart, daß sie schon bei den ersten Anfängen Fehler machen.

Wo starker Sinn für Gleichheit besteht oder geweckt ist, da errichte man einen Freistaat, wo dagegen große Ungleichheit herrscht, da führe man eine Alleinherrschaft ein, sonst baut man ein Werk ohne Ausgeglichenheit und ohne Dauer.

Ich weiß nicht, woher es kommt, aber man sieht es aus den Beispielen der alten und neuen Geschichte, daß bedeutungsvolle Ereignisse in einem Gemeinwesen immer von

Wahrsagern, durch Prophezeiungen, Wunder oder Zeichen am Himmel vorausgesagt werden.

Hier müßte einmal einer, der um die natürlichen und übernatürlichen Dinge weiß, von denen wir keine Ahnung haben, die Ursache untersuchen und klären. Es könnte sein, daß die Luft, wie ein Philosoph meint, mit Geistern erfüllt ist, die die Gabe haben, die Zukunft vorherzusehen und die Menschen aus Mitleid durch derartige Zeichen warnen, damit sich diese zur Abwehr entsprechend vorbereiten können. Wie dem auch sei, fest steht, daß immer nach solchen Erscheinungen neuartige außerordentliche Dinge geschehen.

In der Masse ist das Volk mutig, im einzelnen schwach.

Die Masse kritisiert oft mit Kühnheit die Entscheidungen ihrer Machthaber; sowie sie aber die Strafe vor Augen sieht, da traut keiner dem anderen und jeder beeilt sich, zu gehorchen. Man sieht also daraus, daß es nicht hoch anzuschlagen ist, was ein Volk über seine schlechte oder gute Stimmung sagt, vorausgesetzt, daß man in der Lage ist, die Ordnung aufrechtzuerhalten, wenn es gut gestimmt ist, und Vorkehrungen zu treffen, daß es einem nichts zuleide tun kann, wenn es schlecht gestimmt ist.
Dies gilt für alle Mißstimmungen, die Völker, ganz gleich aus welchen Ursachen, haben können, mit Ausnahme solcher, die auf den Verlust der Freiheit oder eines beliebten noch lebenden Landesherrn zurückzuführen sind.

Denn Mißstimmungen des Volkes aus diesen Ursachen sind über alle Maßen furchtbar und können nur mit den schärfsten Mitteln unterdrückt werden. Jede andere Art von Mißstimmung ist belanglos, besonders wenn das Volk keinen Führer hat, zu dem es seine Zuflucht nehmen könnte. Denn es gibt einerseits nichts Schrecklicheres als eine zuchtlose, führerlose Menge, und andererseits aber auch nichts Schwächeres. Mag sie auch bewaffnet sein, so wird sie doch leicht wieder zur Ordnung gebracht, wenn man nur einen Zufluchtsort hat, um dem ersten Ansturm ausweichen zu können. Wenn die Gemüter ein wenig abgekühlt sind und jeder wieder nach Hause zurückkehren muß, so fangen sie an, an sich selbst zu zweifeln und an ihre Sicherheit zu denken, und sie fliehen entweder oder unterwerfen sich.

Eine aufständische Menge, die diesen Gefahren entgehen will, muß daher sogleich aus ihrer Mitte einen Führer ernennen, der sie leitet, sie zusammenhält und auf ihre Sicherheit bedacht ist. Wird dies unterlassen, so wird es immer so kommen, wie Livius sagt, nämlich, daß alle vereint kühn sind, der einzelne aber feige und schwach wird, wenn er die Gefahr, in der er schwebt, zu überlegen beginnt.

Das Volk ist weiser und beständiger als ein Alleinherrscher.

Sowohl Livius als auch alle anderen Geschichtsschreiber behaupten, daß es nichts Eitleres und Unbeständigeres gebe als das Volk.

Dieser Fehler, den die Schriftsteller dem Volk zur Last legen, kann jedem einzelnen Menschen und besonders allen Machthabern zur Last gelegt werden. Jeder, der nicht durch Gesetze in Schach gehalten wird, wird dieselben Fehler begehen wie die entfesselten Volksmassen. Dies ist leicht einzusehen; denn es gibt und gab viele Staatsoberhäupter, aber nur wenig gute und weise: Dabei meine ich die Staatsoberhäupter, die die Macht hatten, den hemmenden Zügel des Gesetzes zu zerreißen. Hierzu gehören nicht die Könige Ägyptens aus grauer Vorzeit, als das Land durch Gesetze regiert wurde, auch nicht die Könige von Sparta, und auch nicht in unserer Zeit die Könige Frankreichs, eines Landes, das mehr durch Gesetze beherrscht wird als irgendeine andere uns heutzutage bekannte Monarchie. Könige, die in Ländern mit solchen Verfassungen herrschen, sind nicht zu denjenigen Machthabern zu rechnen, bei denen man die Natur des einzelnen Menschen beobachten und sehen kann, ob sie der des Volkes ähnelt. Man muß sie vielmehr mit einem Volk vergleichen, dessen Leben gleichfalls durch Gesetze geregelt wird. Man wird bei diesem dieselben guten Eigenschaften finden wie bei den Königen und wird sehen, daß es weder hochmütig herrscht noch sklavisch dient.

Was unser Geschichtsschreiber [Livius] von der Natur des Volkes sagt, bezieht sich nicht auf Völker, bei denen Gesetze noch etwas gelten, wie z. B. auf das römische, sondern auf entfesselte wie das von Syrakus, das die gleichen Verbrechen beging wie wütende, zügellose Menschen. Ich denke dabei an Alexander den Großen und Herodes.

Die Natur der Volksmassen ist daher nicht schlechter zu beurteilen als die irgendwelcher Machthaber. Beide lassen sich in gleichem Maße Verfehlungen zuschulden kommen, wenn sie es können, ohne die Gesetze fürchten zu müssen. Hierfür sprechen außer den bereits angeführten Fällen viele Beispiele aus der Geschichte der römischen Kaiser und anderer Tyrannen und Machthaber, bei denen man größere Unbeständigkeit und jäheren Wechsel in ihrem Verhalten beobachtet, als man je bei irgendeiner Volksmenge finden wird. Ich widerspreche daher der allgemeinen Ansicht, die behauptet, die Völker wären, wenn sie herrschen, unbeständig, veränderlich und undankbar. Ich behaupte vielmehr, daß solche Fehler bei ihnen nicht schlimmer entwickelt sind als bei einzelnen Machthabern. Würde jemand deshalb Völker und Machthaber gemeinsam beschuldigen, so könnte er wohl das Richtige treffen. Wenn er aber die Machthaber ausnimmt, so täuscht er sich. Denn ein Volk, das selber regiert und eine gute Verfassung hat, wird ebenso beständig, klug und dankbar sein wie ein Alleinherrscher, ja es wird hierin einen Alleinherrscher, selbst wenn er im Ruf der Weisheit steht, noch übertreffen. Andererseits wird ein Alleinherrscher, der nicht an Gesetze gebunden ist, sicherlich in höherem Maße undankbar, wankelmütig und unklug sein als das Volk. Die Verschiedenheit ihrer Handlungsweise rührt nicht von der Verschiedenheit ihrer Natur her. Diese ist überall dieselbe (wenn allerdings gute Eigenschaften irgendwo überwiegen, so sicherlich beim Volk); sie hängt vielmehr von dem Grad der Achtung vor den Gesetzen ab, unter denen Volk oder Machthaber leben.

Was die Klugheit und Beständigkeit anlangt, so behaupte ich, daß das Volk klüger und beständiger ist und ein richtigeres Urteil hat als ein Alleinherrscher. Nicht ohne Grund vergleicht man die Stimme des Volkes mit der Stimme Gottes; denn die öffentliche Meinung prophezeit wunderbar richtig die Zukunft, so daß es den Anschein hat, als sähe sie vermöge geheimer Kräfte ihr Wohl und Wehe voraus.

Was die richtige Beurteilung der Dinge betrifft, so wird man äußerst selten beobachten, daß das Volk, das zwei gleich gute Redner von verschiedenen Parteien hört, nicht dem besseren Vorschlag folgt und nicht das Richtige vom Falschen zu unterscheiden weiß. Und irrt es auch, wenn ihm, wie oben erwähnt, kühne und nützlich erscheinende Projekte vorgeschlagen werden, so irrt ein Alleinherrscher, der in seine Leidenschaften verstrickt ist, erst recht; denn er hat deren viel mehr als das Volk. Ferner sieht man, daß das Volk bei der Besetzung von Ämtern eine viel bessere Auswahl trifft als ein Alleinherrscher. Nie wird man das Volk überzeugen können, daß es von Vorteil sei, einen minderwertigen, verdorbenen Menschen mit einer hohen Würde zu bekleiden, während man einen Alleinherrscher leicht und mit tausend Mitteln dazu überreden kann. Das Volk empfindet noch Abscheu vor etwas und bewahrt viele Jahrhunderte hindurch die gleiche Gesinnung. Bei einem Alleinherrscher kommt dies nicht vor.

Für die beiden letztgenannten Eigenschaften legt hinreichendes Zeugnis das römische Volk ab, das während so vieler Jahrhunderte bei so vielen Konsulats- und Tribunatswahlen nicht vier Wahlen vornahm, die es zu bereuen

gehabt hätte. Und so heftig haßte es die Bezeichnung „König", daß kein noch so großes Verdienst einen Bürger, der nach der Krone strebte, vor der verdienten Strafe bewahren konnte.

Außerdem ist zu beobachten, daß Staaten, in denen das Volk regiert, in kürzester Zeit außerordentliche und viel größere Fortschritte machen als solche, die immer unter einem Alleinherrscher gelebt haben. Dies beweist Rom nach der Vertreibung der Könige und Athen, nachdem es sich von Peisistratos befreit hatte. Der Grund hierfür kann in nichts anderem liegen, als daß Völker besser regieren als Alleinherrscher. Man halte mir nicht die Ansicht des Livius entgegen; . . . denn wenn man alle Unruhen im staatlichen Leben, die auf die Völker und die auf die Alleinherrscher zurückzuführen sind, und ferner allen Ruhm der Völker und den der Alleinherrscher untersucht, so wird man jeweils die Völker an Trefflichkeit und Ruhm bei weitem überlegen finden. Und wenn auch die Alleinherrscher den Völkern überlegen sind in der Einführung von Gesetzen, in der Neuordnung des bürgerlichen Lebens, im Erlaß von Anordnungen und neuen Einrichtungen, sind doch die Völker hinwiederum in der Erhaltung bestehender Ordnungen so sehr überlegen, daß sie zweifellos den Ruhm der Gründer derselben erhöhen.

Um den Inhalt dieser Betrachtungen nochmals zu wiederholen, fasse ich kurz zusammen:

Es gibt Alleinherrschaften, die lange gedauert haben, und es gibt Freistaaten, die lange gedauert haben. Voraussetzung hierfür war, daß beide auf dem Fundament der Gesetze ruhten; denn ein Staatsoberhaupt, das tun kann,

was es will, ist unsinnig, und ein Volk, das tun kann, was es will, ist nicht weise. Vergleicht man einen Alleinherrscher, der an die Gesetze gebunden ist, und ein Volk, das durch diese im Zaum gehalten wird, so wird man beim Volk bessere Eigenschaften finden als beim Alleinherrscher. Vergleicht man beide in gesetzlosem Zustand, so wird man beim Volk weniger, kleinere und leichter zu bessernde Fehler finden als bei einem Alleinherrscher. Denn zu einem zügellosen, aufrührerischen Volk kann ein Mann von rechter Gesinnung sprechen und es leicht wieder auf den rechten Weg zurückführen, mit einem schlechten Alleinherrscher aber kann niemand reden, gegen ihn gibt es kein anderes Mittel als das Schwert. Hieraus läßt sich auf die Bedeutung der Krankheit bei beiden schließen: Wenn zur Heilung der Krankheit des Volkes Worte ausreichen und zur Heilung der Krankheit eines Alleinherrschers das Schwert nötig ist, so wird jeder sagen, daß da, wo es einer kräftigeren Kur bedarf, auch schwerere Fehler sein müssen. Hat ein Volk auch seine Fesseln gesprengt, so sind seine Torheiten nicht zu fürchten, man hat auch keine Furcht vor dem gegenwärtigen Übel, sondern nur von dem Übel, das in Zukunft daraus entstehen kann, da aus Wirren häufig ein Tyrann hervorgeht. Bei einem schlechten Alleinherrscher hingegen ist es umgekehrt: Man fürchtet das gegenwärtige Übel und hofft auf die Zukunft, da sich die Menschen einreden, daß sein ruchloses Verhalten die Freiheit zeitigt. So sieht man den Unterschied zwischen beiden, der so groß ist wie der Unterschied zwischen den Dingen, die sind, und denen, die sein können. Die Grausamkeiten des Volks richten sich gegen den, von dem es fürchtet,

daß er sich am öffentlichen Gut vergreift, die Grausamkeiten eines Alleinherrschers aber gegen die, die fürchten, daß er ihnen ihr Eigentum nehmen wird.
Die ungünstige Meinung über das Volk entsteht daraus, daß jeder dem Volk, auch dann, wenn es regiert, frei und ohne Scheu Übles nachreden kann, während man über einen Gewalthaber immer nur unter tausend Ängsten und mit tausend Rücksichten sprechen darf.

Da es jeden Tag vorkommt, daß sich ein Alleinherrscher mit einem anderen oder ein Freistaat mit einem anderen verbündet und Freundschaft schließt, und auch zwischen Freistaaten und Alleinherrschern Bündnisse und Verträge abgeschlossen werden, so will ich untersuchen, wer treuer und beständiger ist, und auf wen man mehr zählen kann, auf einen Freistaat oder auf einen Alleinherrscher. Wenn ich alles genau prüfe, so komme ich zu der Überzeugung, daß beide in vielen Fällen übereinstimmen, in einigen aber gar nicht.
Mit Bestimmtheit ist anzunehmen, daß erzwungene Verträge weder von einem Alleinherrscher noch von einem Freistaat gehalten werden. Ich glaube auch, daß beide in gefährlichen Lagen des Staates, um nicht zugrunde zu gehen, die Treue brechen und jede Dankbarkeit vergessen werden.

Wo ein Staat [gleichgültig mit welcher Verfassung] für seine Existenz fürchtet, wird man nie Treue finden. Sollte es auch einmal einen Freistaat oder einen Alleinherrscher

geben, der lieber untergeht, als daß er die Treue bricht, so kann dies ähnliche Beweggründe haben. Bei einem Machthaber kann es wohl vorkommen, daß er der Verbündete eines mächtigen Herrschers ist, der zwar im Augenblick nicht in der Lage ist, ihn zu verteidigen, von dem er aber hoffen kann, mit der Zeit wieder in seinen Machtbereich eingesetzt zu werden, oder daß er wegen seiner unentwegten Anhängerschaft glaubt, beim Feind des mächtigen Herrschers weder Vertrauen zu finden noch Verträge mit diesem abschließen zu können.

Wenn ich alle Dinge richtig betrachte, so komme ich zu der Überzeugung, daß in den Fällen dringender Gefahr Freistaaten standhafter sind als Alleinherrscher; denn selbst wenn ein Freistaat dieselbe Gesinnung und dieselbe Absicht hätte wie ein Alleinherrscher, so wird doch der schleppende Geschäftsgang in einem Freistaat bewirken, daß man mehr Zeit braucht, um Entschlüsse zu fassen, als ein Alleinherrscher und daher auch mehr Zeit braucht, um die Treue zu brechen.
Bündnisse werden ferner aus Nützlichkeitsgründen gebrochen, doch halten hierbei die Freistaaten Verträge bei weitem länger als die Alleinherrscher. Es lassen sich Beispiele anführen, wo ein ganz geringer Vorteil einen Alleinherrscher veranlaßt hat, die Treue zu brechen, und wo ein ganz großer Nutzen einen Freistaat nicht dazu bewegen konnte.

Davon, daß Verträge wegen Unerfüllbarkeit gebrochen werden, spreche ich nicht. Dies kommt zu häufig vor. Ich spreche nur von Verträgen, die aus außergewöhnlichen

Gründen gebrochen werden. Da glaube ich wirklich, daß sich hierin die Völker geringere Verfehlungen zuschulden kommen lassen als die Alleinherrscher, und daß man sich deshalb auf sie mehr verlassen kann als auf die Alleinherrscher.

Man sieht aus dem Verlauf der Geschichte, daß die römische Republik, nachdem die Plebejer zum Konsulat zugelassen waren, diese Würde ihren Bürgern ohne Rücksicht auf das Alter und die Herkunft übertragen hat. In Rom wurde überhaupt auf das Alter nie Rücksicht genommen, sondern immer nur auf die persönliche Tüchtigkeit, ob man diese nun bei einem Jüngling oder einem Greis fand.

Ob dies wohlerwogen war oder nicht, darüber läßt sich streiten. Was die Herkunft anlangt, so wurde diese Konzession aus Notwendigkeit gemacht. Die gleiche Notwendigkeit aber, die in Rom eingetreten ist, wird in jedem Gemeinwesen eintreten, das die gleichen Erfolge erzielen will, wie sie Rom erzielt hat (ich habe darauf schon früher hingewiesen); denn ohne Belohnung kann man den Menschen keine Lasten auferlegen, und es ist immer gefährlich, ihnen die Hoffnung auf Belohnung zu nehmen. Es zeigte sich daher bald als zweckmäßig, den Plebejern Hoffnung auf das Konsulat zu machen, und eine Zeitlang ließen sie sich mit dieser Hoffnung hinhalten. Später reichte die Hoffnung nicht mehr aus und man mußte an die Verwirklichung denken.

Ein Staat, der sein Volk nicht zu bedeutenden Aufgaben heranzieht, kann es nach Belieben behandeln, wie ich anderen Orts gezeigt habe. Ein Staat aber, der das durchführen will, was Rom durchgeführt hat, darf keinen Unterschied in der Person machen. Doch angenommen, man machte Unterschiede, so läßt sich der Unterschied der Jahre nicht rechtfertigen; ja er muß notwendigerweise außer acht gelassen werden. Denn der Wahl eines jungen Mannes zu einem Amt, das die Klugheit eines Greises erfordert, muß, da ihn ja das Volk zu wählen hat, eine besonders hervorragende Tat vorausgehen, die ihn dieses Amts würdig erscheinen läßt. Wenn aber ein junger Mann so tüchtig ist, daß er sich durch irgendeine ausgezeichnete Tat allgemein bekannt gemacht hat, so wäre es ein großer Nachteil für den Staat, wenn er diesen nicht in seine Dienste nehmen könnte und warten müßte, bis er alt geworden und damit jene Energie und Raschheit des Handelns, die dem Vaterland in seiner Jugend großen Nutzen gebracht hat, dahingegangen ist. So bediente sich Rom des Valerius Corvus, des Scipio, des Pompejus und vieler anderer, die als ganz junge Männer große Triumphe feiern konnten.

ZWEITES BUCH

ÄUSSERE POLITIK UND KRIEG

Stets loben die Menschen, wenn auch nicht immer mit Recht, die alten Zeiten und beklagen sich über die Gegenwart. Sie sind so sehr für die Vergangenheit eingenommen, daß sie nicht allein die Zeiten preisen, die ihnen durch die Überlieferungen der Schriftsteller bekannt sind, sondern auch die ihrer Jugend, deren sie sich im Alter erinnern.

Wenn dieser Standpunkt unrichtig ist, und er ist es meistens, so treffen mehrere Ursachen zusammen, die zu diesem Irrtum Anlaß geben. In erster Linie glaube ich, daß man von den Begebenheiten der Vergangenheit nie die ganze Wahrheit erfährt, sondern daß meist alles verheimlicht wird, was diesen Zeiten Schande machen könnte, und alles, was ihren Ruhm zu erhöhen vermag, mit aufgebauschter Großartigkeit dargestellt wird. Die meisten Schriftsteller sind dem Glück der Sieger so hörig, daß sie, um den Ruhm ihrer Siege besonders zu unterstreichen, nicht nur ihre eigenen wirklich tapferen Taten mächtig aufbauschen, sondern auch die Handlungen der Feinde in einer Weise verherrlichen, daß der, der später im Land des Siegers oder des Besiegten geboren wird, nur Ursache hat, die Menschen und Zeiten von damals anzustaunen, und gar nicht anders kann, als sie höchlichst loben und lieben.

Da überdies der Haß aus Furcht oder aus Neid entsteht,

fallen bei den Dingen der Vergangenheit zwei der mächtigsten Ursachen des Hasses weg; denn Vergangenes kann weder schaden noch Neid erregen.
Das Gegenteil tritt bei den Verhältnissen der Gegenwart ein, in der man wirkt und die man vor Augen sieht. Der genauen Kenntnis derselben bleibt nicht das geringste verborgen. Wir vermögen daher neben dem Guten auch vieles andere zu erkennen, das uns mißfällt. Dies nötigt uns, die Gegenwart viel ungünstiger zu beurteilen als die Vergangenheit, obgleich in Wirklichkeit die Gegenwart oft viel mehr Ruhm und Lob verdienen würde als jene.

Die menschlichen Dinge sind immer in Bewegung, sie steigen oder fallen. Ein Gemeinwesen, das von einem ausgezeichneten Mann seine staatliche Ordnung erhalten hat, wird, wie man des öfteren sieht, eine Zeitlang durch das Verdienst seines Gründers immer größere Fortschritte erzielen. Wer in einem solchen Lande geboren wird und die alte Zeit mehr lobt als die neue, befindet sich aus den obengenannten Ursachen im Irrtum. Wird man aber in einem Gemeinwesen geboren, in dem die Glanzzeit vorüber ist und das immer tiefer sinkt, dann täuscht man sich nicht.
Das Auf und Ab im Leben der Völker kommt nach meiner Ansicht wohl daher, daß die Welt immer dieselbe geblieben ist. Es gab auf ihr immer ebenso viel Gutes wie Schlechtes, nur wechselte das Schlechte und das Gute von Land zu Land. So ist uns bekannt, daß die Macht der alten Reiche infolge des Wechsels der Sitten einem ständigen Wechsel unterlag. Die Welt blieb jedoch immer die-

selbe, nur mit dem Unterschied, daß sich ihre gesammelten Energien zunächst in Assyrien entluden, dann in Medien und Persien, bis sie schließlich auf Italien und Rom übergingen. Und wenn der römischen Weltherrschaft auch kein dauerndes Reich mehr folgte, in dem die Kräfte der ganzen Welt vereinigt gewesen wären, so zeigen sich diese doch verstreut über viele Völker, wo noch gute Sitten herrschen.

Die Menschen haben nicht in jedem Lebensalter dasselbe Urteil und dieselben Neigungen. Da sich ihre Urteile und Neigungen ändern, die Zeiten aber nicht, so können diese den Menschen nicht immer gleich erscheinen; denn die Menschen haben im Alter andere Neigungen, andere Freuden und andere Ansichten als in der Jugend. Wenn der Mensch altert, so nehmen seine Kräfte ab, sein Urteil und seine Klugheit aber zu. Es müssen ihm daher die nämlichen Dinge, die ihm in der Jugend erträglich und gut schienen, im Alter unerträglich und schlecht scheinen. Wo sich der Mensch also über sein Urteil beklagen sollte, schiebt er die Schuld auf die Zeiten. Überdies sind die menschlichen Wünsche unersättlich, da wir von Natur alles begehren, das Schicksal uns aber nur wenig gewährt. Hieraus entsteht ewige Unzufriedenheit und Überdruß an allem, was man besitzt. So wird die Gegenwart getadelt, die Vergangenheit gelobt und die Zukunft herbeigesehnt, obwohl man keine vernünftige Ursache dazu hat.

Es ist die Pflicht eines rechtschaffenen und tüchtigen Mannes, das Gute, das er wegen der Ungunst der Zeiten

und des Schicksals nicht selbst ausführen konnte, andere zu lehren, damit es dann wenigstens ein anderer fähiger Mann, den der Himmel mehr begünstigt, verwirklichen kann.

Viele Schriftsteller, darunter der gewichtige Plutarch, sind der Meinung, daß bei den Römern die Eroberung ihres Reiches mehr auf Glück als auf Tüchtigkeit zurückzuführen sei.

Dieser Ansicht kann ich nicht beistimmen und glaube auch nicht, daß sie haltbar ist. Wenn es noch nie ein republikanisches Staatswesen gab, das eine so großartige Entwicklung genommen hat wie Rom, so kommt dies daher, daß es noch nie eine Republik gegeben hat, die zur Eroberung anderer Länder so gute Voraussetzungen hatte wie Rom. Durch die Tapferkeit seiner Armeen erkämpfte es das Imperium und durch seine Verfassung und die ihm eigene Staatskunst, die sein erster Gesetzgeber begründet hatte, gelang es ihm, seine Eroberungen zu halten.

Mit dem Glück ist immer einzigartige Tapferkeit und größte Klugheit verbunden. Wer der Ursache des Glückes nachforscht, wird diese ohne weiteres erkennen, denn folgendes steht fest:
Wenn ein Alleinherrscher oder ein Volk zu solchem Ansehen gelangt ist, daß keine benachbarte Macht ohne fremde Hilfe einen Angriff wagt und Furcht vor ihnen hat, so

wird man immer sehen, daß sie nur im äußersten Notfall angegriffen werden. Der mächtige Staat hat daher sozusagen fast die Wahl, mit welchen von seinen Nachbarn er Krieg führen will, während er die anderen Nachbarn nur mit einigem Geschick zu beruhigen braucht. Diese werden teils aus Angst vor seiner Macht, teils getäuscht durch seine besänftigenden Zusicherungen leicht beruhigt. Die entfernter liegenden Staaten, die mit jener Macht nicht in Berührung kommen, betrachten diese Entwicklung als etwas Fernliegendes und meinen, sie gehe sie nichts an. In diesem Irrtum verharren sie so lange, bis der Brand in ihre Nähe kommt. In diesem Fall aber gibt es für sie kein Mittel mehr, ihn zu löschen, außer mit eigener Kraft, die dann nicht mehr ausreicht, da die Gewalt des Feuers zu groß geworden ist.

Um in den Besitz fremder Länder zu kommen, bemühten sich die Römer immer, irgendeinen Freund zu gewinnen, der ihnen dazu verhalf, in das Land einzudringen und es zu behaupten. . . . Niemals fehlten ihnen derartige Stützen, um neue Länder leichter zu erobern oder unter ihrer Herrschaft zu halten.
Völker, welche diese Grundsätze beachten, werden des Glückes weniger bedürfen als Völker, die diese Grundsätze nicht beachten.

Die Geschichte beweist, welcher Schaden den Völkern und Staaten durch die Knechtung zugefügt wird.

Es ist leicht zu erkennen, woraus bei den Völkern die Liebe zur Freiheit entspringt. Die Erfahrung zeigt, daß Staaten immer nur an Gebiet und Reichtum zugenommen haben, solange sie frei waren.

Die Ursache dieser Erscheinung ist ohne weiteres zu begreifen. Nicht das Wohl einzelner, sondern das Wohl der Allgemeinheit macht die Staaten groß. Ohne Zweifel aber wird das Wohl der Allgemeinheit nur in Freistaaten wirklich beachtet; denn alles, was zu dessen Förderung beiträgt, wird dort durchgeführt, wenn es auch zum Schaden dieses oder jenes Privatmannes ausschlagen sollte. Dabei gewinnen so viele, daß die Regierungen sich mit ihren Maßnahmen ohne weiteres gegen die wenigen, die darunter leiden, wenden können.

Das Gegenteil tritt ein, wenn ein Gewalthaber regiert. Was ihm nützt, schadet meist dem Staat, und was dem Staat nützt, schadet ihm. Sobald eine Gewaltherrschaft auf politische Freiheit folgt, ist es daher für jene Staaten das geringste Übel, daß sie keine Fortschritte mehr machen und nicht mehr an Macht und an Reichtum zunehmen. In den meisten Fällen, ja fast immer, gehen sie zurück.

Selbst wenn es das Geschick fügte, daß sich ein tüchtiger Gewalthaber erhebt, dem es durch Mut und die Stärke seiner Waffen gelingt, sein Gebiet zu vergrößern, so würde der Staat davon keinen Nutzen haben, sondern nur er selber. Er kann den Verdienstvollen und Tüchtigen unter seinen Mitbürgern, die er unterdrückt, keine Staatsämter übertragen, wenn er nicht in stetem Argwohn vor ihnen leben will. Er kann die Länder, die er unterwirft, nicht für den Staat, dessen Gewalthaber er ist, erobern oder

tributpflichtig machen; denn es liegt ja nicht in seinem Interesse, seinen Staat mächtig zu machen. Sein Interesse erfordert vielmehr, daß der Staat zersplittert bleibt und daß jedes Land und jede Provinz nur ihn allein als Herrn anerkennt. So nützen die Eroberungen eines Gewalthabers nur ihm allein und nicht dem Vaterland.

Es ist nicht verwunderlich, daß die Völker grausame Rache an denen üben, die ihnen die Freiheit geraubt haben.
Sie rächen den vollendeten Raub der Freiheit blutiger als den Versuch, ihnen die Freiheit zu nehmen.

Wenn ich bedenke, woher es kommen könnte, daß im Altertum die Völker die Freiheit mehr liebten als jetzt, so scheint mir dies aus derselben Ursache herzurühren, welche heute die Menschen weniger kraftvoll macht. Sie liegt nach meiner Meinung in der Verschiedenheit der heutigen und der antiken Erziehung, die wiederum in der Verschiedenheit der heutigen und der antiken Religion begründet liegt. Unsere Religion, die uns die Wahrheit und den rechten Weg des Heils lehrt, läßt uns die Ehren dieser Welt weniger schätzen, während die Heiden diese sehr hoch schätzten, ihr höchstes Gut darin erblickten und deshalb in ihren Taten viel kühner waren.
Die Religion der Alten sprach ferner nur Männer von großem weltlichem Ruhme heilig, wie Feldherren und Staatsmänner. Unsere Religion hat mehr die demütigen und beschaulichen Menschen verherrlicht als die tatkräftigen. Sie sieht das höchste Gut in Demut, Selbstverleugnung und in der Geringschätzung der weltlichen

Dinge. Die Religion der Alten dagegen sah es in der Größe des Mutes, in der Kraft des Körpers und überhaupt in allen Eigenschaften, die im Menschen die größtmögliche Tapferkeit erzeugen. Wenn unsere Religion fordert, daß man stark sei, so will sie damit mehr die Stärke des Duldens als die der Tat. Diese Lebensregel hat, wie mir scheint, die Welt geschwächt und den Bösewichten ausgeliefert, die unbekümmert ihr Unwesen treiben können; denn sie sehen, daß die Allgemeinheit der Menschen, um ins Paradies einzugehen, mehr darauf bedacht ist, Schläge zu ertragen als zu rächen. Obgleich es deshalb den Anschein hat, als wäre die Erde weibisch geworden und der Himmel ohne Kraft, so ist diese Ansicht mehr auf die Minderwertigkeit der Auslegung zurückzuführen, die in unserer Religion nur Grundsätze müßiger Verweichlichung und nicht solche heldischer Tapferkeit erblickt. Würde sie in Erwägung ziehen, daß unsere Religion den Kampf für die Größe und Verteidigung des Vaterlandes erlaubt, so würde sie auch einsehen, daß wir nach ihrem Willen das Vaterland auch lieben und ehren und uns zu Männern heranbilden sollen, die es verteidigen können.

Es ist also eine Folge unserer Erziehung und der so falschen Auslegung unserer Religion, daß es in der Welt nicht mehr so viele Freistaaten gibt wie in der Antike, und daß die Völker nicht mehr von solcher Liebe zur Freiheit beseelt sind wie ehemals.

Alle Staaten und Länder, die in innerer und äußerer Freiheit leben, machen, wie ich oben gesagt habe, die größten Fortschritte. Sie sind dichter bevölkert, weil die

Ehen freier und den Männern begehrenswerter sind. Jeder zeugt gerne Kinder, wenn er glaubt, sie ernähren zu können, und nicht fürchten muß, daß ihm sein Vermögen genommen wird, und ferner, wenn er weiß, daß sie als freie Menschen und nicht als Sklaven geboren werden, ja, daß sie durch Tüchtigkeit zu den höchsten Stellen im Staat emporsteigen können. Unter solchen Umständen vermehren sich die Reichtümer in größerem Maße, es blühen Ackerbau, Handwerk und Kunst. Jeder vervielfacht gern seinen Besitz und sucht Güter zu erwerben, wenn er sich über seinen Erwerb freuen kann. Daher kommt es dann auch, daß die Bürger um die Wette darauf bedacht sind, ihr Privatvermögen wie das Staatsvermögen zu mehren, so daß beides erstaunlich wächst.

Das Gegenteil von all dem tritt in denjenigen Ländern ein, die in Knechtschaft leben. Sie entbehren den gewohnten Wohlstand um so mehr, je härter der Druck der Unfreiheit ist. Die drückendste von allen harten Knechtschaften ist, einer Republik unterworfen zu sein: denn erstens ist sie von längerer Dauer, weshalb man weniger Hoffnung hat, sich daraus befreien zu können, und zweitens ist es das Ziel der Republiken, zur Stärkung ihres eigenen Staatskörpers alle anderen zu entnerven und zu schwächen. Dies tut kein Gewalthaber, der ein Land unterwirft, es müßte denn sein, daß er, gleich den orientalischen Fürsten, ein Barbar wäre, der die Länder verwüstet und jede Zivilisation vernichtet. Hat er hingegen normale menschliche Empfindungen, so liebt er meist die unterworfenen Gebiete in gleicher Weise und läßt ihnen ihr gewerbliches Leben und fast alle ihre früheren Einrichtungen. Wenn diese Gebiete auf solche Weise auch

nicht wie Freistaaten gedeihen können, so gehen sie doch auch nicht wie unfreie zugrunde.
Unter Unfreiheit verstehe ich hier den Zustand, wenn ein Gemeinwesen einer fremden Macht unterworfen wird. Von der Unfreiheit, die entsteht, wenn ein Gemeinwesen einem ihrer Bürger unterworfen ist, habe ich bereits oben gesprochen.

Wer erreichen will, daß ein Staat zu einem großen Reich wird, muß mit allen Mitteln Bevölkerungspolitik treiben; denn ohne Überfluß an Menschen wird es nie gelingen, einen Staat groß zu machen.

Alles, was wir tun, ist eine Nachahmung der Natur. Es widerspricht ihren Gesetzen und ist daher unmöglich, daß ein dünner Stamm einen dicken Ast trägt. Ebensowenig kann ein kleiner Staat Städte und Reiche erobern, die mächtiger und volkreicher sind als er selber. Sollte er sie aber doch erobern, so geht es ihm wie einem Baum, von dem ein Ast stärker ist als sein Stamm; er trägt den Ast nur mühsam, und der geringste Windstoß bricht ihn ab. So ging es Sparta, nachdem es alle Städte Griechenlands unterworfen hatte: Kaum hatte sich Theben erhoben, so empörten sich auch alle übrigen Städte, und es stand schließlich nur noch der Stamm ohne Äste da. Ganz anders erging es Rom, das einen so mächtigen Stamm hatte, daß dieser jeden Ast leicht tragen konnte.

Wenn man die alte Geschichte studiert, so findet man, daß sich die Republiken auf dreierlei Arten vergrößern. Die eine Art ist die der Etrusker. Diese bildeten einen Bundesstaat von mehreren Republiken, von denen keine vor der anderen weder durch Machtvollkommenheit noch durch Rang den Vorzug hatte, und wenn sie Eroberungen machten, so nahmen sie die eroberten Gemeinwesen in ihren Bund auf, ähnlich wie es in unserer Zeit die Schweizer tun und früher in Griechenland die Achäer und Ätoler getan haben.

Die zweite Art ist die, sich Bundesgenossen zu erwerben, wobei man den Oberbefehl behält, der Angelpunkt des ganzen Reiches und Herr aller staatspolitischen Unternehmungen bleibt. Dies war die Methode der Römer.

Die dritte Art ist die, sich unmittelbar Untertanen, nicht Bundesgenossen zu machen, wie es die Spartaner und die Athener getan haben. Von diesen drei Arten ist die letztere völlig ungeeignet, wie sich bei den ebengenannten zwei Staaten gezeigt hat. Diese gingen nur deshalb zugrunde, weil sie Gebiete erobert hatten, die sie nicht halten konnten. Es ist eine schwierige und mühselige Aufgabe, Staaten mit Gewalt zu regieren, besonders wenn sie an ein Leben in politischer Freiheit gewöhnt waren. Wenn man nicht bewaffnet ist, ja nicht starrt in Waffen, so kann man sie weder beherrschen noch regieren. Wer dies aber tun will, braucht Bundesgenossen als Beistand oder in seinem Staat eine zahlreiche Bevölkerung.

Denjenigen Philosophen, die an den ewigen Bestand der Welt geglaubt haben, könnte man entgegenhalten, daß

unsere Nachrichten, wenn sie recht hätten, vernünftigerweise auf mehr als fünftausend Jahre zurückreichen müßten. Demgegenüber sieht man, daß unsere Kenntnis früherer Zeiten durch verschiedene Ursachen ausgelöscht wurde. Diese sind teils auf die Menschen, teils auf göttliche Fügung zurückzuführen.

Von den Ursachen, die auf Menschen zurückzuführen sind, ist der Wechsel der religiösen Überzeugungen und der Sprachen zu nennen. Wenn eine neue Sekte auftaucht, das heißt eine neue Religion, so geht, um sich Ansehen zu verschaffen, ihr erstes Bestreben dahin, die alte auszurotten. Dies gelingt ihr leicht, wenn es sich trifft, daß die Stifter der neuen Religion eine andere Sprache sprechen. Die Richtigkeit dieser Behauptung ergibt sich ohne weiteres, wenn man sich ansieht, wie die Christen gegen die Religion der Heiden verfahren sind, wie sie alle Einrichtungen und Gebräuche derselben abgeschafft und jede Erinnerung an die alte Theologie ausgelöscht haben. Gewiß ist es ihnen nicht gelungen, jede Erinnerung an die Taten jener ausgezeichneten Menschen, die sich zum heidnischen Glauben bekannt haben, auszulöschen. Dies ist nur darauf zurückzuführen, daß sie die lateinische Sprache beibehalten haben. Sie taten dies gezwungenermaßen; denn das neue Gesetz mußte ja in dieser Sprache geschrieben werden. Hätten sie sich einer neuen Sprache bedienen können, so hätte uns ihre Verfolgungswut keine Erinnerung an die Vergangenheit übriggelassen. Es ist bekannt, mit welcher Hartnäckigkeit der heilige Gregor und andere Häupter des Christentums alle alten Erinnerungen verfolgten, wie sie die Werke der Dichter und Geschichtsschreiber verbrannten, Bilder zerstörten und

überhaupt alles vernichteten, was vom Altertum Zeugnis gab. Hätten sie mit dieser Verfolgung noch eine neue Sprache verbunden, so wäre in kürzester Zeit alles vergessen worden.

Es ist daher anzunehmen, daß das, was die Christen gegen die Bekenner der heidnischen Religion zu unternehmen beabsichtigten, auch die Heiden gegen die Religion ihrer Vorgänger unternommen haben. Da aber die Religionen in fünf- bis sechstausend Jahren zwei- bis dreimal wechseln, so verliert sich das Andenken an die jeweils zurückliegenden Zeiten. Sollte aber doch noch eine Spur davon zurückbleiben, so hält man sie in das Reich der Fabel gehörig und glaubt sie nicht.

Die Ursachen, die auf göttliche Fügung zurückzuführen sind, sind Naturereignisse, die das Menschengeschlecht vertilgen und von den Bewohnern eines Erdteils nur wenige übriglassen. Dies geschieht durch Pest, Hungersnot oder Überschwemmungen.

Daß derartige Überschwemmungen, Pestepidemien und Hungersnöte vorkommen, scheint mir nicht zweifelhaft, weil alle Geschichtswerke sie bezeugen, ferner weil man die Wirkung davon, nämlich das Erlöschen der Erinnerung, sieht, und schließlich weil dieser Vorgang durchaus vernünftig ist. Wie sich die Natur im einzelnen Körper, wenn sich viele überflüssige Stoffe angesammelt haben, oftmals von selbst regt und eine heilsame Reinigung vornimmt, ebenso kommt dies beim Gesamtkörper des Menschengeschlechts vor. Wenn alle Länder derart übervölkert sind, daß sie sich nicht mehr ernähren und ihre Bewohner auch keine anderen Wohnsitze mehr aufsuchen können, weil alle Teile der Erde besetzt und besiedelt

sind, und wenn ferner die Mißgunst und Schlechtigkeit der Menschen ihren Höhepunkt erreicht hat, so muß sich notwendig die Welt auf eine der drei Arten reinigen, damit die Menschen, zusammengeschmolzen und gezüchtigt, wieder bequemer leben können und besser werden.

Wer aus freier Wahl oder, besser gesagt, aus Ehrgeiz Krieg führt, trachtet danach, Eroberungen zu machen und zu halten und dabei so zu verfahren, daß sein Gebiet und Vaterland nicht ärmer, sondern reicher wird. Man muß daher sowohl bei der Eroberung wie beim Erhalten des Eroberten darauf bedacht sein, Kosten zu sparen, ja überhaupt in allem, was man tut, Gewinn für den Staat herauszuschlagen. Um dies zu erreichen, muß man die Methode der Römer befolgen, die vor allem darin bestand, die Kriege, wie die Franzosen sagen, „kurz und schonungslos" zu führen. Da sie mit großer Streitmacht ins Feld zogen, waren alle ihre Kriege, die sie mit den Latinern, Samnitern und Etruskern führten, in kürzester Zeit beendigt. Wenn wir alle Kriege, die die Römer von der Erbauung der Stadt bis zur Belagerung von Veji führten, durchgehen, so sehen wir, daß alle in sechs, zehn und zwanzig Tagen beendigt waren.

Wieviel Land die Römer jeweils zur Kolonisierung zuteilten, ist schwer zu sagen. Ich glaube, daß sie teils mehr,

teils weniger gaben, je nach der Beschaffenheit des Landes, das sie kolonisieren wollten. Jedenfalls bin ich der Meinung, daß sie immer und überall in ihren Landzuteilungen sparsam waren, einmal um mehr Menschen schicken zu können, da diese ja die Aufgabe hatten, die Kolonie zu schützen, und ferner, weil es bei ihrer kärglichen Lebensweise zu Hause nicht vernünftig gewesen wäre, ihren Leuten auswärts zu großen Überfluß zu gestatten.

Es gibt zweierlei Arten von Kriegen: einmal solche, die von Alleinherrschern oder Freistaaten, die ihre Herrschaft auszudehnen suchen, aus Ehrgeiz geführt werden. Dazu gehören die Kriege Alexanders des Großen, der Römer und alle ähnlichen Kriege, die immer wieder eine Macht mit der anderen anfängt. Diese Kriege sind gefährlich, vertreiben aber die Bewohner eines Landes nicht völlig, weil es dem Sieger genügt, wenn die unterworfenen Völker gehorchen; auch läßt er ihnen meist ihre Gesetze, ihre bewegliche und unbewegliche Habe. Die andere Gattung von Kriegen ist die, wenn ein ganzes Volk mit Weib und Kind, durch Hunger oder Krieg gezwungen, aufbricht und neue Wohnsitze und Länder sucht, nicht um über diese zu herrschen, sondern um sie ganz in Besitz zu nehmen und die alten Bewohner zu vertreiben oder zu töten. Ein solcher Krieg ist besonders grausam und schrecklich.

Die Römer hatten drei derartige besonders gefahrvolle Kriege zu bestehen. Der erste war der, als Rom von den Galliern eingenommen und zerstört wurde. Der zweite kam nach dem ersten Punischen Kriege. Zwischen Piom-

bino und Pisa erschlugen damals die Römer über zweimal hunderttausend Gallier. Der dritte war der gegen die Kimbern und Teutonen, als diese in Italien einfielen und mehrere römische Heere geschlagen hatten. Sie wurden schließlich von Marius besiegt. Die Römer blieben also in diesen drei äußerst gefahrvollen Kriegen Sieger. Es war außerordentliche Tüchtigkeit nötig, um diese Kriege siegreich zu bestehen. Als aber die römische Tüchtigkeit nachließ und Roms Heere ihre alte Schlagkraft verloren, wurde Roms Weltherrschaft von ähnlichen Völkern zerstört. Goten, Vandalen und andere Völkerschaften eroberten das ganze Abendland.

Solche Völker verlassen, wie ich oben ausgeführt habe, aus Not ihre Länder. Diese entsteht entweder durch Hunger, Krieg oder Unterdrückung, die sie im eigenen Land zu erleiden haben. Derartige Ursachen zwingen sie, neue Länder zu suchen. Wenn sie nun sehr zahlreich sind, dringen sie mit Gewalt in fremde Gebiete, töten deren Bewohner, ergreifen von deren Gütern Besitz, bilden ein ganz neues Reich und ändern sogar den Namen des eroberten Landes. So machten es Moses und die Völker, die das römische Reich eroberten: Die neuen Namen, die man in Italien und den anderen Ländern findet, stammen von den neuen Eroberern, so die Lombardei, die ehedem Gallia Cisalpina hieß, ferner Frankreich, das einst Gallia Transalpina hieß und nun nach den Franken benannt wurde, die es eroberten. Slawonien hieß Illyria, Ungarn Pannonia, England Britannia. Noch viele andere Länder, deren Aufzählung ermüden würde, haben ihre Namen gewechselt. Und auch Moses nannte den Teil Syriens, den er erobert hatte, Judäa.

Solche Völker sind deshalb besonders furchtbar, weil die äußerste Not sie treibt, und wenn sie nicht auf eine gute Gegenwehr stoßen, so vermag nichts sie aufzuhalten. Ist dagegen die Zahl derer, die ihre Heimat verlassen müssen, nicht sehr groß, dann sind sie nicht so gefährlich wie die Völker, von denen ich eben gesprochen habe. Sie sind dann nicht in der Lage, eine so vernichtende Gewalt anzuwenden, sie müssen vielmehr versuchen, mit List eine neue Gegend in Besitz zu bekommen und sich mit Hilfe von Freunden und Verbündeten darin zu halten.

Die gewaltigen Völkermassen kommen und kamen von jeher aus Skythien [Süd-Rußland]. Die kalten und armen Gegenden dieses Landes sind dicht bevölkert und nicht imstande, ihre Menschen zu ernähren. Diese sind daher zum Auswandern gezwungen, denn viele Gründe treiben sie fort, nichts hält sie zurück.
Wenn nun seit fünfhundert Jahren keine neuen Völkerschwärme irgendein Land überschwemmt haben, so hat dies mehrere Gründe. Der erste liegt in der gewaltigen Auswanderung, die das Land der Skythen zur Zeit des Verfalls des römischen Reichs entvölkert hat, wo mehr als dreißig Völkerschaften ausgewandert sind. Der zweite liegt darin, daß Deutschland und Ungarn, von wo einst gleichfalls Auswanderungen solcher Völkerschaften erfolgten, heute so gut bebaut sind, daß ihre Bewohner dort bequem leben können und daher ihre Wohnsitze nicht zu wechseln brauchen. Und andererseits bilden sie, da ihre Einwohnerschaft sehr kriegstüchtig ist, ein Bollwerk gegen die angrenzenden Skythen, das diese nicht überrennen oder umgehen können.

Die Ursache, aus der gewöhnlich Kriege zwischen mächtigen Staaten entstehen, ist entweder ein Werk des Zufalls oder sie wird von dem, der Krieg anfangen will, künstlich geschaffen.

Nicht durch Zufall begann der zweite Punische Krieg: Hannibal, der Feldherr der Karthager, griff das den Römern befreundete Sagunt in Spanien an, nicht um dieser Stadt etwas anzutun, sondern um die Waffen Roms auf den Plan zu rufen und einen Grund zu haben, sich mit ihnen zu schlagen und in Italien einzudringen.
Diese Art, Kriege vom Zaun zu brechen, war immer zwischen Mächten üblich, die auf Treu und Glauben und die Meinung der Welt einige Rücksicht nahmen. Wenn ich Krieg mit einem Staat führen will und es bestehen zwischen uns alte Verträge, so werde ich mich ganz anders rechtfertigen und meine Handlungsweise beschönigen können, wenn ich einen seiner Verbündeten angreife, als wenn ich ihn selber angreife. Greife ich seinen Verbündeten an, so weiß ich sicher, daß sich der betreffende Staat entweder selbst getroffen fühlt – dann habe ich meine Absicht, Krieg mit ihm zu bekommen, erreicht –, oder er fühlt sich nicht getroffen; dann wird dadurch, daß er seinen Schutzbefohlenen nicht verteidigt, seine Schwäche und Treulosigkeit offenbar. Beides schadet seinem Ansehen und erleichtert meine eigenen Pläne.

Geld ist nicht der Nerv des Krieges, wie man gewöhnlich glaubt.

Da man einen Krieg nach Belieben anfangen, aber nicht beenden kann, muß ein Herrscher, ehe er sich in ein Unternehmen einläßt, genau seine Kräfte abwägen und entsprechend denselben handeln. Er muß klug genug sein, sich nicht über seine Kräfte zu täuschen. Er wird sich aber täuschen, wenn er diese nach dem Reichtum, nach der Lage des Landes oder der guten Gesinnung seiner Untertanen bemißt, andererseits jedoch keine eigenen Waffen hat. Die genannten Dinge verstärken wohl seine Kräfte, aber sie geben ihm keine. Denn für sich allein sind sie nichts und nützen ohne eine ergebene Armee gar nichts. Ohne eine solche reicht Geld nicht hin, hilft die Befestigung des Landes nichts und hält auch die Treue und Anhänglichkeit der Untertanen nicht an; denn sie können nicht treu sein, wenn man sie nicht verteidigen kann. Kein Berg, kein See, kein unzugänglicher Ort ist ohne tapfere Verteidigung ein Hindernis. Das Geld ist also noch lange kein Verteidigungsmittel, ja es beschleunigt vielmehr die Ausplünderung. Nichts kann daher unrichtiger sein als die allgemeine Meinung, die da sagt, Geld wäre der Nerv des Kriegs.

Curtius stellte diese Behauptung auf . . . Sein Wort wird unentwegt zitiert und von Staatsoberhäuptern, die nicht so klug sind, wie sein sollten, befolgt. Auf die Richtigkeit dieses Wortes bauend, halten sie es zu ihrer Verteidigung für ausreichend, große Reichtümer aufzuhäufen und bedenken nicht, daß, wenn Reichtümer zum Siege genügen würden, Darius Alexander den Großen besiegt hätte, die Griechen über die Römer den Sieg davongetragen hätten und in unserer Zeit Karl der Kühne über die Schweizer. – –

Ich sage daher, nicht Gold, wie die allgemeine Meinung schreit, ist der Nerv des Krieges, sondern gute Soldaten: Denn Gold genügt nicht, um gute Soldaten zu schaffen, aber gute Soldaten genügen gar wohl, um Gold herbeizuschaffen.

Geld ist wohl an zweiter Stelle notwendig, doch gute Soldaten werden mit dieser Notwendigkeit von selber fertig. Denn es ist unmöglich, daß guten Soldaten das Geld fehlt; es ist als ob das Geld von selbst den guten Soldaten zuströme . . .
Der beste Zeuge für die Richtigkeit meiner Meinung ist Livius. Bei seiner Erörterung, ob Alexander der Große die Römer besiegt hätte, wenn er nach Italien gekommen wäre, zeigt er, daß drei Dinge im Krieg nötig seien: Eine große und tüchtige Armee, kluge Heerführer und Glück. Nachdem er untersucht hat, wer hierin den anderen übertroffen hat, die Römer oder Alexander, zieht er seinen Schluß, ohne des Geldes im geringsten zu erwähnen.

Es ist nicht klug, mit einem Staatsoberhaupt Freundschaft zu schließen, dessen Ruf größer ist als seine Macht.

Bündnisse mit Machthabern, die wegen der großen Entfernung ihrer Länder oder wegen des auf eigene Mißwirtschaft oder andere Gründe zurückzuführenden Mangels an Streitkräften keine Hilfe bringen können, sind für den Staat, der sich darauf verläßt, mehr Stärkung seines Rufs als wirkliche Hilfe.

Die Menschen sind manchmal so unklug, daß sie es unternehmen, andere zu verteidigen, während sie sich nicht einmal selber zu verteidigen verstehen noch vermögen.

Ich habe manchmal der Unterhaltung kriegserfahrener Männer über die Frage beigewohnt, was für den etwas minder Mächtigen von zwei Staatsoberhäuptern mit fast gleicher Truppenmacht, dem der Mächtigere den Krieg erklärt hat, das zweckmäßigere ist, den Feind innerhalb seiner eigenen Grenzen zu erwarten oder ihn im Feindesland anzugreifen. Für beide Meinungen habe ich Gründe anführen hören.

Der Angreifende kommt mit größerem Mut als der Verteidiger. Dies gibt dem Heer mehr Zuversicht. Überdies nimmt er dem Feind die vielen Annehmlichkeiten, sich seiner Machtmittel in vollem Umfange bedienen zu können; denn die ausgeplünderten Untertanen nützen nichts. Auch ist der Regierende, wenn der Feind im Lande steht, gezwungen, mehr Rücksicht zu üben, wenn er Geld erheben und Lasten auferlegen will, weil sonst, wie Hannibal sagt, die Quelle versiegt, die die Fortführung des Krieges ermöglicht. Außerdem sind die Soldaten des Angreifers dadurch, daß sie im Feindesland stehen, mehr in die Notwendigkeit versetzt, zu kämpfen. Diese Notwendigkeit aber macht tapfer, wie ich öfter schon gesagt habe. Andererseits wird angeführt, daß der, der den Angriff in seinem Land erwartet, viele Vorteile hätte: Er kann ohne eigenen Schaden dem Feinde Proviant und anderen

Kriegsbedarf entziehen, kann dessen Pläne besser vereiteln, weil er eine genauere Kenntnis des Landes hat als dieser. Er kann ihm mit größerer Truppenmacht entgegenrücken, da man im eigenen Lande leicht alle Kräfte zusammenziehen, nicht aber alle aus seinem Lande ausrücken lassen kann. Und ist man geschlagen, so kann man sich leichter wieder von seiner Niederlage erholen. Denn viele Soldaten werden sich in die nahen Zufluchtsorte retten, auch braucht der Ersatz nicht von weit her geholt werden. Auf diese Art kann man seine ganze Macht einsetzen, ohne alles aufs Spiel setzen zu müssen. Rückt man aber in fremdes Land ein, so muß man alles aufs Spiel setzen, ohne seine ganze Macht einsetzen zu können. Es ist sogar vorgekommen, daß man den Feind, um ihn zu schwächen, einige Tagesmärsche ins Land einrücken und größere Gebiete besetzen ließ, damit er Besatzungen zurücklassen und dadurch sein Heer schwächen mußte, und so dann leichter geschlagen werden konnte.

Um aber schließlich meine eigene Meinung zu sagen, so glaube ich, daß man folgende Unterscheidung machen muß: Entweder ist das Land in gutem Verteidigungszustand, wie bei den Römern oder auch bei den Schweizern, oder in schlechtem, wie bei den Karthagern, bei den Franzosen und Italienern. Im letzteren Falle muß man den Feind von seinen Grenzen fernhalten. Da die Stärke eines solchen Landes in seinen Reichtümern und nicht in seinen Soldaten liegt, ist man verloren, wenn der Weg zu den finanziellen Quellen gesperrt ist. Nichts aber sperrt so sehr den Weg hierzu als der Krieg im eigenen Land. – –

Wenn aber Länder in gutem Verteidigungszustand sind, wie es Rom war und jetzt die Schweiz ist, so sind sie um so

schwerer zu überwinden, je mehr man sich ihren Grenzen nähert. Solche Staaten vermögen stärkere Kräfte zum Widerstand aufzubringen als zum Angriff.

Ich fasse also nochmals zusammen: Ein Machthaber, der über ein gut bewaffnetes und kriegstüchtiges Volk herrscht, wird immer gut daran tun, einen großen und gefahrvollen Krieg innerhalb seiner Landesgrenzen abzuwarten und dem Feind nicht entgegenzugehen. Wer aber über schlecht bewaffnete und unkriegerische Untertanen herrscht, tut gut daran, einen Krieg so weit wie möglich von seinen Grenzen fernzuhalten. So werden sich beide, jeder nach seiner Art, am besten verteidigen.

Ich bin der festen Überzeugung, daß es selten oder überhaupt nie vorkommt, daß Menschen aus kleinen Verhältnissen ohne Gewalt und ohne Betrug zu hohem Rang gelangen, es müßte denn sein, daß ihnen dieser Rang von dem, der ihn einnimmt, freiwillig überlassen oder vererbt wird. Ich glaube auch nicht, daß Gewalt allein jemals hinreicht, wohl aber wird man finden, daß List allein ausreicht, wie sich deutlich aus dem Leben Philipps von Mazedonien, des Sizilianers Agathokles und vieler anderer zeigt, die sich aus geringstem oder doch aus niedrigem Stande zu Königen oder zu Beherrschern größter Reiche emporgeschwungen haben.

Ein Machthaber, der Großes erreichen will, muß lernen, andere zu hintergehen.

Ich glaube nicht, daß es in der Geschichte einen Mann gibt, der sich nur durch offene und ehrliche Gewalt zum Herrscher eines großen Reiches emporgeschwungen hat, wohl aber, daß es Männer gibt, die dies allein durch List erreicht haben.

Was Alleinherrscher in den Anfängen ihrer Machtentfaltung tun müssen, das müssen auch Freistaaten wenigstens so lange tun, bis sie mächtig geworden sind; dann allerdings ist Gewalt allein ausreichend.

Die Römer ließen es bei ihren ersten Gebietserweiterungen an Betrug nicht fehlen. Dessen mußten sich alle bedienen, die aus kleinen Anfängen zu den höchsten Stufen der Macht emporsteigen wollten. Er ist um so weniger zu beanstanden, je undurchsichtiger er ist, wie es bei den Römern der Fall war.

Die Menschen täuschen sich häufig, wenn sie glauben, durch Bescheidenheit den Hochmut bezwingen zu können.

Man sieht oft, daß Bescheidenheit gar nichts nützt, ja daß sie nur schadet, besonders wenn man es mit unverschämten Menschen zu tun hat, die einen aus Neid oder einem anderen Grunde mit ihrem Haß verfolgen.

Ein Herrscher darf nie seiner Würde etwas vergeben und nie freiwillig, wenn es in Ehren geschehen soll, auf etwas

verzichten, es müßte denn sein, daß er in der Lage ist, seinen Besitz tatsächlich zu halten oder daß man dies wenigstens von ihm glaubt. Ist es so weit gekommen, daß er nicht ehrenvoll auf seinen Besitz verzichten kann, so ist es fast immer besser, sich ihn mit Gewalt entreißen zu lassen, als ihn aus Furcht vor Gewalt abzutreten. Denn wenn du aus Furcht einen Verzicht leistest, so tust du es, um den Krieg zu vermeiden. Meistenteils vermeidest du aber dadurch den Krieg nicht: denn der Feind, dem du aus offensichtlicher Feigheit dieses Zugeständnis gemacht hast, wird sich nicht damit zufriedengeben, er wird dir vielmehr alles entreißen wollen und noch heftiger gegen dich erpicht sein, da er dich weniger achtet. Andererseits wirst du deine Verteidiger kühler gegen dich gesinnt finden, da du ihnen schwach oder feige erscheinst. Rüstest du aber sofort, wenn die Absicht deines Gegners offenbar wird, deine Streitkräfte, obwohl sie den seinigen unterlegen sind, so wirst du in seiner Achtung steigen. Auch die anderen Herrscher ringsum achten dich mehr und mancher bekommt, wenn du unter Waffen stehst, Lust dir zu helfen, während er dir nie beistehen würde, wenn du dich selber aufgibst.

Dies gilt für den Fall, daß du nur einen einzigen Gegner hast. Hast du deren mehrere, so ist es immer klug, einem von ihnen, auch wenn der Krieg schon ausgebrochen ist, einen Teil deiner Besitzungen abzutreten, um ihn für dich zu gewinnen und ihn von den anderen gegen dich verbündeten Mächten zu trennen.

Schwache Staaten sind immer schwankend in ihren Entscheidungen, und immer sind langsame Entschlüsse schädlich.

Bei jeder Beratung ist es gut, zum Wesentlichen zu kommen und nicht immer zweideutig und unsicher zu bleiben.

Wenn man sich über das, was geschehen soll, nicht im klaren und nicht sicher ist, so finden sich nie die richtigen Worte. Steht aber einmal der Entschluß fest und ist man sich klar darüber, was zu geschehen hat, so ist es ein leichtes, die richtigen Worte dazu zu finden.

Immer aber werden in zweifelhaften Lagen, wo Mut zur Entscheidung nötig ist, zweideutige Entschlüsse gefällt, wenn schwache Männer zu beraten und zu beschließen haben.
Nicht weniger schädlich als die zweideutigen Entschlüsse sind die langsamen und späten, besonders, wenn sie zugunsten eines Verbündeten zu fassen sind. Denn Langsamkeit hilft niemandem, man schadet damit nur sich selber. Verspätete Entschlüsse sind entweder auf Mangel an Mut und auf Schwäche zurückzuführen oder auf die bösen Absichten derer, die die Beschlüsse zu fassen haben. Diese werden von ihrer Leidenschaft dazu getrieben, entweder den Staat zugrunde zu richten oder einen ihrer Wünsche zu befriedigen. So lassen sie es nicht zur Entscheidung kommen, sondern halten sie auf und durchkreuzen sie. Gute Staatsbürger werden, auch wenn sie sehen, daß eine Laune des Volkes gefährliche Formen anzunehmen droht, doch niemals die Entscheidung ver-

hindern, und besonders nicht in Dingen, die keinen Aufschub dulden.

Nach dem Zeugnis des Livius bestand das römische Heer aus drei Hauptteilen, die man in unserer Sprache „Treffen" nennen kann. Das erste Treffen nannte man die Hastaten, das zweite die Principes und das dritte die Triarier und jedes hatte seine eigene Reiterei. Bei der Aufstellung zur Schlacht kamen die Hastaten ins erste Treffen; ins zweite, gerade dahinter, die Principes und ins dritte, gleichfalls in derselben Ordnung, die Triarier. Die ganze Reiterei wurde auf dem rechten und linken Flügel dieser drei Schlachtlinien aufgestellt. Man nannte sie nach ihrer Form und dem Ort ihrer Aufstellung alae [Flügel], weil sie den Eindruck von zwei Flügeln der Schlachtordnung machten. Das erste Treffen, die Hastaten, stand so dicht geschlossen, daß es den feindlichen Anprall abwehren und aushalten konnte. Das zweite Treffen, die Principes, kam nicht gleich zu Anfang ins Gefecht, doch mußte es das erste Treffen unterstützen, wenn dieses zurückgeschlagen wurde oder ins Gedränge kam. Es wurde daher nicht dicht geschlossen, sondern locker aufgestellt, so daß es, ohne in Unordnung zu geraten, das erste Treffen in seine Reihen aufnehmen konnte, so oft dieses, vom Feind zurückgeworfen, weichen mußte. Das dritte Treffen, die Triarier, war noch lockerer aufgestellt als die Principes, um, wenn es nötig war, die zwei ersten Treffen, die Principes und Hastaten, in seine Reihen aufnehmen zu

können. Nachdem nun die Treffen in dieser Ordnung aufgestellt waren, eröffnete man die Schlacht. Wurden die Hastaten zurückgeworfen, so zogen sie sich in die lockeren Reihen der Principes zurück, und beide Treffen, nunmehr zu einer Einheit zusammengeschweißt, begannen von neuem den Kampf. Wurden auch sie zurückgeschlagen, so zogen sie sich in die aufgelockerten Reihen der Triarier zurück und alle drei Treffen, die nun eine einzige Formation geworden waren, erneuerten nochmals den Kampf. Wurden sie auch hier überwunden, so verloren sie, weil keine Reserven mehr da waren, die Schlacht.

Wer sich so in Schlachtordnung aufstellt, daß er dreimal während der Schlacht mit frischen Kräften kämpfen kann, dem muß, sollte er verlieren, das Glück dreimal abhold sein, und der Feind muß derart tapfer sein, daß er ihn dreimal zu schlagen vermag. Das Heer hingegen, das nur in einer einzigen Linie aufgestellt ist, wie heute die Heere der christlichen Welt, kann leicht geschlagen werden, denn die geringste Unordnung und eine nur mittelmäßige Tapferkeit kann ihm den Sieg entreißen.

Obgleich diese Dinge leicht zu verstehen und auch sehr leicht durchzuführen sind, so hat bis jetzt doch keiner unsrer zeitgenössischen Heerführer die Taktik der Alten nachgeahmt und die moderne verbessert. Man teilt das Heer zwar noch in drei Teile, die man Vorhut, Gros und Nachhut nennt. Allein man bedient sich dieser Einteilung nur im Lager. In der Schlacht gehört es, wie ich oben ausgeführt habe, zu den Seltenheiten, daß diese drei Einheiten

nicht auf einmal dem gleichen Schicksal ausgesetzt werden.

Krieg wird geführt, entweder um sich zu verteidigen oder um anzugreifen.

Die modernen Kriegswerkszeuge nützen bei weitem mehr dem Angreifenden als dem Verteidiger.

Bedenkt man, aus welchen Gründen die Römer ihre Kriege geführt haben, und sieht, daß sie dies fast immer getan haben, um andere Völker anzugreifen und nicht um sich zu verteidigen, so liegt die Richtigkeit meiner Behauptung klar auf der Hand, daß die Römer in unserer Zeit größere Vorteile bei der Kriegführung gehabt und ihre Eroberungen schneller gemacht hätten, wenn es damals bereits Geschütze gegeben hätte.

Wer eine tüchtige Armee schaffen will, muß seine Soldaten durch Manöver oder richtige Gefechte daran gewöhnen, sich dem Feind zu nähern, mit ihm die Klinge zu kreuzen und sich mit ihm im Nahkampf zu messen. Dabei muß er sich mehr auf das Fußvolk als auf die Reiterei stützen.

Sind die Truppen einmal ins Handgemenge gekommen, so ist es sonnenklar, daß weder schwere noch leichte Geschütze schaden können.

Ich ziehe den Schluß, daß die Artillerie in einem Heer, das von der Tapferkeit der Alten beseelt ist, nützlich ist, daß sie aber ohne diese Tapferkeit im Einsatz gegen ein tüchtiges Heer völlig nutzlos ist.

Aus vielen Gründen und vielen Beispielen ist klar ersichtlich, daß die Römer bei allen ihren militärischen Aktionen größeres Gewicht auf das Fußvolk als auf die Reiterei legten und alle ihre Operationspläne darauf einstellten.

Der Fußsoldat kann in Gelände marschieren, das dem Reiter unzugänglich ist. Man kann ihn dazu ausbilden, die Ordnung zu halten und rasch wieder herzustellen, wenn sie gestört ist. Im übrigen gibt es wie bei den Menschen auch bei den Pferden solche, die wenig Mut haben, und wieder andere, die sehr mutig sind. Oft kommt es nun vor, daß ein feuriges Pferd einen feigen Reiter und ein furchtsames Pferd einen mutigen Reiter hat. Dies hat einen Mangel an Harmonie zur Folge, der Roß und Reiter wertlos macht und Unordnung erzeugt. Geübtes Fußvolk kann die Reiterei mit Leichtigkeit werfen, aber nur schwer von ihr geworfen werden.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß ein Heer keine Reiterei braucht. Sie ist vielmehr notwendig zum Rekognoszieren, zum Furagieren und Beutemachen, zur Verfolgung des Feindes, der sich auf der Flucht befindet, und zum Teil auch, um der feindlichen Reiterei die Spitze zu

bieten. Doch der Grundpfeiler und das Rückgrat einer Armee, auf das man das größte Gewicht legen soll, muß das Fußvolk sein.

Um geschulte Fußsoldaten besiegen zu wollen, muß man ihnen noch besser ausgebildete entgegenstellen, sonst geht man der sicheren Niederlage entgegen.

Landerwerb durch schlecht organisierte Staaten, die nicht nach dem großen Beispiel der Römer zu Werke gehen, führt zum Untergang, nicht zur Größe.

Ebenso wie man aus der Geschichte die Überlegenheit des Fußsoldaten sieht, so sollte man auch alle anderen Einrichtungen der Alten als richtig und nützlich anerkennen. Würde man dies tun, so würden Freistaaten und Alleinherrscher weniger Fehler machen, sie könnten einem Angriff, dem sie nicht entgehen können, kräftiger Widerstand leisten, und brauchten nicht ihr Heil in der Flucht suchen. Die Verantwortlichen in den Regierungen würden alles, was der Erweiterung oder Erhaltung der Macht ihres Landes dient, besser anzupacken wissen, sie würden einsehen, daß Bevölkerungspolitik, die Gewinnung von Bundesgenossen – nicht von Untertanen – die Absendung von Kolonisten zur Sicherung der eroberten Länder, sorgsame Aufspeicherung der Beute, die Bezwingung des Feindes durch Streifzüge und Schlachten – nicht durch Belagerungen –, die Schaffung staatlichen Reichtums und die Erhaltung der Bürger in Armut, sorg-

fältigste Durchführung militärischer Übungen – daß dies alles die Wege sind, einen Staat zur Größe zu führen und zu einem mächtigen Reich zu machen. Wenn sie es ablehnen, auf diese Weise ihre Macht zu vergrößern, so müßten sie bedenken, daß Eroberungen auf jedem anderen Wege dem Staat zum Verderben sind, sie müßten ihren Ehrgeiz zügeln, indem sie sich darauf beschränken, ihren Staat im Inneren mit guten Gesetzen zu ordnen und gute Sitten einzuführen, indem sie jede Eroberung verbieten, allein auf ihre Verteidigung bedacht sind und ihre Verteidigungsmittel gut imstande halten, wie es die Republiken in Deutschland tun, die auf diese Weise schon seit geraumer Zeit ihre Freiheit bewahren. Bezüglich dieses Punktes muß ich hier wiederholen, was ich schon bei früherer Gelegenheit gesagt habe, als ich von dem Unterschied sprach zwischen einer Verfassung, die die Möglichkeiten zu Eroberungen gibt, und einer Verfassung, die nur geeignet ist, das Bestehende zu erhalten: nämlich, daß es einem Freistaat unmöglich gelingen kann, in Ruhe zu leben und sich seiner Freiheit und seines kleinen Gebiets zu erfreuen. Denn wenn er andere nicht bedrängt, so wird er selbst von anderen bedrängt werden. Daraus aber wird bei ihm der Wunsch und die Notwendigkeit zu Eroberungen entstehen. Und wenn er außerhalb seiner Grenzen keinen Feind hätte, so würde er ihn im Inneren finden. Dies scheint das unvermeidliche Schicksal aller größeren Freistaaten zu sein. Wenn trotzdem die freien Städte Deutschlands auf diese Weise leben können und es bereits lange Zeit gekonnt haben, so ist dies in den besonderen Verhältnissen dieses Landes begründet, die man anderwärts nicht findet.

In Deutschland können sich die freien Städte mit ihren kleinen Gebieten begnügen, weil sie, durch die Autorität des Kaisers geschützt, keine Ursache haben, sich größere Gebiete zu wünschen. Sie müssen auch einig innerhalb ihrer Mauern leben, weil ihre Feinde [die Fürsten] vor ihren Toren stehen und sogleich die Gelegenheit benützen würden, sie zu unterjochen, wenn bei ihnen Zwietracht herrschte.

Es läßt sich gar wohl miteinander vereinigen, daß man ein großes Gebiet erobert und dadurch doch keine Macht erwirbt. Wer aber ein großes Gebiet erobert und dadurch nicht zugleich Macht erwirbt, muß notwendig zugrunde gehen. Wer durch den Krieg verarmt, auch wenn er siegt, erwirbt keine Macht, weil er mehr ausgibt, als er aus den Eroberungen zieht.

Eroberungen fügen manchmal auch einem wohlgeordneten Staat nicht geringen Schaden zu, wenn ein genußsüchtiges Gemeinwesen oder Land erobert wird, denn durch den Umgang mit den Besiegten kann der Sieger leicht deren Gewohnheiten annehmen. In dieser Lage war zuerst Rom und später Hannibal durch die Eroberung Kapuas.

Ein Machthaber oder ein Freistaat, der Hilfstruppen verwendet, setzt sich großer Gefahr aus. – –
Hilfstruppen nennt man jene Truppen, die ein Machthaber oder ein Freistaat einem anderen zur Hilfe schickt,

dabei aber die Befehlsgewalt behält und die Truppen selber besoldet.

Von allen Arten von Soldaten sind Hilfstruppen die schädlichsten. Der Machthaber oder der Freistaat, der sich ihrer zu seinem Beistand bedient, hat keinerlei Macht über sie; diese hat nur der, der sie sendet. . . Diese Art von Soldaten raubt nach dem Siege sowohl den aus, für welchen sie gefochten, als auch den, gegen welchen sie gefochten haben.

Ein Freistaat oder ein Machthaber soll daher lieber jede andere Maßnahme ergreifen, als zu seinem Schutz Hilfstruppen ins Land rufen, zumal wenn er sich ihnen ganz anvertrauen muß. Jeder Vertrag und jeder noch so harte Vergleich mit dem Feinde wird für ihn leichter zu tragen sein, als eine solche Maßnahme. Wenn man die Geschichte der Vergangenheit und die Begebenheiten der Gegenwart verfolgt, so findet man auf einen, dem diese Maßnahme zum Guten ausgeschlagen ist, unzählige, die hintergangen wurden. Ein Machthaber oder ein ehrgeiziger Freistaat hat keine bessere Gelegenheit, sich eines Gemeinwesens oder eines Landes zu bemächtigen, als wenn er aufgefordert wird, seine Armeen zu dessen Hilfe zu senden. Wer daher so ehrgeizig ist, daß er nicht nur, um sich zu verteidigen, sondern sogar um andere anzugreifen, solche Hilfe herbeiruft, sucht zu erobern, was er nicht halten kann, und was ihm der, der für ihn die Eroberung macht, leicht entreißen kann. Allein der Ehrgeiz der Menschen ist so groß, daß sie, um eine augenblickliche Begierde zu befriedigen, nicht an das Übel denken, das binnen kurzem

daraus entspringt. Die geschichtliche Erfahrung ist für solche Menschen in diesem Punkt, wie in allen anderen Dingen, die ich besprochen habe, nutzlos.

Die Römer gestatteten allen Ländern, die sie nicht zerstörten, auch denen, die sich ihnen nicht als Bundesgenossen anschlossen, sondern sich als Untertanen unterwarfen, nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Man sah dort nie ein Zeichen, das auf die Herrschaft des römischen Volkes deutete. Sie legten diesen Ländern nur gewisse Bedingungen auf, deren Erfüllung durchaus im Einklang mit ihrer staatlichen Selbständigkeit und Würde stand.

Man sieht ohne weiteres, wie sehr diese Politik die Erweiterung der Macht Roms erleichtert hat. Besonders jene Gemeinwesen, die an ein Leben in politischer Freiheit gewöhnt sind und sich immer selber durch ihre eigenen Landsleute regiert haben, finden sich mit einer sogar drückenden Herrschaft, die sie nicht ständig vor Augen haben, leichter ab als mit einem Herrn, den sie jeden Tag sehen und der ihnen jeden Tag ihre Knechtschaft vorzuwerfen scheint. Bei dieser Politik hat der Machthaber auch noch einen anderen Vorteil: Wenn nicht seine Beauftragten Justiz und Verwaltung in jenen Gemeinwesen in Händen haben, und wenn sie keine zivil- und strafrechtlichen Entscheidungen fällen, so kann ihm auch nie ein Urteilsspruch Vorwurf oder Schande zuziehen. Auf diese Weise fallen viele Ursachen zur Verleumdung und zum Haß gegen den Machthaber weg.

Die Menschen werfen sich dir desto eher in die Arme, je weniger du sie unterjochen zu wollen scheinst, und um so weniger fürchten sie für ihre Freiheit, je humaner und freundlicher du mit ihnen bist.

Ich will damit nicht sagen, daß man nie zu Waffen und Gewalt greifen soll. Man soll sie nur bis zuletzt aufsparen, wenn alle anderen Mittel erschöpft sind.

Wie falsch oft die Meinungen der Menschen sind, sieht jeder, der Zeuge ihrer Entscheidungen ist. Häufig entbehren sie, wenn sie nicht von hervorragenden Männern ausgehen, jeder Folgerichtigkeit. Da nun hervorragende Männer in verderbten Freistaaten, besonders in ruhigen Zeiten, aus Neid und Ehrgeiz angefeindet werden, so geschieht, was die in ihren Irrtümern befangene Masse für gut hält, oder was Leute, die mehr die Gunst als das Wohl der Allgemeinheit im Auge haben, vorschlagen. Ein solcher Irrtum wird in bösen Zeiten offenbar und dann erst nimmt man aus Not zu den Männern seine Zuflucht, die in ruhigen Zeiten gleichsam vergessen waren.

Selten erleidet der Sieger starke Verluste, weil er seine Leute nur im Kampf, nicht auf der Flucht verliert. Im Höhepunkt des Gefechts aber, wenn die Leute einander Auge in Auge gegenüberstehen, fallen nur wenige, und zwar deshalb, weil dieser meist nur von kurzer Dauer ist. Sollte der Höhepunkt des Gefechts aber doch lange dau-

ern und der Sieger große Verluste haben, so ist das Ansehen, das ihm der Sieg erwirbt, und der Schrecken, den er verbreitet, so gewaltig, daß er bei weitem den Schaden aufwiegt, den der Sieger durch seine Verluste erlitten hat. Es würde sich daher ein Heer täuschen, das den Sieger, auf dessen Schwäche hoffend, angreifen würde. Dieses müßte denn so beschaffen sein, daß es sich jederzeit, vor und nach dem Siege, mit ihm messen könnte. In einem solchen Falle mag es je nach seinem Glück und seiner Tüchtigkeit siegen oder unterliegen. Immer aber wird der, der die erste Schlacht gewonnen hat, eher im Vorteil sein.

Die unglücklichste aller Situationen, in die ein Machthaber oder ein Freistaat geraten kann, ist die, daß er weder den Frieden annehmen noch den Krieg fortsetzen kann. In solche Umstände kommen Staaten, die durch die Friedensbedingungen allzu sehr bedrückt werden oder bei Fortsetzung des Krieges entweder ihrem Bundesgenossen oder dem Feind ausgeliefert sind. In diese Lage gerät man durch schlechte Ratgeber und schlechte Entscheidungen, weil man seine Kräfte überschätzt hat.

In ihren staatspolitischen Entscheidungen mieden die Römer immer den Mittelweg und ergriffen stets die schärfsten Maßnahmen.

Regieren ist nichts anderes, als die Untertanen so halten, daß sie einem weder etwas anhaben können noch anhaben

wollen. Dies erreicht man entweder dadurch, daß man sich ihrer vollkommen versichert, indem man ihnen jede Möglichkeit entzieht, einem zu schaden, oder dadurch, daß man ihnen so viel Gutes erweist, daß es unvernünftig von ihnen wäre, eine Änderung ihres Zustands zu wünschen.

Der Mittelweg ist bei Entscheidungen über Menschenschicksale besonders verderbenbringend.

Manchmal vergehen sich einzelne und auch eine ganze Stadt so schwer gegen den Staat, daß einem Machthaber zum warnenden Beispiel für andere und zu seiner eigenen Sicherheit nichts anderes übrig bleibt, als sie zu vertilgen. Es ist nur ehrenvoll, wenn man es versteht und in der Lage ist, sie zu züchtigen, nicht aber, wenn man sie unter tausend Gefahren schont; denn ein Machthaber, der den, welcher fehlt, nicht so straft, daß er nicht mehr fehlen kann, wird für unfähig oder feige gehalten.

Wenn man über das Schicksal mächtiger Staaten zu entscheiden hat, die an politische Freiheit gewöhnt sind, so muß man sie entweder vernichten oder besonders gut behandeln. Jede andere Entscheidung ist Unsinn. Man muß hier unter allen Umständen den Mittelweg vermeiden; denn er bringt Verderben.

Die Furcht eines Machthabers oder der Regierenden eines Freistaates vor den Untertanen und vor Revolu-

tionen ist in erster Linie eine Folge des Hasses, von dem die Untertanen erfüllt sind. Der Haß aber ist eine Folge der schlechten Behandlung und die schlechte Behandlung eine Folge der irrigen Meinung, die Untertanen mit Gewalt in Gehorsam halten zu können, oder eine Folge der geringen Klugheit des Regierenden.

Um ein Volk im Zaum zu halten, ist aller Zwang und alle Gewalt zwecklos, außer in zwei Fällen: Entweder man hat immer eine gute Armee bereit wie die Römer, oder man zerstreut, ruiniert, verwirrt und zersplittert das Volk derart, daß es sich nicht mehr zusammenschließen kann, um einem etwas anhaben zu können.

Denn machst du es nur arm: spoliatis arma supersunt [so bleiben den Geplünderten die Waffen].
Nimmst du ihm nur die Waffen: furor arma ministrat [so schafft die Wut Waffen].

Tötet man die Führer und fährt fort, die Menge zu bedrücken, so wachsen ila neue, wie die Köpfe der Hydra.

Nicht Gewalt, sondern der Wille des Volkes hält die Machthaber an der Regierung.

Der Bau von Festungen zum Schutz gegen äußere Feinde ist meiner Meinung nach für Völker und Reiche, die über gute Armeen verfügen, unnötig, für die, die keine guten Armeen haben, nutzlos. Ein gutes Heer kann sich auch ohne Festungen ausreichend verteidigen, Festungen aber ohne gute Heere vermögen nie Schutz zu gewähren.

Es ist verkehrt, einen uneinigen Staat anzugreifen, um ihn auf Grund seiner Uneinigkeit zu erobern.

Die Menschen irren oft sehr mit ihren Maßnahmen und häufig glauben sie, zu gewinnen und verlieren dabei.

Die Ursache der Uneinigkeit in Freistaaten ist meistens Müßiggang und Friede, die Ursache ihrer Einigkeit Furcht und Krieg.

Man muß das Vertrauen eines uneinigen Staates zu erwerben suchen und, solange es noch nicht zum Krieg gekommen ist, sich als Schiedsrichter mit den streitenden Parteien gut stellen. Kommt es zum Krieg, so muß man die schwächere Partei Schritt für Schritt unterstützen. Auf diese Weise zieht man den Krieg in die Länge, wobei sich die Parteien gegenseitig aufreiben. Ferner läßt der Einsatz bedeutender Streitkräfte nicht bei beiden Parteien die Furcht aufkommen, daß man im Sinne habe, sie zu unterdrücken und unter seine Herrschaft zu bringen. Wird dies geschickt ausgeführt, so wird man fast immer das vorgenommene Ziel erreichen.

Beschimpfungen und Schmähungen erzeugen Haß gegen ihren Urheber, ohne diesem irgend etwas zu nützen.

Ich halte es für einen der größten Beweise menschlicher Klugheit, sich in seinen Worten jeder Drohung und Beleidigung zu enthalten. Weder das eine noch das andere

schwächt den Feind, vielmehr machen ihn Drohungen nur vorsichtiger und Beleidigungen steigern seinen Haß gegen dich und spornen ihn an, nachhaltiger auf dein Verderben zu sinnen.

Jeder kluge Feldherr muß dafür sorgen, daß sich seine Soldaten jeder Schmähung des Feindes enthalten. Schmähungen entflammen den Feind nur zur Rache und nehmen ihm, wie ich oben gesagt habe, nichts von seiner Angriffsfähigkeit. Es sind also Waffen, die sich gegen einen selber kehren.

Ein guter Feldherr und ein guter Führer eines Staatswesens muß jede passende Vorkehrung treffen, daß Beleidigungen und Schmähungen weder im Staat noch im Heer, weder untereinander noch gegen den Feind vorkommen können. Werden sie gegen den Feind gebraucht, so entstehen daraus die oben bezeichneten Übelstände. Werden sie untereinander gebraucht, so zeitigt es noch schlimmere Folgen, wenn man ihnen nicht vorbeugt, wie es kluge Männer stets getan haben.

Alleinherrschern und Freistaaten muß, wenn sie klug sind, der Sieg genügen, sonst verlieren sie meist alles.

Entehrende Worte gegen den Feind sind meist auf eine gewisse Vermessenheit zurückzuführen, die der Sieg oder die falsche Hoffnung auf den Sieg erzeugt. Gerade diese falsche Hoffnung auf den Sieg verleitet die Menschen

nicht nur in Worten, sondern auch in Taten zu Fehlern. Sind sie davon besessen, so überschreiten sie alle Grenzen und verpassen meistens die Gelegenheit, etwas Gutes sicher zu halten über der Hoffnung auf etwas Besseres, das unsicher ist.

Der Leiter eines Staatswesens, der von einem Gegner, der ihn an Macht bedeutend übertrifft, angegriffen wird, kann keinen größeren Fehler machen, als jeden Vergleich abzulehnen, besonders wenn er ihm angeboten wird; denn nie wird ein Angebot so unvorteilhaft sein, daß es nicht einigermaßen wenigstens das Wohl dessen, der es annimmt, berücksichtigt. Es wird immer einen Teil dessen enthalten, was durch einen Sieg erreicht werden kann.

Die Menschen begehen den Fehler, daß sie ihren Hoffnungen keine Grenzen zu setzen wissen. Sie bauen auf sie, ohne sich irgendwie nach ihren Kräften zu richten und rennen so in ihr Verderben.

Es ist für einen Freistaat und für einen Machthaber gefährlich, ein Unrecht, das dem Staat oder einem Privatmann zugefügt wurde, nicht zu bestrafen.

Jeder Freistaat und jeder Machthaber muß sehr darauf bedacht sein, sich weder gegen das ganze Volk noch gegen einen einzelnen eine Beleidigung zuschulden kommen zu lassen. Ist jemand vom Staat oder von einem Privatmann

schwer beleidigt worden und erhält er keine befriedigende Genugtuung, so sucht er, wenn er in einem Freistaat lebt, sich zu rächen, selbst wenn der Staat darüber zugrunde ginge. Lebt er unter der Herrschaft eines Machthabers, so wird er, wenn er nur einiges Ehrgefühl besitzt, nicht eher ruhen, als bis er sich auf irgendeine Weise an ihm gerächt hat, und sollte er dabei auch in sein eigenes Verderben rennen.

Jeder Regierende soll sich merken: Er darf nie jemand so gering schätzen daß er, wenn er Beleidigungen auf Beleidigungen häuft, glauben kann, der Beleidigte würde nicht unter Außerachtlassung jeder Gefahr und jedes persönlichen Nachteils auf Rache sinnen.

Das Schicksal macht die Menschen blind, wenn es nicht will, daß sie sich seinen Absichten widersetzen.

Wenn man den Gang der menschlichen Dinge genau betrachtet, so sieht man oft Umstände eintreten und Ereignisse kommen, die der Himmel durchaus nicht verhindert wissen wollte. Wenn dies sogar Rom widerfuhr, wo so viel Tüchtigkeit, religiöse Gläubigkeit und Ordnung herrschte, so darf es nicht wundernehmen, daß dies in einem Gemeinwesen oder in einem Lande, die diese Vorzüge nicht haben, viel häufiger vorkommt.

Nachdem Livius die Mißstände [die sich die Römer im Kriege gegen die Gallier zuschulden kommen ließen] ge-

schildert hat, schließt er mit den Worten: Adeo obcaecat animos fortuna, cum vim suam ingruentem refringi non vult. [So verblendet das Schicksal die Geister, wenn es nicht will, daß seine hereinbrechende Gewalt gehemmt werden soll.]
Es gibt nichts Wahreres als diese Schlußfolgerung. Deshalb verdienen auch die Menschen wegen des großen Unglückes oder Glückes, in dem sie leben, weniger Lob bzw. Tadel; denn meistens sieht man, daß sie ins Unglück oder zu ihrer Größe gekommen sind, weil ihnen der Himmel die Gelegenheit zu trefflichen Taten schenkte oder nahm. Hat das Schicksal große Dinge vor, so wählt es einen Mann von solchem Geist und solcher Seelenstärke, daß er die Gelegenheiten, die es ihm bietet, erkennt. Ebenso stellt es, wenn es große Zusammenbrüche herbeiführen will, Männer an die Spitze, die den Zusammenbruch beschleunigen. Wäre ein Mann da, der sich ihm in den Weg stellen könnte, so beseitigt es ihn oder nimmt ihm jede Möglichkeit, wirksam einzugreifen.

Es ist unumstößlich richtig, und die ganze Geschichte bezeugt es, daß die Menschen das Schicksal nur unterstützen, sich ihm aber nicht widersetzen können. Sie können seine Fäden spinnen, nicht aber zerreißen. Doch dürfen sie sich nie selber aufgeben. Da sie die Absicht des Schicksals nicht kennen und dieses auf krummen und unbekannten Pfaden wandelt, so sollen sie immer Hoffnung haben und nie sich selber aufgeben, in welcher Lage und in welcher Not sie auch sein mögen.

Wahrhaft mächtige Freistaaten und Alleinherrscher erkaufen Bündnisse nie mit Geld, sondern nur mit Tapferkeit und dem guten Ruf ihrer Waffen.

Die Macht eines Staates erkennt man unter anderem auch daran, wie er mit seinen Nachbarn steht. Bezahlen ihm die Nachbarn, um ihn zum Freunde zu haben, Subsidien, so ist dies ein sicheres Zeichen dafür, daß er mächtig ist. Beziehen aber die Nachbarn Geld von ihm, obgleich sie kleiner sind als er, so ist dies ein deutliches Zeichen seiner Schwäche.

Die Römer bewahrten sich ihre hohe Gesinnung und ihre Grundsätze, solange sie frei waren. Als sie aber unter die Herrschaft der Kaiser gerieten, die allmählich immer schlechter wurden und den Schatten mehr als die Sonne liebten, fingen auch sie an, sich bald von den Parthern, bald von den Germanen und von anderen benachbarten Völkerschaften loszukaufen. Das war der Anfang des Verfalls dieses gewaltigen Reichs.
Solche Übelstände entstehen, wenn die Völker unbewaffnet sind. Hieraus erwächst noch ein anderer weit größerer Übelstand und dies ist der, daß man um so schwächer wird, je näher der Feind kommt. Denn wer in der obengenannten Weise verfährt, behandelt die Untertanen seines Reiches zu schlecht, um sie zur Abwehr des Feindes geneigt zu machen. Er muß daher den Herren und Völkern, die an seinen Grenzen wohnen, Zahlungen leisten, um den Feind möglichst weit entfernt zu halten. Daher kommt es auch, daß solche Staaten an ihren Grenzen immer einigen Widerstand

leisten. Hat aber der Feind einmal die Grenzen überschritten, so ist alles verloren. Die Menschen sehen aber nicht ein, daß dieses Verfahren jeder guten Ordnung zuwiderläuft. Denn das Herz und die edlen Teile des Körpers müssen gewappnet sein und nicht die Gliedmaßen. Ohne diese kann man leben, sind aber jene verletzt, so stirbt man. Solche Staaten aber haben ein ungewappnetes Herz und gepanzerte Hände und Füße.

Wo die Menschen wenig Kraft und Tüchtigkeit haben, da zeigt das Schicksal in besonderem Maße seine Macht. Da es veränderlich ist, wechseln die Freistaaten und Throne oft und werden immer wechseln, bis ein Staat kommt, der das Altertum so verehrt, daß er dem Schicksal Schranken setzt, damit es nicht bei jedem Sonnenumlauf seine Macht zeigen kann.

Es scheint mir angebracht, in diesen Betrachtungen auch darüber zu reden, wie gefährlich es ist, Leuten zu trauen, die aus ihrem Vaterlande vertrieben worden sind, denn die Regierenden haben hiermit täglich zu tun.

Man soll stets daran denken, daß Treue und Versprechungen von Leuten, die man aus ihrem Vaterlande vertrieben hat, eitel sind. Sie werden immer untreu sein; denn sie werden dich trotz aller Versprechungen verlassen und sich auf eine andere Seite schlagen, wenn sie auf einem anderen Wege als durch dich wieder in ihre Heimat zurückkehren können. Auch ihre Versprechungen und

Hoffnungen sind eitel, denn ihre Sehnsucht, in die Heimat zurückzukehren, ist so stark, daß sie vieles glauben, was nicht wahr ist, und vieles hinzuerfinden, um dich durch das, was sie glauben oder zu glauben vorgeben, in übertriebene Hoffnungen zu steigern. Verläßt du dich darauf, so stürzest du dich in vergebliche Ausgaben und verwickelst dich in ein Unternehmen, bei dem du zugrunde gehst.

Ein Herrscher muß daher sehr vorsichtig sein, wenn er sich auf den Bericht eines Verbannten hin in ein Unternehmen einläßt, denn meistens hat er nur Schande und großen Schaden davon.

Alles Sinnen und Trachten der Römer ging auf den Krieg. Sie hatten dabei stets ihren größtmöglichen Vorteil im Auge, sowohl bezüglich der Ausgaben als auch hinsichtlich alles anderen, was zum Krieg nötig ist. Aus diesem Grunde hüteten sie sich auch, Städte durch Belagerung einzunehmen. Sie hielten dies für so kostspielig und umständlich, daß die Nachteile den Nutzen, den sie aus der Eroberung ziehen konnten, bei weitem zu überwiegen schienen. Es schien ihnen besser und nützlicher, Festungen auf jede andere Art, nur nicht durch Belagerung einzunehmen. In ihren vielen Kriegen und in ihrer langen Geschichte findet man daher nur wenig Beispiele von Städtebelagerungen. Sie gewannen die Städte vielmehr durch rasche Einnahme oder durch freiwillige Übergabe.

Belagerungen sind langwierig und kostspielig, der Sturm zweifelhaft und gefährlich, Eroberung durch Verrat ungewiß. Durch die Niederlage eines feindlichen Heeres gewannen die Römer ein Reich an einem Tag und zur Belagerung einer widerspenstigen Stadt brauchten sie viele Jahre.

Die Römer gaben ihren Heerführern immer unumschränkte Vollmachten.

Es ist beachtenswert, mit welchen Machtbefugnissen die Römer ihre Konsuln, Diktatoren und Befehlshaber ausstatteten. Diese Machtbefugnisse waren außerordentlich groß. Der Senat behielt sich nichts weiter vor als das Recht, neue Kriege zu erklären und Friedensschlüsse zu bestätigen. Alles andere war dem Gutdünken und der Macht des Konsuls anheimgestellt. Hatten Volk und Senat einen Krieg beschlossen, so überließen sie alles übrige dem freien Ermessen des Konsuls. Er konnte eine Schlacht liefern oder nicht, er konnte diese oder jene Stadt belagern, ganz wie es ihm gut schien.

Wer sich dieses Verfahren richtig überlegt, wird es außerordentlich klug finden. Denn hätte der Senat einen Konsul genötigt, im Kriege bei jedem Schritt nach seinen Aufträgen zu verfahren, so hätte dieser den Krieg mit weniger Umsicht und Eifer geführt, denn er mußte in diesem Falle ja glauben, daß der Ruhm des Sieges nicht mehr ihm allein gehört, sondern daß der Senat daran teil hat,

nach dessen Anweisung er ja gehandelt hat. Überdies hätte sich der Senat genötigt gesehen, in einer Sache raten zu wollen, die er nicht übersehen konnte. Wenngleich im Senat lauter kriegserfahrene Männer saßen, so waren sie doch nicht an Ort und Stelle, kannten infolgedessen die zahllosen Einzelheiten nicht, die zu einem guten Rat nötig sind, und hätten daher mit ihren Ratschlägen eine Menge Fehler gemacht. Aus diesem Grunde sollte der Konsul unabhängig handeln und der Ruhm ihm allein gehören. Die Liebe zum Ruhm aber sollte ihm Zügel und Richtschnur für sein Handeln sein.

Ich erwähne diesen Punkt um so lieber, als ich sehe, daß die heutigen Republiken, wie Venedig und Florenz, andere Ansichten darüber haben. Wenn ihre Heerführer, Provveditoren und Kommissare eine Batterie einzubauen haben, so wollen sie darüber orientiert sein und ihren Rat erteilen. Dieses Verfahren verdient dasselbe Lob wie ihre übrige Handlungsweise. Alles zusammen hat sie dahin gebracht, wo sie heute stehen.

DRITTES BUCH

STAATSFÜHRUNG

Soll eine Religion oder ein Staat lange bestehen, so muß man sie häufig zu ihrem Ursprung zurückführen.

Es ist unbedingt richtig, daß alle Dinge auf der Welt ihre Lebensgrenze haben. Doch nur diejenigen vollenden den ganzen ihnen vom Himmel vorgezeichneten Weg, die ihren Körper nicht in Unordnung bringen, sondern ihn so in Ordnung halten, daß er sich nicht ändert, oder, wenn er sich ändert, nur zu seinem Wohl und nicht zum Schaden.

Da ich hier von zusammengesetzten Körpern spreche, wie es Staaten und Religionsgemeinschaften sind, so behaupte ich, daß ihnen nur diejenigen Veränderungen zum Heil gereichen, die sie zu ihren Anfängen zurückführen. Von allen Staaten und Religionsgemeinschaften sind daher diejenigen am besten geordnet und leben am längsten, die sich dank ihren Einrichtungen häufig erneuern können oder durch einen äußeren Zufall zu einer solchen Erneuerung kommen.

Es ist klarer als der Tag, daß solche Organisationen ohne Erneuerung nicht von Dauer sind. Das Mittel zur Erneuerung aber ist, wie gesagt, sie zu ihren Anfängen zurückzuführen. Zu Anfang müssen ja alle Religionen, Freistaaten und Königreiche notwendig etwas Gutes gehabt haben, dem sie ihr ursprüngliches Ansehen und ihre

ursprüngliche Durchschlagskraft zu danken hatten. Da aber dieses Gute im Lauf der Zeit verdirbt, so muß der betroffene Körper notwendigerweise absterben, wenn nichts eintritt, das es wieder herstellt. Die Ärzte sagen vom menschlichen Körper: quod quotidie aggregatur aliquid, quod quandoque indiget curatione [Jeden Tag setzt sich etwas an, das irgendwann einmal der Heilung bedarf].

Diese Besinnung auf den Ursprung erfolgt bei Staaten durch ein von außen kommendes Ereignis oder aus innerer Klugheit.

Es ist nicht nur nötig, Religion und Gerechtigkeit zu fördern, man muß auch die guten Bürger schätzen und ihre Tugenden höher anschlagen als die Vorteile, die einem ohne deren gutes Wirken wohl nicht zugefallen wären.

Es ist notwendig, daß die Menschen, die in irgendeiner Gesellschaftsordnung miteinander leben, häufig zur Selbsterneuerung gebracht werden – gleichgültig, ob aus Anlaß äußerer oder innerer Ereignisse. Dies geschieht entweder durch ein Gesetz, das die Menschen, die zur gleichen Gemeinschaft gehören, immer wieder unter Kontrolle hält, oder durch einen wirklich tüchtigen Mann, der aus ihrer Mitte hervorgegangen ist und durch sein Beispiel und sein treffliches Wirken die gleiche Wirkung hervorbringt wie das Gesetz. Ein solches Heil kommt im Staatsleben also entweder von der Tüchtigkeit eines Mannes oder von der Trefflichkeit einer Einrichtung.

Die Männer, die Florenz vom Jahre 1434 bis 1494 regierten [Medici], pflegten zu sagen, es sei nötig, alle fünf Jahre den „Staat aufzufrischen", sonst wäre es schwer, ihn zu erhalten. Den „Staat auffrischen" bedeutete bei ihnen, den Bürgern denselben Schrecken und dieselbe Furcht einzuflößen wie damals, als sie die Zügel der Regierung zum ersten Mal ergriffen und alle bestraft hatten, die nach der damaligen Verfassung unrecht gehandelt hatten. Da nun solche Strafen nach und nach vergessen werden, nehmen sich die Menschen die Kühnheit heraus, Neuerungen zu versuchen und das Bestehende zu schmähen. Es ist daher notwendig, dem abzuhelfen, indem man den Staat auf seinen Ursprung zurückführt.
Eine solche Zurückführung eines Freistaats zu seinem Ursprung ist auch ohne die Abhängigkeit von einem Gesetz, das derartige Exekutionen fordert, durch die bloße Tüchtigkeit eines Mannes möglich. Diese steht in so hohem Ansehen und ihr Vorbild wirkt so mächtig, daß die Guten ihr nachstreben und die Bösen sich schämen, ein ihr entgegengesetztes Leben zu führen.

Was die Religionsgemeinschaften betrifft, so ersieht man die Notwendigkeit ihrer Erneuerung an dem Beispiel unserer Religion, die völlig erloschen wäre, wenn sie nicht durch den heiligen Franziskus und den heiligen Dominikus zu ihrem Ausgangspunkt zurückgeführt worden wäre. Diese beiden Männer brachten sie durch ihre Armut und durch ihr christusähnliches Leben wieder ins Bewußtsein der Menschen, bei denen sie fast schon vergessen war. Ihre neuen Orden sind so einflußreich, daß allein wegen ihrer Wirkung das lasterhafte Leben der Prälaten und

Bischöfe die Religion nicht zugrunde richtet. Sie leben noch jetzt in Armut und genießen durch Beichtstuhl und Predigt bei den Völkern ein so großes Ansehen, daß sie sich von ihnen überzeugen lassen, daß es böse sei, die geistlichen Oberen zu schmähen, und gut, ihnen zu gehorchen und die Bestrafung ihrer Sünden Gott zu überlassen. Und so treiben es jene so schlecht wie sie nur können, denn sie fürchten eine Strafe nicht, die sie nicht sehen, und an die sie nicht glauben. Diese Erneuerung hat also unsere Religion erhalten und erhält sie noch.

Auch Königreiche bedürfen der Erneuerung und Zurückführung der Gesetze zu ihrem Ursprung. Welch gute Wirkung dies hat, sieht man in Frankreich, das stärker an Gesetze und Verfassung gebunden ist als irgendein anderes Reich. Gesetze und Verfassung werden hier von den Parlamenten überwacht, besonders von dem von Paris. Die Erneuerung geschieht jedesmal, wenn es eine Strafe gegen einen Großen des Reichs vollstreckt und sogar den König verurteilt. Bis jetzt hat es sich dadurch erhalten, daß es ein unerbittlicher Richter gegen den Adel war. Doch wenn das Parlament einmal die Überschreitung der Gesetze ungestraft ließe und sich die Verbrechen häufen würden, so hätte eine Bestrafung ohne Zweifel große Wirren oder den Verfall des Reiches zur Folge.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß es für jede Art von Gemeinschaft, sei es nun eine Religionsgemeinschaft, eine Monarchie oder ein Freistaat, absolut notwendig ist, ihr das Ansehen wiederzugeben, das sie in ihrem Anfang

hatte. Hierbei muß man danach trachten, daß entweder gute Einrichtungen oder treffliche Männer diese Wirkung hervorbringen und nicht äußere Gewalt. Wenngleich diese oft die beste Medizin ist, wie in Rom, so ist sie doch so gefährlich, daß sie keinesfalls wünschenswert sein kann.

Es ist das Zeichen großer Weisheit, sich zur rechten Zeit töricht zu stellen.

Aus dem Beispiel des Brutus müssen alle lernen, die mit einem Machthaber unzufrieden sind. Zunächst müssen sie ihre Kräfte messen und wägen: Sind sie stark genug, sich als seine Feinde zu erklären und ihn in aller Offenheit zu bekämpfen, so sollen sie diesen Weg einschlagen, denn er ist weniger gefährlich und ehrenvoller. Reichen aber ihre Kräfte zum offenen Kampf nicht aus, so müssen sie mit allen Mitteln versuchen, seine Freundschaft zu gewinnen, und zu diesem Zweck alle Wege einschlagen, die ihnen nötig scheinen, sie müssen seinen Neigungen nachgehen und sich an allem ergötzen, was ihm Vergnügen macht. Diese Vertraulichkeit schafft einem zunächst Sicherheit, sodann läßt sie das Glück des Machthabers ohne alle Gefahr mitgenießen und gewährt einem zugleich bequem Gelegenheit, seine Absicht zu erreichen.

Allerdings sagen einige, man dürfe einem Machthaber nie so nahe stehen, daß sein Sturz einen mitreißt, noch so ferne, daß man im Falle seines Sturzes nicht zeitig genug auf den Trümmern, die er hinterläßt, emporsteigen kann.

Dieser Mittelweg wäre wirklich der richtige, wenn man ihn einhalten könnte. Da dies aber nach meiner Überzeugung unmöglich ist, so muß man sich zu einer der beiden Methoden entschließen, nämlich sich ganz fern halten oder sich eng anschließen. Wer anders handelt, lebt, wenn er ein Mann von Ansehen und Ehre ist, in ständiger Gefahr. Es nützt ihm nichts, zu sagen: Ich kümmere mich um nichts, ich will weder Ehren noch Ämter, ich will nur in Ruhe und ohne Sorge leben. Diese Ausflüchte werden wohl gehört, aber nicht ernst genommen; denn Männer von Rang können kein geruhsames Leben wählen, selbst wenn sie es ehrlich wollten und keinerlei ehrgeizige Pläne hegten. Man glaubt es ihnen nicht. Wollten sie also auch in Ruhe leben, so lassen es die anderen nicht zu.
Man muß sich daher töricht stellen wie Brutus; und man stellt sich töricht genug, wenn man gegen seine wahre Meinung lobt, spricht, sieht und handelt, nur um dem Machthaber zu gefallen.

Zur Erhaltung der neu errungenen Freiheit ist es nötig, die Söhne des Brutus zu töten.

Wer die alte Geschichte liest, wird stets finden, daß nach einer Staatsumwälzung, sei es, daß ein Freistaat von einer Alleinherrschaft abgelöst wird oder eine Alleinherrschaft von einem Freistaat, eine einprägsame Exekution der Feinde der neuen Ordnung notwendig ist. Wer sich zum Alleinherrscher aufwirft und den Brutus nicht tötet, oder

wer einen Freistaat gründet und die Söhne des Brutus nicht beseitigt, wird sich nicht lange halten.

Man darf niemals aus Rücksicht auf etwas Gutes einem Übel freien Lauf lassen, wenn dies Gute von dem Übel leicht erdrückt werden kann.

Böswilligkeit wird weder durch die Zeit ausgeglichen noch durch Geschenke versöhnt.

Kein Machthaber ist seiner Herrschaft sicher, solange die am Leben sind, denen sie genommen wurde.

Man kann jeden Mächtigen daran erinnern, daß alte Unbill nie durch neue Wohltaten ausgeglichen wird, und dies um so weniger, je geringer die neue Wohltat im Verhältnis zur alten Unbill ist.

Die Herrschsucht ist so groß, daß sie nicht nur die ergreift, die Anwartschaft auf den Thron haben, sondern auch die, die sie nicht haben.

Die Machthaber sollen wissen, daß sie ihre Herrschaft in der Stunde zu verlieren beginnen, in der sie anfangen, gegen die Gesetze, die alten Gebräuche und Gewohnheiten zu verstoßen, unter denen das Volk lange gelebt hat. Und wenn sie nach dem Verlust ihrer Herrschaft je-

mals so klug würden, einzusehen, wie leicht es ist, sich an der Macht zu halten, wenn man sich nur vernünftig benimmt, so müßte sie der Verlust noch weit mehr schmerzen, und sie müßten sich selber weit härter bestrafen als sie von den anderen bestraft worden sind. Denn es ist viel leichter, sich die Liebe der Guten als der Bösen zu erwerben und auch viel leichter, den Gesetzen zu gehorchen, als Herr über die Gesetze sein zu wollen.

Wenn die Menschen gut regiert werden, suchen und verlangen sie keine andere Freiheit.

Da Verschwörungen für Machthaber und für Privatleute gleich gefährlich sind, möchte ich nicht unterlassen, auch darüber zu reden.
Durch sie haben mehr Machthaber Leben und Herrschaft verloren als durch offenen Krieg. Nur wenige sind in der Lage, einen offenen Krieg mit einem Machthaber zu führen, sich gegen ihn verschwören aber kann jeder. Andererseits können sich Privatleute in kein gefährlicheres und verwegeneres Unternehmen einlassen; denn eine Verschwörung ist in jeder Hinsicht schwierig und äußerst gefahrvoll. Daher kommt es, daß zwar häufig Verschwörungen versucht werden, aber nur ganz wenige den gewünschten Ausgang haben.
Damit nun die Machthaber lernen, sich vor diesen Gefahren zu hüten, Privatleute aber sich nur zögernd darauf einlassen und vor allem lernen, mit der ihnen vom Schicksal gegebenen Regierung zufrieden zu sein, will ich aus-

führlich darüber reden und keinen denkwürdigen Fall übergehen, der beiden Teilen zur Lehre dienen kann.
Eine wirklich goldene Wahrheit ist der Ausspruch des Tacitus: „Die Menschen müssen die Vergangenheit ehren und der Gegenwart gehorchen, sich gute Herrscher wünschen und diese so, wie sie auch sein mögen, ertragen."
In der Tat, wer anders handelt, richtet meist sich und sein Vaterland zugrunde.

Beginnen wir mit den Verschwörungen gegen Machthaber und untersuchen wir zunächst deren Ursachen!
Es gibt deren viele. Die wichtigste von allen ist der Haß des ganzen Volkes. Ein Machthaber, der sich diesen zugezogen hat, hat natürlich auch einzelne Feinde, die von ihm besonders verletzt worden sind und die nach Rache dürsten. Diese Rachsucht wird gesteigert durch die allgemeine Mißstimmung, deren Umsichgreifen sie vor Augen sehen. Ein Machthaber muß sich daher hüten, die öffentliche Meinung gegen sich zu haben. Wie dies zu vermeiden ist, habe ich anderwärts gezeigt [„Fürst" Kap. 19ff.] und will an dieser Stelle nicht darüber sprechen.
Hütet er sich davor, so werden ihm einfache Verstöße, die er sich gegen einzelne zuschulden kommen läßt, weniger schaden, einmal, weil die Menschen selten ein zugefügtes Unrecht so hoch anschlagen, daß sie sich aus Rache einer außerordentlichen Gefahr aussetzen, und zweitens, weil sie, selbst wenn sie Mut und Macht dazu hätten, wegen der allgemeinen Zuneigung, deren sich der Machthaber erfreut, davor zurückschrecken.
Die Vergehen des Machthabers richten sich gegen das Vermögen, das Leben oder die Ehre. Bei denen gegen das

Leben ist die Drohung gefährlicher als die Tat selbst, ja, die Drohung ist sogar äußerst gefährlich, während die Ausführung ohne jede Gefahr ist; denn der Tote kann nicht mehr auf Rache sinnen und die Überlebenden lassen den Gedanken daran meist dem Toten. Wer aber bedroht ist und sich in die Notwendigkeit versetzt sieht, entweder zu handeln oder zu leiden, wird für den Machthaber außerordentlich gefährlich, wie ich noch besonders zeigen werde.

Hiervon abgesehen sind Vermögen und Ehre die beiden Dinge, deren Verletzung die Menschen am meisten kränkt. Davor muß sich der Machthaber hüten; denn er kann nie einen Menschen derart ausplündern, daß diesem nicht einmal ein Dolch zur Rache bleibt, und er kann keinen Menschen derart entehren, daß diesem nicht der unerschütterliche Entschluß zur Rache bleibt.

Was die Ehre betrifft, so verletzt die Männer die Entehrung der Frauen am meisten und nächst dieser die Beschimpfung der eigenen Person.

Eine andere Triebfeder zur Verschwörung gegen einen Machthaber gibt es noch, und zwar eine sehr starke: Dies ist das Verlangen, das von ihm geknechtete Vaterland zu befreien. Dieser Anlaß bewog Brutus und Kassius zur Verschwörung gegen Cäsar und hat viele andere zur Verschwörung gegen Gewalthaber wie Phalaris, Dionys und andere Unterdrücker ihres Vaterlandes getrieben. Vor solchen Anschlägen kann sich kein Gewalthaber schützen, es müßte denn sein, daß er auf seine Gewaltherrschaft verzichtet. Da dies aber keiner tut, so nehmen die meisten auch ein schlimmes Ende; deshalb sagt Juvenal:

Ad generum Cereris sine caede et vulnere pauci
Descendunt reges, et sicca morte tyranni.

[Es gibt wenig Könige, die ohne Blut und Wunden zum Orkus hinabsteigen, und wenig Tyrannen, die eines friedlichen Todes sterben.]

Die Gefahren, die bei Verschwörungen drohen, sind, wie oben gesagt, groß, da sie in jedem Zeitpunkt der Verschwörung drohen. Man läuft Gefahr bei der Vorbereitung, bei der Ausführung und nach der Ausführung.
Es sind immer entweder einer oder mehrere, die sich verschwören. Bei einem kann man eigentlich nicht von einer Verschwörung reden. Es handelt sich dabei vielmehr nur um den festen Vorsatz eines Mannes, den Machthaber zu ermorden. Nur hierbei besteht die erste der drei Gefahren nicht, die man bei Verschwörungen läuft: Denn vor der Ausführung schwebt der Täter in keiner Gefahr, da ja niemand sein Geheimnis kennt. Der Anschlag kann daher dem Machthaber nicht zu Ohren kommen. Einen solchen Entschluß kann ein jeder, ganz gleich, aus welchem Stande er ist, fassen, Kleine, Große. Adelige, Bürgerliche, Vertraute des Machthabers oder Fernstehende. Denn jeder hat einmal die Möglichkeit, mit dem Machthaber zu sprechen, und wer mit ihm reden darf, der hat auch die Möglichkeit, ihm das Leben zu nehmen.

Leute, die die Absicht haben, den Machthaber zu töten, gibt es, glaube ich, viele; denn die Absicht zieht weder Strafe nach sich noch bringt sie Gefahr. Doch Männer der Tat gibt es wenige, und von diesen werden die meisten, oder überhaupt jeder, auf der Stelle niedergemacht. Es

findet sich daher keiner, der in einen sicheren Tod gehen will. Doch lassen wir diese Absichten einzelner und kommen wir zu den Verschwörungen mehrerer.

Man findet in der Geschichte, daß alle Verschwörungen von Großen oder von Männern aus der nächsten Umgebung des Machthabers angesponnen werden. Andere Leute können sich, wenn sie nicht völlig verrückt sind, nicht verschwören, da geringen und dem Machthaber fernstehenden Leuten alle Hoffnungen und Gelegenheiten fehlen, die zur Ausführung einer Verschwörung nötig sind. Erstens können Leute ohne Macht und Einfluß niemand finden, der ihnen die Treue hielte; denn sie können niemanden auch nur mit einer Hoffnung gewinnen, derentwegen sich die Menschen in große Gefahren begeben. Haben sie sich daher zwei oder drei Mitwissern anvertraut, so finden sie ihren Angeber und gehen zugrunde. Hätten sie aber auch das Glück, keinen Angeber zu finden, so treten ihnen bei der Ausführung der Tat dadurch, daß sie keinen leichten Zugang zum Machthaber haben, so viele Hindernisse in den Weg, daß sie dabei notwendig gleichfalls zugrunde gehen. Erliegen aber schon mächtige Männer und solche, die leicht Zutritt zum Machthaber bekommen, den Hindernissen, die wir unten anführen werden, so müssen bei ihnen die Schwierigkeiten ins Unendliche wachsen. Da nun die Menschen, wo es ums Leben und Vermögen geht, nicht ganz unsinnig sind, so hüten sie sich, wenn sie sich ohnmächtig fühlen, vor Verschwörungen und begnügen sich damit, einen Machthaber, der ihnen zuwider ist, zu verfluchen und abzuwarten, bis geeignetere Persönlichkeiten Rache an ihm nehmen. Sollte aber tatsächlich einmal einer ihres-

gleichen sich in eine solche Unternehmung einlassen, so verdient zwar seine Kühnheit Lob, nicht aber seine Klugheit.
Aus diesen Gründen haben sich immer nur Große und Männer aus der Umgebung eines Machthabers verschworen. Viele von ihnen wurden ebensosehr durch zu viele Wohltaten wie durch zu große Beleidigungen hierzu angestachelt.

Ein Machthaber, der sich vor Verschwörungen schützen will, muß daher die, denen er zuviel Wohltaten erwiesen hat, mehr fürchten als die, denen er zuviel Ungerechtigkeiten zugefügt hat; denn den letzteren fehlt es an Gelegenheit, woran die ersteren übergenug haben. Die böse Absicht aber ist bei beiden gleich stark: denn die Herrschsucht ist ebenso groß, wenn nicht noch größer, als die Rachsucht. Ein Machthaber darf daher seinen Günstlingen nur so viel Ansehen und Befugnisse geben, daß zwischen diesen und ihm immer noch ein Abstand bleibt und in der Mitte immer noch etwas Begehrenswertes liegt.

Ich sage, daß Verschwörer immer mächtige Männer sein müssen, die bequem zum Machthaber gelangen können.
Nun sind die Erfolge ihrer Unternehmungen und die Gründe ihres Gelingens oder Mißlingens zu erörtern.
Wie oben gesagt, gibt es bei Verschwörungen drei gefährliche Phasen, und zwar vor der Tat, während der Tat und nach derselben. Daher nehmen auch wenige ein gutes Ende: denn es ist fast unmöglich, alle diese Gefahren glücklich zu überstehen.

Die Gefahren vor der Tat sind am größten. Man muß sehr klug sein und großes Glück haben, wenn man bei der Vorbereitung einer Verschwörung nicht entdeckt wird. Entdeckt wird man entweder auf Grund einer Anzeige oder auf Grund von Mutmaßungen. Die Anzeige ist auf die Treulosigkeit oder Unklugheit derer zurückzuführen, denen du dich anvertraust. Mit Treulosigkeit mußt du immer rechnen, auch wenn du dich nur deinen Vertrauten mitteilst, die aus Liebe zu dir ihr Leben wagen, oder Männern, die mit dem Machthaber unzufrieden sind. Vertraute magst du wohl einen oder zwei finden. Sowie du dich aber vielen mitteilst, ist es unmöglich, solche zu finden. Überdies muß ihre Zuneigung zu dir besonders groß sein, damit ihnen die Gefahr und die Furcht vor Strafe nicht noch größer erscheint. Zudem täuschen sich die Menschen meist über das Maß der Liebe, das ihnen von anderen entgegengebracht wird. Man ist ihrer nie sicher, wenn man sie nicht auf die Probe gestellt hat. Sie aber hierin auf die Probe zu stellen, ist höchst gefährlich. Und selbst wenn man sie bei einer anderen gefahrvollen Angelegenheit auf die Probe gestellt und gute Erfahrungen mit ihrer Treue gemacht hätte, so kann man doch von diesem Beweis der Treue keine Schlüsse auf die jetzt nötige ziehen; denn die mit einer Verschwörung verbundene Gefahr ist bei weitem größer als jede andere Art von Gefahr. Wenn du ferner jemandes Treue zu dir nach seiner Unzufriedenheit mit dem Machthaber bemißt, so kannst du dich auch hierin leicht täuschen; denn sobald du diesem Unzufriedenen deine Absicht kundgetan hast, gibst du ihm Gelegenheit, zufrieden zu werden. Sein Haß

muß schon sehr heftig oder dein Einfluß sehr groß sein, wenn er dir die Treue halten soll.
Aus alldem folgt, daß viele Verschwörungen verraten und gleich in ihren Anfängen unterdrückt wurden. Bleibt aber eine trotz vieler Teilnehmer längere Zeit geheim, so ist dies schon eine ans Wunderbare grenzende Erscheinung.

Verschwörungen werden infolge unklugen Verhaltens entdeckt, wenn ein Mitverschworener vor Dienern oder überhaupt vor dritten Personen unvorsichtig darüber spricht, – – oder wenn man sich aus Leichtsinn einem Weib oder einem Knaben, die man liebt, oder irgendeiner leichtfertigen Person anvertraut.

Vor diesen Ursachen der Entdeckung einer Verschwörung die auf Bosheit, Unvorsichtigkeit oder Leichtsinn zurückzuführen sind, kann man sich unmöglich schützen, sobald die Zahl der Mitwisser drei oder vier übersteigt. Wird mehr als einer ertappt, so läßt sich eine Verschwörung unmöglich mehr verbergen, denn zwei Personen können nie in allen ihren Aussagen übereinstimmen. Wird aber nur einer, und zwar ein beherzter Mann ergriffen, so kann er seine Mitverschworenen standhaft verschweigen. Doch diese dürfen nicht weniger Mut besitzen als er, um standhaft zu bleiben und sich nicht durch die Flucht zu verraten. Verliert von den Verhafteten oder von den noch in Freiheit befindlichen Mitverschworenen nur einer den Mut, dann kommt die Verschwörung heraus.

Allen diesen Gefahren ist man bei der Vorbereitung einer Verschwörung ausgesetzt, noch ehe es zur Ausführung kommt. Ihnen zu entgehen, gibt es folgendes Mittel: Das erste und sicherste, oder besser gesagt, einzige Mittel ist, den Verschwörern keine Zeit zu lassen, dich zu verraten, und ihnen deshalb deinen Plan erst kurz vor der Ausführung mitzuteilen, nicht früher. Wer es so macht, entgeht mit Sicherheit den mit der Vorbereitung verbundenen Gefahren, meist auch allen anderen, und wird es immer zu einem guten Ende bringen. Jeder kluge Mann müßte daher so verfahren.

Die Menschen verstehen für gewöhnlich wenig von den Geschäften der Welt, machen deshalb häufig die größten Fehler, und zwar um so größere, je außergewöhnlicher eine Sache ist.

Man darf sich also nur im Notfall jemand anvertrauen, und dies immer nur kurz vor der Ausführung der Tat. Will man sich aber jemand anvertrauen, dann nur einem einzigen, den man lange erprobt hat, oder den die gleichen Beweggründe treiben wie dich. Einen einzigen Mann von solchen Voraussetzungen zu finden, ist viel leichter als mehrere, und darum weniger gefährlich. Und wenn er dich auch verraten sollte, so bleibt dir immer noch ein Verteidigungsmittel, das es bei einer Mehrzahl von Mitverschwörern nicht gibt; denn mit einem kann man alles reden, wie ich von klugen Leuten sagen hörte. Das Ja des einen gilt so viel wie das Nein des anderen, vorausgesetzt, daß man sich nicht verleiten läßt, etwas Schriftliches aus der Hand zu geben. Vor Schriftlichem aber

muß sich jeder hüten wie vor einer Klippe, denn nichts vermag dich leichter zu überführen als ein Schreiben von deiner Hand.

Teilst du also den Anschlag einem einzigen mit, so gibt es zwei Gefahren: Die erste ist, daß dieser dich absichtlich anzeigt, die zweite, daß er dich angibt, wenn er auf einen Verdacht oder ein Anzeichen hin festgenommen und überführt oder durch die Folter dazu gezwungen wird. In beiden Fällen gibt es ein Rettungsmittel, nämlich zu leugnen. Im ersten Fall kannst du dich auf den Haß berufen, den der Angeber gegen dich hegt, und im zweiten kannst du sagen, es sei nur eine durch die Folter erpreßte Lüge. Die Klugheit gebietet es also, sich niemandem anzuvertrauen. Wenn man sich aber schon mitteilt, dann nur einem einzigen. Dies bringt zwar mehr Gefahr, ist aber immer noch viel weniger gefährlich, als wenn man sich vielen anvertraut.
Dem Vorhergehenden verwandt ist der Fall, wenn dich die Not zwingt, dem Machthaber das anzutun, was dieser, wie du merkst, dir selber antun möchte, und wenn diese Zwangslage so groß ist, daß sie dir nur mehr Zeit läßt, an deine Sicherheit zu denken. Eine solche Not führt fast immer zum gewünschten Erfolg.

Schlechte Herrscher fürchten stets, daß andere ihnen das antun, was sie zu verdienen glauben.

Drohungen schaden einem Herrscher mehr und verursachen wirksamere Verschwörungen als Kränkungen. Ein Herrscher muß sich deshalb immer vor Drohungen

hüten. Man muß die Menschen entweder gut behandeln oder sich vor ihnen sichern; nie aber darf man sie so weit bringen, daß sie sich in die Notwendigkeit versetzt fühlen, entweder selber aus dem Leben zu gehen oder den anderen ums Leben zu bringen.

Was die Gefahren anlangt, die bei der Ausführung einer Verschwörung vorkommen, so entstehen diese aus folgenden Ursachen: Die Anordnungen zur Tat werden geändert, oder der, der die Tat ausführen soll, verliert den Mut, oder er begeht aus Unklugheit einen Fehler, oder die Tat wird nicht vollständig durchgeführt insofern, als einige von denen, die man zu beseitigen beabsichtigte, am Leben bleiben.

Nichts stört und hindert die Unternehmungen der Menschen mehr, als wenn man plötzlich, ohne eine Frist zu setzen, eine Anordnung ändert und die ursprüngliche Anordnung umwirft. Nirgends aber ruft eine derartige Änderung größere Unordnung hervor als im Krieg und in Fällen wie den hier besprochenen. Denn bei solchen Unternehmungen ist nichts so notwendig, als daß sich jeder fest vornimmt, den Teil der Aufgaben, der ihn trifft, richtig auszuführen. Hat sich nun jemand tagelang gedanklich auf einen bestimmten Plan oder eine bestimmte Anordnung eingestellt und wird diese nun plötzlich geändert, dann entsteht notwendig allgemeine Verwirrung und jede Unternehmung mißglückt. Es ist daher viel besser, eine Unternehmung nach der einmal gegebenen Anordnung, selbst wenn man dabei einige Unzweckmäßigkeiten sieht, durchzuführen, als durch die Absicht, diese zu beseitigen, in tausend andere Nachteile zu geraten. Dies geschieht

unweigerlich, wenn man keine Zeit hat, einen neuen Plan aufzustellen. Hat man aber Zeit, so kann man wieder ganz nach Gutdünken verfahren.

Wer einen Anschlag auszuführen hat, verliert oft aus Ehrfurcht oder Feigheit den Mut; denn die Majestät eines Machthabers oder die Ehrfurcht, die seine Erscheinung einflößt, ist so groß, daß sie den Täter leicht milde stimmt oder einschüchtert.

Bei der Ausführung von Verschwörungen entsteht also ein Übelstand oder Fehler durch Unklugheit oder durch Verzagtheit. Beides bringt dich außer Fassung und läßt dich in der Verwirrung deiner Gedanken Dinge reden oder tun, die du unterlassen solltest. Mag ein Mensch noch so kaltblütig und noch so gewöhnt sein, andere umzubringen und die Waffen zu handhaben, er wird bei einer solchen Gelegenheit immer aus der Fassung geraten. Man darf daher nur Leute auswählen, die in solchen Angelegenheiten erfahren sind und sich auf niemand anderen verlassen, mag dieser für noch so mutig gelten. In großen Dingen verlasse sich keiner auf seinen Mut, wenn er ihn nicht erprobt hat. Eine augenblickliche Verwirrung kann die Ursache sein, daß dir die Waffen aus der Hand fallen, oder daß du etwas sagst, was die gleiche Wirkung hat.

Aus all diesen Gründen kann eine Verschwörung, die sich gegen *eine* leitende Persönlichkeit richtet, scheitern. Besonders leicht aber scheitert sie, wenn sie sich gegen deren zwei richtet. Ja eine solche ist so schwierig, daß ihr

Gelingen so gut wie ausgeschlossen ist. Denn eine Tat zur gleichen Zeit an verschiedenen Orten auszuführen, ist fast unmöglich; zu verschiedenen Zeiten aber kann man sie nicht ausführen, wenn nicht die eine Handlung die andere zunichte machen soll. Ist daher die Verschwörung gegen einen Machthaber an sich schon zweifelhaft, gefährlich und unklug, so ist eine solche gegen zwei völlig sinnlos und leichtsinnig.
Vor Verschwörungen gegen mehrere leitende Persönlichkeiten muß sich daher jeder hüten: er nützt damit weder sich noch dem Vaterland, noch sonst irgendwem, im Gegenteil, die Überlebenden werden dann noch unerträglicher und härter.

Die Ausführung einer Verschwörung kann durch falsche Eindrücke oder einen unvorhergesehenen Zufall, der sich während der Tat ereignet, gestört werden. Falsche Eindrücke sind genau zu bedenken und mit Klugheit in Rechnung zu stellen, um so mehr als man ihnen leicht verfällt.
Wer ein schlechtes Gewissen hat, glaubt leicht, man spreche von ihm. Er kann ein in völlig anderer Absicht gesprochenes Wort hören, darüber den Kopf verlieren und glauben, es gehe ihn selbst an. Er läßt sich dadurch zur Flucht verleiten und verrät so die Verschwörung oder er überstürzt die Ausführung und bringt auf diese Weise alles in Verwirrung. Dies kommt um so leichter vor, je mehr um die Verschwörung wissen.

Gegen seltene Zufälligkeiten gibt es kein Mittel. Zufälle aber, die im gewöhnlichen Ablauf der Dinge ein-

treten können, muß man in Betracht ziehen und ihnen entgegenwirken.

Es ist jetzt nur noch von Gefahren zu sprechen, die nach der Ausführung der Tat eintreten können. Da gibt es nur eine einzige, und das ist die, daß jemand am Leben bleibt, der den Tod des Machthabers rächen könnte. Hierfür kommen in Betracht: seine Brüder, seine Kinder oder andere erbberechtigte Verwandte, die durch die Nachlässigkeit der Verschworenen oder aus den anderen obengenannten Gründen am Leben bleiben und Rache nehmen.

Von allen Gefahren, die nach der Ausführung einer Verschwörung eintreten können, ist keine gewisser und mehr zu fürchten, als die, wenn das Volk den ermordeten Herrscher liebte. Hiergegen haben die Verschworenen kein Mittel. Gegen das Volk können sie sich nie sichern. Ein Beispiel hierfür ist Cäsar, der vom Volk gerächt wurde, weil es ihn liebte. Es vertrieb die Verschwörer aus Rom und wurde so zur Veranlassung, daß diese sämtlich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten ums Leben kamen.

Verschwörungen, die sich gegen den Staat richten, sind weniger gefährlich als Verschwörungen, die sich gegen einen Machthaber richten. Hier sind die Gefahren der Vorbereitung geringer, die bei der Ausführung die gleichen; nach der Ausführung gibt es überhaupt keine Gefahr mehr.
Bei der Vorbereitung einer Verschwörung gegen den

Staat gibt es nicht viel Gefahren, weil ein Bürger zur Macht gelangen kann, ohne jemandem seine Gesinnung und seine Pläne mitzuteilen. Wird er hierbei nicht gestört, so kann er sein Unternehmen glücklich zu Ende führen. Wird er aber durch ein Gesetz gehindert, so kann er die Zeit abwarten und einen anderen Weg einschlagen. Dies gilt nur für Freistaaten, wo schon einige Sittenverderbnis eingerissen ist. Denn in einem unverdorbenen Freistaat herrschen noch keine schlechten Grundsätze; daher kommt auch kein Bürger auf solche Gedanken.
Die Bürger können also mit mancherlei Mitteln und auf mancherlei Wegen zur Macht streben, ohne Gefahr zu laufen, unterdrückt zu werden. Denn Freistaaten sind langsamer, weniger argwöhnisch und daher auch weniger vorsichtig als Alleinherrscher. Auch nehmen sie auf ihre einflußreichen Bürger mehr Rücksicht, was diese hinwiederum kühner und mutiger macht, etwas gegen den Staat zu unternehmen.

Es ist sicher, daß die Ausführung einer Verschwörung gegen den Staat mit größeren Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist [als die Ausführung einer Verschwörung gegen einen Alleinherrscher]; denn die Kräfte des Verschwörers sind selten dem Staatsganzen gewachsen, und nicht jeder hat ein Heer hinter sich wie Cäsar – – und andere, die auf einen Schlag und mit Gewalt die Macht im Staat eroberten. Für solche freilich ist der Weg sehr leicht und sicher. Die anderen aber, die nicht über solche Machtmittel verfügen, müssen ihre Sache mit List und Verschlagenheit oder mit fremder Hilfe durchführen.

Geht man alle gegen den Staat [nicht gegen einen Alleinherrscher] gerichteten Verschwörungen durch, so findet man kaum eine, die während der Vorbereitung unterdrückt wurde. Sie sind entweder alle geglückt oder bei der Ausführung gescheitert.
Nach der Ausführung einer Verschwörung gibt es keine andere Gefahr mehr als die, die an sich mit der Natur jeder Alleinherrschaft verbunden ist. Hat jemand ein willkürliches Regiment aufgerichtet, so drohen ihm die natürlichen und gewöhnlichen Gefahren jeder Tyrannenherrschaft, gegen die es nur die oben erwähnten Mittel gibt.

Für einen Machthaber gibt es nichts Schlimmeres als eine Verschwörung. Ist eine solche gegen ihn angezettelt, so kostet sie ihn entweder das Leben oder seinen guten Namen. Gelingt sie, so stirbt er. Wird sie aufgedeckt und die Verschworenen hingerichtet, so glaubt alles, die ganze Sache sei eine Finte des Machthabers, um seine Grausamkeit und Habsucht mit dem Blut und Vermögen der Hingerichteten zu befriedigen.

Ich möchte daher jeden Alleinherrscher und jeden Freistaat, gegen die eine Verschwörung im Gange ist, darauf aufmerksam machen, daß sie, wenn sie davon erfahren, zuerst die Art der Verschwörung gründlich untersuchen und das Kräfteverhältnis zwischen sich und den Verschwörern genau abwägen, ehe sie zur Bestrafung schreiten. Finden sie, daß die Verschwörung bereits weit um sich gegriffen hat und eine Macht geworden ist, so dürfen sie dieselbe nicht eher aufdecken, als bis sie genügend

Kräfte zu ihrer Unterdrückung gesammelt haben, sonst würden sie nur ihr eigenes Verderben aufdecken. Bis dahin dürfen sie sich nicht das geringste anmerken lassen; sonst würden die Verschworenen, die sich entdeckt sehen, in ihrer Not ohne alle Rücksicht losschlagen.

Die Menschen gehen langsam zu Werke, wo sie Zeit zu haben glauben, und rasch, wenn die Not sie treibt. Kein Alleinherrscher und kein Freistaat, der Interesse daran hat, den Ausbruch einer Verschwörung hinauszuschieben, kann ein besseres Mittel anwenden, als den Verschwörern geschickt eine nahe Gelegenheit zur Ausführung zu bieten, damit sie in der Erwartung derselben und in dem Glauben, noch Zeit zu haben, der Regierung Zeit zur Bestrafung geben.

Verschwörungen, die wenig Aussicht auf Erfolg haben, kann und soll man rücksichtslos unterdrücken.

Man kann über die Gründe zweifeln, warum von den vielen staatlichen Umwälzungen, die aus einem Freistaat eine Tyrannenherrschaft oder aus einer Tyrannenherrschaft einen Freistaat gemacht haben, die einen mit, die anderen ohne Blutvergießen abgelaufen sind. Wie die Geschichte zeigt, sind bei derartigen Umwälzungen bisweilen zahllose Menschen umgekommen, manchmal ist auch keinem einzigen ein Leid geschehen.

Dies hängt davon ab, ob die gestürzte Regierung mit Gewalt ans Ruder gekommen ist oder nicht. Geschah es mit Gewalt, so hatten viele darunter zu leiden. Bei ihrem Sturz ist es nur natürlich, daß sich die Geschädigten rächen wollen. Das Verlangen nach Rache aber erzeugt Mord und Totschlag.
Ist jedoch ein Staat mit Zustimmung des ganzen Volkes entstanden und groß geworden, so besteht später, wenn sich das Band löst, das alle zusammengeschlossen hat, kein Grund, jemand anderem als dem Staatsoberhaupt etwas anzutun. . . Daher sind solche Umwälzungen nicht sehr gefährlich. Um so furchtbarer aber sind die, welche von Männern hervorgerufen werden, die sich zu rächen haben. Dabei wurden stets Greuel verübt, bei deren Bericht man schaudert.

Wer einen Freistaat stürzen will, muß dessen Zustand in Betracht ziehen.

Ich habe oben gesagt, daß ein schlechter Bürger in einem Freistaat mit unverdorbenen politischen Sitten nichts Böses stiften kann.

Die schönsten Vorzüge des Geistes und Körpers und die besten Taten zum Nutzen des Vaterlandes werden durch zügellose Herrschsucht ausgelöscht.

Zweierlei ist zu beachten: Erstens, daß man in einem Freistaat mit verderbten politischen Sitten auf anderen

Wegen zu Ruhm kommt als in einem solchen, der noch verfassungsgemäß lebt; zweitens – und dies ist fast das gleiche – daß die Menschen bei allem, was sie tun, besonders aber, wenn sie etwas Großes vorhaben, die Zeitverhältnisse in Betracht ziehen und sich danach richten müssen. Wer sich durch schlechte Wahl seiner Mittel oder durch natürliche Neigung in Gegensatz zu seiner Zeit stellt, wird meistens unglücklich und seine Handlungen nehmen ein schlechtes Ende. Bei denen aber, die mit ihrer Zeit übereinstimmen, ist das Gegenteil der Fall.

Ein Mann kann wohl mit seinen Methoden und schlimmen Zielen den Grund zur Verderbnis der Sitten eines Volkes legen. Sein Leben reicht aber nicht hin, das Volk so zu verderben, daß er selbst noch die Früchte davon ernten kann. Doch selbst wenn es hinreichen würde, so wäre dies doch wegen der menschlichen Natur unmöglich, denn diese ist ungeduldig und kann die Befriedigung ihrer Leidenschaften nicht lange hinausschieben. Auch täuscht sich der Mensch in Dingen, die ihn selbst betreffen, und am meisten in denen, die er sehnlichst herbeiwünscht. So läßt er sich aus Ungeduld oder Selbstbetrug in unzeitgemäße Unternehmungen ein und nimmt ein schlimmes Ende.

Will man also in einem Freistaat die Macht ergreifen und ihm eine schlechte Regierungsform geben, so muß der Kern bereits faul sein und die Zustände müssen nach und nach, von Generation zu Generation, zerrüttet worden sein. Dahin gerät der Staat unvermeidlich, wenn er nicht, wie oben gesagt, häufig durch gute Beispiele aufgefrischt

und durch neue Gesetze zu seinem Ursprung zurückgeführt wird.

Männer, die es in einem Staat unternehmen, für eine freiheitliche Verfassung oder für eine Gewaltherrschaft zu kämpfen, müssen den Zustand des Staates in Betracht ziehen und danach die Schwierigkeit ihres Unternehmens beurteilen. Denn es ist ebenso schwierig und gefährlich, ein Volk, das in Unfreiheit leben will, frei zu machen, wie ein Volk, das in Freiheit leben will, zu knechten.

Nur wer mit der Zeit geht, wird auf die Dauer Glück haben.

Ich habe oft gefunden, daß die Ursache des Glücks oder Unglücks der Menschen in der Art der Anpassung ihrer Handlungsweise an die Zeitverhältnisse liegt. Sie gehen bei ihren Handlungen teils ungestüm, teils zögernd und vorsichtig zu Werke. Da man aber den rechten Weg nie einhalten kann und infolgedessen bei beiden Methoden die gehörige Grenze überschritten wird, macht man bei beiden Fehler. Der aber wird weniger Fehler machen und mehr Glück haben, der, wie ich oben gesagt habe, seine Handlungsweise mit den Zeitverhältnissen in Einklang bringt. Immer aber wird der Mensch nur das tun, wozu ihn seine Natur zwingt.

Ein Freistaat wird eine längere Lebensdauer und länger Glück haben als eine Alleinherrschaft. Der Freistaat kann

sich bei der verschiedenen Veranlagung seiner Bürger besser den verschiedenen Zeitverhältnissen anpassen als jene. Ein Mensch hingegen, der an eine bestimmte Art zu handeln gewöhnt ist, ändert sich, wie gesagt, nie und muß, wenn die veränderten Zeitverhältnisse zu seinen Methoden nicht mehr passen, notwendig scheitern.

Daß wir uns nicht ändern können, hat zwei Gründe: Erstens können wir uns unserer eigenen Natur nicht widersetzen, zweitens ist es unmöglich, einen Menschen, der bei einer bestimmten Art zu handeln viel Glück gehabt hat, zu überzeugen, daß es gut sein kann, auch einmal anders zu handeln. Daher kommt es, daß das Glück eines Menschen wechselt; denn die Zeiten ändern sich, er aber ändert sein Verfahren nicht. Auch der Untergang der Staaten kommt daher, wenn sich ihre Einrichtungen nicht mit den Zeitnotwendigkeiten ändern, wie ich oben ausführlich dargelegt habe. Ja, Freistaaten sind darin noch schwerfälliger, weil sich Veränderungen bei ihnen noch schwerer durchführen lassen; es müssen erst Zeiten kommen, durch die sie in ihren Grundfesten erschüttert werden. Die Kräfte eines einzelnen Mannes reichen nicht hin, um die Methoden eines Staatswesens zu ändern.

Ein Feldherr kann der Schlacht nicht ausweichen, wenn sein Gegner sie durchaus schlagen will.

Wenn alle oder doch die meisten Menschen sich in einem Irrtum befinden, so ist es sicher nicht falsch, diesen öfter zu widerlegen.

Wenn Taugenichtse von Machthabern oder weibische Freistaaten einen Feldherrn aussenden, so glauben sie, ihm keinen weiseren Auftrag geben zu können, als daß er sich in keine Schlacht einlassen, ja, daß er sich unter allen Umständen vor einem Kampf hüten soll. Sie glauben, damit die Klugheit des Fabius Maximus nachzuahmen, der Rom dadurch gerettet hat, daß er sich in keine Schlacht einließ, und sehen nicht ein, daß eine solche Instruktion meist sinnlos oder verderblich ist. Denn ein Heerführer, der sich im Feld halten will, kann nie einer Schlacht aus dem Wege gehen, wenn sein Gegner sie durchaus schlagen will. Ein solcher Auftrag bedeutet also nichts anderes als: Liefere eine Schlacht, wenn es dem Feinde paßt und nicht dir.

Wer sich im Feld halten und keine Schlacht liefern will, hat nur ein sicheres Mittel, nämlich wenigstens fünfzig Meilen vom Feind entfernt zu bleiben und gute Kundschafter zu halten, damit man bei seinem Anrücken sofort wieder abziehen kann. Ein anderes Mittel ist, sich in einer Stadt zu verschanzen. Beide Mittel sind höchst verderblich. Im ersten Fall überläßt man sein Land dem Feind zur Beute. Ein tapferer Machthaber wird aber lieber das Glück der Waffen versuchen, als den Krieg zum Schaden seiner Untertanen in die Länge ziehen. Im zweiten Fall ist der unglückliche Ausgang des Krieges vorauszusehen. Denn zieht man sich mit einem Heer in eine Stadt zurück, so wird man sicher belagert, leidet bald Hunger und muß sich ergeben. Diese zwei Mittel, einer Schlacht auszuweichen, sind also durchaus verderblich.

Es ist nur nützlich, sich nicht zu schlagen, wenn bei den Heeren die gleichen Bedingungen vorliegen wie beim Heer des Fabius – – das heißt, wenn du ein so gutes Heer hast, daß der Feind nicht wagt, dich in deinen Verschanzungen anzugreifen, und wenn er in deinem Lande nicht festen Fuß gefaßt hat und infolgedessen Mangel an Lebensmitteln leidet.
In jeder anderen Lage läßt sich die Schlacht nur mit Schande und Gefahr vermeiden. Denn fliehen – – ist so gut wie geschlagen werden, ja die Schande ist um so größer, je weniger man einen Beweis seiner Tapferkeit geliefert hat.

Ein Machthaber, der ein Heer zusammengebracht hat und sieht, daß er es aus Mangel an Geld und Bundesgenossen nicht lange beisammenhalten kann, ist geradezu blödsinnig, wenn er das Waffenglück nicht versucht, bevor ihm sein Heer auseinanderläuft. Wartet er, so ist er sicher verloren, versucht er aber das Glück, so kann er immer noch siegen. Noch etwas fällt hierbei stark ins Gewicht: Auch wenn man unterliegt, soll man es in Ehren tun, und es ist zweifellos ehrenvoller, durch Waffengewalt besiegt zu werden, als den Krieg durch irgendeinen anderen Mißstand zu verlieren.

Im Angriffskrieg kann man unter keinen Umständen eine Schlacht vermeiden. Denn will man in Feindesland eindringen, so muß man sich mit dem Feinde schlagen, wenn er sich einem entgegenstellt. Belagert man eine Stadt, so ist die Schlacht noch unvermeidlicher.

Wer mit mehreren Gegnern zu tun hat, trägt, auch wenn er der Schwächere ist, den Sieg davon, wenn er nur die ersten Angriffe aushält.

Wie ich schon früher sagte, liegt in jeder Sache irgendein spezielles Übel verborgen, aus dem unerwartete Folgen entstehen. Es ist daher nötig, diesen mit neuen Vorkehrungen zu begegnen.

Wenn mehrere Mächte sich gegen eine einzige verbünden und alle zusammen stärker sind als diese, so kann man doch immer größere Hoffnung auf diese eine weniger starke setzen, als auf die mehreren, auch wenn sie noch so stark sind. Denn abgesehen von allem, worin ein einzelner im Vorteil ist – und das ist außerordentlich viel –, wird es ihm bei einiger Geschicklichkeit immer gelingen, die vielen zu entzweien und so die an sich starke Gesamtmacht zu schwächen.

Wenn viele gegen einen im Kriege stehen, so kann man stets mit Sicherheit annehmen, daß der eine die Oberhand behalten wird, wenn er nur so tüchtig ist, daß er die ersten Angriffe aushalten und durch Hinauszögern Zeit gewinnen kann. Ist er dazu aber nicht in der Lage, so ist er tausend Gefahren ausgesetzt – –

Ein kluger Feldherr soll seine Soldaten auf jede Weise in die Notwendigkeit versetzen, zu kämpfen, dem Feind aber diese Notwendigkeit nehmen.

Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, wie nützlich für alle menschlichen Handlungen der Zwang der Not ist und zu welchem Ruhm er schon geführt hat. Wie einige Moralphilosophen gesagt haben, hätte der Mensch mit seinen Händen und seiner Zunge, den beiden edelsten Werkzeugen seines Ruhms, nichts so Vollkommenes hervorgebracht, noch würden seine Werke je eine solche Höhe erreicht haben, wenn ihn nicht die Not dazu getrieben hätte.

Die Feldherren des Altertums kannten die Kräfte, die der Not entspringen, wohl und wußten, wie sehr diese in der Schlacht den Mut der Soldaten stählt. Daher taten sie alles, um die Soldaten in eine Zwangslage zu versetzen. Andererseits bemühten sie sich mit allen Kräften, den Feind solcher Zwangslage zu entheben. Sie ließen ihm häufig einen Ausweg offen, den sie ohne weiteres verschließen konnten, und verschlossen ihren eigenen Soldaten einen Weg, den sie offen lassen konnten.

Wer also will, daß sich eine Stadt hartnäckig verteidigt, oder daß ein Heer im Feld hartnäckig kämpft, muß vor allem danach trachten, den Kämpfenden ihre Zwangslage einzuhämmern.

Ebenso muß ein kluger Feldherr, der eine Stadt erobern will, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit dieses Unternehmens nach dem Grad der Notwendigkeit bemessen, die die Einwohner zur Verteidigung zwingt. Findet er diese Notwendigkeit dringend, so möge er die Eroberung für schwierig halten, andernfalls für leicht.

Daher kommt es auch, daß Städte nach ihrer Empörung schwerer zu erobern sind als bei ihrer ersten Einnahme; denn das erstemal haben sie keine Strafe zu fürchten, weil

sie niemand verletzt haben, und ergeben sich leicht. Haben sie sich aber empört und glauben sie, dadurch jemand verletzt zu haben, so fürchten sie Strafe und sind schwer zu erobern.

Dem, der zu dienen gewöhnt ist, macht es wenig aus, den Herrn zu wechseln, ja häufig wünscht er sogar den Wechsel.

Greift ein Feldherr, um auf das Vorhergesagte zurückzukommen, ein Land an, so muß er sich auf alle Weise bemühen, dieses der Notwendigkeit und damit der Hartnäckigkeit der Verteidigung zu entheben. Fürchtet es Strafe, so verspreche er Verzeihung. Fürchtet es für seine Freiheit, so sage er, der Krieg richte sich nicht gegen die Allgemeinheit, sondern nur gegen den Ehrgeiz einiger Bürger. Dies hat manche Unternehmung und Eroberung erleichtert. Obgleich solche Vorwände besonders von klugen Männern leicht durchschaut werden, lassen sich die Völker doch häufig dadurch täuschen, da sie stets nach sofortigem Frieden gieren und die Augen vor jeder Schlinge verschließen, die hinter großen Versprechungen gelegt wurde. Auf diese Weise verloren gar manche Staaten ihre Selbständigkeit.

1918

Bei genauer Prüfung wird man viele Beispiele finden, wo nur die Tapferkeit der Soldaten die Schlacht gewann, und viele andere, wo nur der Tüchtigkeit des Feldherrn der Sieg zu danken war. Daraus kann man den Schluß

ziehen, daß der Feldherr ebensosehr des Heeres bedarf, wie dieses des Feldherrn.
Wohl aber kann man zunächst fragen, was mehr zu fürchten ist, ein gutes Heer mit einem schlechten Feldherrn oder ein guter Feldherr mit einem schlechten Heer. Nach Cäsars Meinung ist das eine wie das andere wenig wert.

Ferner kann man fragen, ob ein tüchtiger Feldherr leichter ein gutes Heer schaffen kann, oder ob ein gutes Heer sich leichter einen tüchtigen Feldherrn heranziehen kann. Darauf antworte ich, daß diese Frage eigentlich schon entschieden scheint: Denn viele Gute werden leichter einen Tüchtigen finden oder zur Tüchtigkeit erziehen können, als einer viele. . . Tatsächlich beurteile ich die Aussichten gleich; denn wenn ein Teil tüchtig ist, kann er bald den anderen dazu erziehen.
Allerdings wird ein tüchtiges Heer ohne einen tüchtigen Feldherrn leicht anmaßend und gefährlich, wie z. B. das mazedonische Heer nach dem Tode Alexanders und das römische nach den Bürgerkriegen. Ich glaube daher, daß man sich weit mehr auf einen Feldherrn verlassen kann, der Zeit hat, seine Leute auszubilden, und die Möglichkeit, sie auszurüsten, als auf ein anmaßendes Heer mit einem selbstgewählten, aufrührerischen Anführer. Die Feldherren verdienen daher doppelt Ruhm und Lob, die nicht nur den Feind zu besiegen, sondern vorher ein tüchtiges Heer zu schaffen hatten. Dies ist ein doppeltes und so seltenes Verdienst, daß viele weniger geschätzt und gepriesen würden, als sie es jetzt werden, wenn ihnen diese schwierige Aufgabe gestellt worden wäre.

Welch entscheidenden Einfluß in Gefechten und Schlachten ein unerwarteter Vorfall hat, den man plötzlich sieht oder hört, zeigt sich bei vielen Gelegenheiten.

Eine gute Ordnung im Heer ist nicht allein deshalb nötig, um geordnet fechten zu können, sondern vor allem deshalb, damit es nicht durch jeden geringfügigen Zufall in Verwirrung gerät. Volkshaufen sind nur deshalb zum Krieg untauglich, weil jedes Gerücht, jeder Ausruf, jeder Lärm sie erschreckt und in die Flucht jagt. Ein guter Feldherr muß daher unter anderem auch genaueste Anordnung treffen, wer seine Kommandos abzunehmen und weiterzugeben hat. Er muß seine Soldaten daran gewöhnen, nur ihren Offizieren zu glauben, und diese dürfen nichts anderes sagen, als was er ihnen befohlen hat. Aus der Nichtbeachtung dieser Regel entsteht häufig die größte Unordnung.

Jeder Feldherr soll sich bemühen, während des Kampfes unerwartete Erscheinungen zu veranlassen, die den Seinigen Mut machen und den Feind entmutigen. Dies ist eines der wirksamsten Mittel zum Sieg.

Ein tüchtiger Feldherr muß also zweierlei tun; erstens dem Feinde durch Überraschungen Furcht einzujagen versuchen, und zweitens sich darauf vorbereiten, die vom Feinde gegen ihn geplanten Überraschungen aufzudecken und zu vereiteln.

Scheinmanöver dürfen nur dann in der Nähe gezeigt werden, wenn sie mehr den Eindruck der Wirklichkeit als den eines Blendwerks machen. Dann ist ihre Wirkung so stark, daß sich ihre Schwäche nicht so leicht herausstellt. Sind sie aber mehr Blendwerk als Wirklichkeit, so ist es zweckmäßig, sie ganz zu unterlassen oder sie so weit entfernt durchzuführen, daß sie nicht so leicht entdeckt werden können.

Es darf immer nur einer an der Spitze eines Heeres stehen, nie viele. Mehrere Befehlshaber sind schädlich.

Es ist besser, einen Mann von durchschnittlicher Klugheit mit der Durchführung eines Unternehmens zu beauftragen als zwei ganz hervorragende Männer, die beide die gleichen Befugnisse haben.

Auf das wahre Verdienst greift man nur in schwierigen Zeiten zurück. In ruhigen Zeiten dagegen werden nicht die verdienstvollen Männer vorgezogen, sondern die, die sich auf Reichtum und gute Beziehungen stützen können.

Es war immer so und wird immer so sein, daß die bedeutenden und seltenen Männer eines Freistaats in ruhigen Zeiten vernachlässigt werden. Denn aus Neid, den sie sich wegen des Ansehens, das ihnen ihre Tüchtigkeit erworben

hat, zuziehen, wollen ihnen in solchen Zeiten viele Bürger nicht nur gleich sein, sondern sie noch übertrumpfen.

In Freistaaten herrscht immer der Übelstand, daß ausgezeichnete Männer in ruhigen Zeiten wenig geschätzt werden, was diese in doppelter Hinsicht erbittern muß: Einmal, weil sie sich zurückgesetzt fühlen, und zweitens, weil sie sich unwürdigen Leuten, die ihnen weit unterlegen sind, gleichgestellt oder untergeordnet sehen. Dieser Übelstand brachte den Freistaaten viel Unheil. Denn die Männer, die sich unverdienterweise mißachtet sehen, wissen, daß die ruhigen und gefahrlosen Zeiten daran schuld sind, und geben sich daher alle Mühe, diese Ruhe zu stören, indem sie zum Nachteil des Staates neue Kriege anzetteln.
Wenn ich bedenke, wie diesem Übelstand abgeholfen werden kann, so finde ich zwei Mittel: Das eine ist, die Bürger in Armut zu halten, damit sie durch Reichtum ohne Verdienst weder sich noch andere verderben können. Das zweite ist, sich so auf den Krieg einzurichten, daß man immer Krieg führen kann und daher auch immer tüchtige Männer braucht.

Immer wird Unordnung entstehen, wenn ein zurückgesetzter verdienstvoller Bürger, der einiges Ansehen und Anhang im Staat hat, auf Rache sinnt.

Man darf einen Mann nicht beleidigen und ihm nachher die Leitung eines wichtigen Staatsgeschäfts anvertrauen.

Ein Staat muß sehr darauf achten, niemand mit einer wichtigen Aufgabe zu betrauen, dem früher einmal ein nennenswertes Unrecht zugefügt wurde.

Es ist unmöglich, einen Staat von ewiger Dauer zu gründen, da er durch tausend unerwartete Möglichkeiten zugrunde gehen kann.

Nichts bringt einem Feldherrn größere Ehre, als die Pläne des Feindes zu durchschauen.

Oft ist es leichter, die Pläne des Feinds zu durchschauen als dessen Operationen richtig einzuschätzen, und zwar nicht nur die ferne liegenden, sondern auch die augenblicklichen und nahe liegenden. Denn oft ist es vorgekommen, daß der Sieger eine bis in die Nacht hinein dauernde Schlacht verloren und der Besiegte sie gewonnen zu haben glaubte. Dieser Irrtum hat manchen Feldherrn schon zu unheilvollen Entschlüssen verleitet.

Es kann häufig vorkommen, daß sich zwei Heere, die einander gegenüberstehen, in derselben Verwirrung befinden und die gleiche Not leiden, und daß der zuletzt Sieger bleibt, der von der Notlage des anderen zuerst Kenntnis erhält.

Die Masse scheint leichter mit Leutseligkeit und Milde als mit Stolz und Härte zu führen zu sein. Doch

Tacitus, dem viele andere Schriftsteller beistimmen, behauptet das Gegenteil. Er sagt nämlich: In multitudine regenda plus poena quam obsequium valet [Um die Menge zu regieren, bedarf es mehr der Strafen als der Güte].

Wenn ich überlege, wie sich beide Meinungen rechtfertigen lassen, so ist zu sagen, daß es darauf ankommt, ob du Menschen zu regieren hast, die auf derselben Stufe stehen wie du, oder solche, die dir immer unterstellt sind. Handelt es sich um Menschen deinesgleichen, so kann man nicht ausschließlich mit Strafen vorgehen und jene Strenge walten lassen, von der Tacitus spricht.

Wer dagegen über untergeordnete Menschen herrscht, wie sie Tacitus im Auge hat, muß mehr mit Strafen als mit Güte regieren, damit sie nicht dreist werden und mit dir wegen allzu großer Nachgiebigkeit nach Belieben umspringen. Aber auch die Strafen müssen sich in Grenzen halten, damit man sich keinen Haß zuzieht. Sich verhaßt machen, schlägt für keinen Machthaber gut aus. Das Mittel aber, um Haß zu vermeiden, ist, das Eigentum seiner Untertanen unangetastet zu lassen. Nach Blut gelüstet es einen Machthaber nur, wenn er sich dadurch insgeheim bereichern will, es müßte denn sein, daß er sich in einer Zwangslage befindet, was äußerst selten vorkommt. Kommt aber Raubgier dazu, so entsteht stets die Lust zum Blutvergießen und es fehlt nie an Vorwänden dazu.

Manchmal vermag ein Akt der Menschlichkeit und Güte mehr über die Gemüter der Menschen als eine grausame,

gewalttätige Handlung. Oft wurden Länder und Städte, die durch Waffen, Kriegsmaschinen und andere von Menschen ersonnene Gewaltmittel nicht bezwungen werden konnten, durch einen Akt der Menschlichkeit und Güte, der Zurückhaltung oder der Großmut bezwungen.

Diese Eigenschaften wünschen die Völker von ihren Führern. Sie werden auch von allen Schriftstellern gepriesen, die das Leben der Großen beschreiben oder Regeln für deren Leben aufstellen. Unter diesen bemüht sich vor allem Xenophon zu zeigen, welche Ehren, wieviel Siege und welch hohen Ruf sich Kyros dadurch erwarb, daß er menschlich und freundlich war, und daß er sich weder Hochmut, Grausamkeit, Verschwendungssucht noch irgendein anderes Laster, das das Leben der Menschen befleckt, zuschulden kommen ließ.

Man könnte sich darüber wundern, daß mancher Feldherr gerade mit entgegengesetzten Mitteln die gleichen Erfolge erzielt hat wie die, welche auf die oben beschriebene Art verfuhren. Die Ursache militärischer Erfolge scheint demnach nicht auf die vorgenannten Dinge [Gewalttätigkeit oder Menschlichkeit] zurückzuführen zu sein. Auch hat es den Anschein, daß diese weder mehr Macht noch mehr Glück bringen, da man auf ganz entgegengesetzte Weise zu Ruhm und Ansehen gelangen kann. Um meine Ansicht besser verständlich zu machen, verweise ich auf folgendes: Als Scipio nach Spanien kam, gewann er durch seine Menschlichkeit und Milde sofort

die Freundschaft des Landes und wurde von den dortigen Völkern angebetet und bewundert. Als dagegen Hannibal in Italien eindrang, erreichte er gerade durch die entgegengesetzten Mittel, nämlich durch Gewalttätigkeit, Grausamkeit, Räubereien und Treulosigkeiten aller Art dieselben Erfolge wie Scipio in Spanien. Denn bei seinem Erscheinen empörten sich alle Städte Italiens gegen Rom und alle Völker verbündeten sich mit ihm.

Wenn man sich die Gründe dieser Tatsache überlegt, so zeigen sich deren mehrere. Der erste ist, daß die Menschen neuerungssüchtig sind, wobei die, denen es gut geht, ebensosehr eine Veränderung wünschen wie die, denen es schlecht geht. Die Menschen empfinden eben, wie ich schon früher sagte und wie es tatsächlich richtig ist, im Glück Überdruß und im Unglück Kummer. Dieses Verlangen nach Neuerungen öffnet daher jedem die Tore, der sich in einem Land an die Spitze einer Neuordnung stellt. Ist es ein Fremder, so läuft ihm alles nach. Ist es ein Einheimischer, so hängt man sich ihm an, stärkt und begünstigt ihn. Er mag auftreten wie er will, es wird ihm immer gelingen, große Fortschritte zu machen. Zudem werden die Menschen von zwei Haupttrieben beherrscht, von Liebe und von Furcht. Man bekommt also die gleiche Macht über sie, ob man nun ihre Liebe gewinnt oder ihnen Furcht einflößt, ja meist findet sogar der, der Furcht einflößt, mehr Folgsamkeit und Gehorsam als der, der Liebe erweckt.

Es kommt daher bei einem Feldherrn wenig darauf an, welchen von beiden Wegen er einschlägt, wenn er nur tüchtig ist und seine Tüchtigkeit ihm Ansehen in der Welt schafft. Ist seine Tüchtigkeit groß, wie bei Hannibal

und Scipio, so gleicht sie alle Fehler aus, die er begeht, indem er allzusehr nach Beliebtheit trachtet oder allzu große Furcht einflößt. Beides kann große Nachteile nach sich ziehen und einen Machthaber zugrunde richten. Denn wer sich zu beliebt zu machen sucht, wird bei der geringsten Übertreibung verächtlich, und wer zu sehr danach strebt, gefürchtet zu werden, macht sich durch die geringste Übertretung der Schranken verhaßt. Den richtigen Mittelweg einzuhalten ist nicht möglich, es widerspricht unserer Natur. Man muß daher jedes Übermaß durch ausnehmende Tüchtigkeit wieder ausgleichen, wie es Hannibal und Scipio taten. Dennoch war beiden ihr Verfahren ebenso schädlich, wie sie dadurch groß geworden sind. Von ihren Erfolgen ist bereits gesprochen worden. Der Nachteil, der den Scipio traf, war, daß sich seine Soldaten in Spanien zusammen mit einem Teil seiner Verbündeten gegen ihn empörten, was nur daher kam, daß sie keine Furcht vor ihm hatten. Denn die Menschen sind so wankelmütig, daß sie bei der geringsten Aussicht, die sich ihrem Ehrgeiz bietet, sofort alle Liebe vergessen, die sie einem Führer wegen seiner Menschlichkeit entgegengebracht haben. So war es bei Scipios Soldaten und Verbündeten. Und Scipio mußte, um diesem Übel Herr zu werden, teilweise wenigstens, mit derselben Grausamkeit einschreiten, die er immer vermieden hatte.

Bei Hannibal findet man kein besonderes Beispiel dafür, daß ihm seine Grausamkeit und Treulosigkeit geschadet hätte. Doch kann man wohl annehmen, daß Neapel und viele andere Städte aus Furcht davor den Römern die Treue hielten. Sicher ist jedoch, daß seine Ruchlosigkeit ihn bei den Römern verhaßter machte als irgendeinen

anderen Feind. Denn während sie dem Pyrrhus, als er mit seinem Heer in Italien stand, den meldeten, der ihn vergiften wollte, verziehen sie dem Hannibal nicht, selbst als er ein wehrloser Flüchtling war, und verfolgten ihn bis zum Tod. Diesen Nachteil zog sich Hannibal durch seine Ruchlosigkeit, Treulosigkeit und Grausamkeit zu. Doch entsprang daraus auch ein sehr großer, von allen Schriftstellern bewunderter Vorteil, daß nämlich in seinem, aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengewürfelten Heer nie Streitigkeiten untereinander und nie Meutereien gegen ihn selbst vorkamen. Dies kam von nichts anderem als der Furcht, die seine Person einflößte. Sie war in Verbindung mit dem Ansehen, das er sich durch seine Tapferkeit erworben hatte, so groß, daß seine Soldaten in Ruhe und Gehorsam gehalten wurden.
Ich ziehe daher den Schluß, daß es nicht so sehr auf die Methoden eines Feldherrn ankommt, wenn er nur sehr tüchtig ist und dadurch beide Verfahrensarten auszugleichen weiß. Denn es sind, wie gesagt, in beiden Mängel und Gefahren, wenn sie nicht durch besondere Tüchtigkeit wettgemacht werden.

Will man Gehorsam finden, so muß man zu befehlen verstehen. Zu befehlen versteht aber nur, wer seine eigenen Eigenschaften mit den Eigenschaften dessen, der gehorchen soll, vergleicht. Findet er dabei das richtige Verhältnis, dann soll er befehlen, findet er es nicht, dann soll er es lassen. Aus diesem Grunde sagte ein gescheiter Mann: Um einen Staat mit Gewalt zu beherr-

schen, müßten die Kräfte des Gewalthabers und die der Bezwungenen im richtigen Verhältnis zueinander stehen. Wo dies der Fall wäre, könne man annehmen, daß die Gewaltherrschaft von Dauer sei. Wenn aber der Unterdrückte stärker wäre als der Unterdrücker, so könne man täglich mit dem Ende der Gewaltherrschaft rechnen.
Um aber zu unserem Gegenstand zurückzukehren, behaupte ich: Um kraftvolle Taten zu befehlen, muß man selbst kraftvoll sein. Wer aber die Stärke dazu besitzt und kraftvolle Taten befiehlt, kann die Ausführung nicht mit Sanftmut erwirken. Wer hingegen diese Seelenstärke nicht besitzt, der hüte sich vor außergewöhnlichen Befehlen. Bei gewöhnlichen Befehlen kann er seine Menschlichkeit zeigen; denn die gewöhnlichen Strafen werden nicht dem Machthaber, sondern den Gesetzen und Einrichtungen zugeschrieben.

Wer jedermann gleich hart behandelt und nur das öffentliche Wohl im Auge hat, erwirbt sich keine persönlichen Freunde und Parteigänger. Es gibt daher in einem Freistaat nichts Nützlicheres und Achtenswerteres als eine solche Handlungsweise. Sie schadet dem öffentlichen Wohl nicht und es kann auch nicht der Verdacht aufkommen, daß man nach persönlicher Macht strebe.
Die umgekehrte Handlungsweise . . . erzielt zwar hinsichtlich des öffentlichen Wohls die gleiche Wirkung. Es entstehen aber vielfach Bedenken, ein Feldherr könnte auf Grund der Zuneigung, die er sich bei den Soldaten erwirbt, bei längerem Oberbefehl der Freiheit gefährlich werden.

Ein Fürst [im Gegensatz zu einem Feldherrn] muß bei seinen Soldaten und seinen Untertanen Gehorsam und Liebe zu erwerben suchen. Gehorsam verschafft er sich durch die Beachtung der Gesetze und durch den Ruf der Tüchtigkeit. Liebe erwirbt er sich durch Leutseligkeit, Menschlichkeit, Milde und die anderen Eigenschaften, ... die Xenophon dem Kyros zuschreibt. Denn wenn ein Fürst persönlich beliebt ist und seine Soldaten an ihm hängen, so verträgt sich dies durchaus mit der Verfassung einer Monarchie. Hängt aber das Heer an einem Bürger, so verträgt sich dies nicht mit der Verfassung eines Freistaates, die politische Freiheit im Rahmen der Gesetze gewährleisten und Gehorsam gegen die Obrigkeit fordern muß.

Es ist leicht zu erkennen, was ein Staatsoberhaupt beim Volk verhaßt macht: Das ist in erster Linie die Entziehung eines Vorteils. Dem kommt besondere Wichtigkeit zu, denn der Mensch vergißt persönliche Vorteile, die ihm genommen wurden, niemals und das geringste Bedürfnis erinnert ihn daran. Da sich aber die Bedürfnisse jeden Tag bemerkbar machen, erinnert er sich täglich daran. An zweiter Stelle ist ein hochmütiges, aufgeblasenes Wesen zu nennen. Es ist das Verhaßteste, was es für ein Volk, besonders für ein freies Volk, geben kann. Auch wenn ihm aus dem hochmütigen, pomphaften Auftreten kein Schaden entsteht, haßt es doch den, der es zeigt. Hiervor muß sich ein Machthaber hüten wie vor einer Klippe; denn sich ohne Nutzen Haß aufladen, ist in jeder Hinsicht verwegen und unklug.

Wenn man den Verlauf der römischen Geschichte aufmerksam verfolgt, so findet man, daß zwei Dinge am Untergang der Republik schuld waren: Einmal die Streitigkeiten, die aus dem Ackergesetz entsprangen, und ferner die Verlängerung des Oberbefehls im Heer. Hätte man diese Dinge von Anfang an richtig erkannt und geeignete Mittel dagegen ergriffen, so wäre die Freiheit von längerer Dauer gewesen und es wäre in Rom wohl auch ruhiger zugegangen. Wenn auch die Verlängerung des Oberbefehls in Rom nie Unruhen hervorgerufen hat, so sieht man doch, wie schädlich sich gegen den Staat die Macht auswirkte, die einzelne Bürger durch diese Maßnahme erworben haben.

Obwohl der Senat diese Maßregel nur zum allgemeinen Besten einführte, so wurde sie doch mit der Zeit zur Ursache, daß Rom seine Freiheit verlor. Denn je weiter die Römer ihre Herrschaft ausdehnten, desto nötiger erschien ihnen die Verlängerung des Oberbefehls und desto häufiger kam sie vor. Hieraus entsprangen zwei Übelstände: Erstens konnte sich nur mehr eine kleine Zahl von Männern in der Heerführung üben und das ganze daraus entstehende Ansehen beschränkte sich auf ein paar Leute; zweitens gewann ein Bürger dadurch, daß er lange den Oberbefehl innehatte, das Heer für sich und schuf sich damit einen persönlichen Anhang. Auf diese Weise vergaß das Heer mit der Zeit den Senat und erkannte nur mehr seinen Feldherrn als Oberhaupt an. So konnten Sulla und Marius Soldaten finden, die ihnen gegen das Allgemeinwohl Folge leisteten, und Cäsar konnte so das Vaterland unterjochen. Hätten die Römer nie Ämter und

Oberbefehl verlängert, so wären sie zwar nicht so bald zu so bedeutender Macht gelangt und ihre Eroberungen wären langsamer vor sich gegangen, aber sie wären auch später in Knechtschaft geraten.

Ich habe anderenorts bereits darüber gesprochen, daß die nützlichste aller Anordnungen in einem Freistaat die ist, die Bürger in Armut zu halten. Es ist zwar nicht recht klar, welche Einrichtung in Rom diese Wirkung hervorbrachte, besonders da das Ackergesetz auf so starken Widerstand stieß. Doch zeigt die Geschichte, daß noch vierhundert Jahre nach der Gründung Roms die größte Armut herrschte. Vermutlich trug keine besondere Anordnung dazu bei, sondern nur die Tatsache, daß Armut kein Hindernis auf dem Wege zu Amt und Würden war, und daß es einzig und allein nur auf die Tüchtigkeit ankam, unter welchem Dach sie auch wohnte. Dieser Umstand machte Reichtum weniger begehrenswert.

Armut herrschte auch noch zur Zeit des Markus Regulus. Als dieser mit seinem Heer in Afrika stand, bat er den Senat um Erlaubnis, heimkehren zu dürfen, um sein Landgut zu bestellen, das von seinen Arbeitern heruntergewirtschaftet worden war. Hier zeigen sich zwei sehr bemerkenswerte Dinge: Erstens Armut und die Zufriedenheit bei diesem Zustand. Die Bürger von damals begnügten sich mit der Ehre, die ihnen der Krieg ermöglichte, während sie den Gewinn aus dem Kriege ganz dem Staat überließen. Denn hätte Regulus daran gedacht, sich

durch den Krieg zu bereichern, so hätte ihn die Vernachlässigung seines Guts wenig bekümmert. Das zweite ist die Seelengröße der Bürger von damals. An der Spitze ihres Heeres fühlten sie sich über jeden Fürsten erhaben, sie schenkten weder Königen noch Freistaaten Beachtung, nichts vermochte sie zu erschüttern noch zu erschrecken. Und danach kehrten sie wieder ins Privatleben zurück, wurden sparsam und bescheiden, verwalteten sorgfältig ihr kleines Vermögen, gehorchten den Behörden und zeigten Ehrerbietung gegen ihre Vorgesetzten. Fast unmöglich erscheint es, wie eines Menschen Seele solchen Wechsel ertragen konnte.

Vieles könnte ich zum Beweis anführen, wieviel bessere Früchte die Armut trägt als der Reichtum, und wie die Armut Städte, Länder und Religionen zur Entfaltung gebracht, Reichtum aber sie zugrunde gerichtet hat.

Die Frauen sind die Ursache manches Unglücks gewesen, haben den Regierenden viel Schaden zugefügt und viel politische Zwistigkeiten hervorgerufen.

Aristoteles zählt zu den Hauptursachen des Sturzes der Tyrannen die Beleidigung der Männer in der Person ihrer Frauen durch Schändung, Notzucht oder Ehebruch.

Ich behaupte also, daß unumschränkte Machthaber und Staatsoberhäupter von Republiken diesen Punkt nicht gering schätzen dürfen. Sie müssen vielmehr die Wirren, die

durch derartige Vorfälle entstehen können, entsprechend beachten und rechtzeitig Gegenmaßnahmen treffen, damit die Abwehr nicht zu Schimpf und Schaden ihrer Macht oder ihrer Republik ausschlägt.

Um die Eintracht in einem von Parteien zerrissenen Staat wieder herzustellen . . kann nichts anderes helfen, als die Rädelsführer der Unruhen hinzurichten. Es gibt überhaupt nur drei Wege: Entweder die Rädelsführer töten, wie es die Römer gemacht haben, oder sie aus dem Staat entfernen, oder sie miteinander Frieden schließen lassen unter der Bedingung, sich nicht weiter zu befehden. Von diesen drei Wegen ist der letzte der schädlichste, unsicherste und nutzloseste. Denn wo bereits viel Blut geflossen ist und andere Gewalttätigkeiten verübt worden sind, kann ein erzwungener Frieden unmöglich von langer Dauer sein, wenn sich die Parteien wieder Tag für Tag zu Gesicht bekommen. Schwerlich enthalten sie sich hierbei gegenseitiger Beleidigungen, da der tägliche Umgang immer wieder Ursache zu neuen Streitigkeiten gibt.

Da Hinrichtungen aus diesem Grund der Größe und Seelenstärke bedürfen, vermag eine schwache Republik sie nicht durchzuführen, ja sie ist so weit entfernt davon, daß sie sich kaum zum zweiten Mittel entschließt. Dies sind die Fehler, die, wie ich anfangs sagte, auch die Machthaber unserer Zeit begehen, wenn sie über Dinge von Bedeutung zu entscheiden haben. Sie sollten lieber ihr Augenmerk darauf richten, wie sich die, die in alten

Zeiten ähnliche Dinge zu entscheiden hatten, verhalten haben. Aber die Schwäche der gegenwärtigen Generation, die nur die Folge ihrer schwächlichen Erziehung ist, und ihre geringe Kenntnis der Zusammenhänge ist schuld daran, daß die Maßnahmen der Alten für unmenschlich und für unausführbar gehalten werden.

Ich möchte noch erörtern, wie zwecklos es ist, Länder, die man unter seiner Herrschaft hat, in Uneinigkeit halten zu wollen. Erstens ist es unmöglich, sich beide Parteien wohlgesinnt zu erhalten, mag die Herrschaft in den Händen eines Alleinherrschers oder eines Freistaates liegen. Denn es liegt in der Natur des Menschen, Partei zu ergreifen, sobald ein Zwiespalt entsteht, und es mehr mit der einen oder anderen Partei zu halten. Ist aber ein Teil des Landes unzufrieden, so verliert man dieses im ersten besten Krieg; denn es ist unmöglich, ein Land zu halten, das innere und äußere Feinde hat. Ist der herrschende Staat eine Republik, so gibt es kein besseres Mittel, die eigenen Bürger zu verderben und Zwiespalt in den eigenen Staat zu tragen, als ein uneiniges Land unter seiner Herrschaft zu haben. Denn jede Partei des unterworfenen Landes sucht sich in der Hauptstadt des herrschenden Staates Gönner und macht sich durch verschiedene Bestechungsmittel Freunde. Daraus entstehen zwei sehr große Übelstände. Erstens wird man sich jenes Land nie zum Freund machen; denn man kann es nie gut regieren, weil bei dem häufigen Wechsel der Regierung bald die eine, bald die andere Gesinnung die Oberhand hat. Zweitens steckt die Parteileidenschaft notwendig den eigenen Staat an.

Alle diese Methoden und unrichtigen Ansichten entstehen aus der Schwäche der Regierenden, die ihre Staaten nicht mit Kraft und Tüchtigkeit zusammenzuhalten vermögen und sich daher mit Kniffen behelfen, die bisweilen in ruhigen Zeiten von Nutzen sind, aber stets ihre Nichtigkeit zeigen, wenn Mißgeschick und schwere Zeiten kommen.

Man muß auf das Tun und Treiben der Bürger achtgeben, denn oft verbirgt sich unter einer harmlosen Handlung der Anfang einer Tyrannei.

Ein Freistaat kann ohne angesehene Bürger nicht bestehen und auch nicht gut regiert werden. Andererseits ist das Ansehen der Bürger die Quelle der Tyrannei in den Freistaaten. Will man es richtig machen, so muß man Einrichtungen dafür treffen, daß sich die Bürger nur insoweit Ansehen verschaffen können, als es dem Staat von Nutzen und nicht zum Schaden ist. Man muß daher die Mittel untersuchen, durch die sie zu Ansehen gelangen. Es gibt deren zwei, öffentliche und private. Wenn jemand durch gute Ratschläge oder noch bessere Taten zugunsten des Allgemeinwohls Ansehen erwirbt, so sind dies öffentliche Mittel. Zu solcher Ehre muß man den Bürgern den Weg öffnen und für gute Ratschläge und Taten Belohnungen aussetzen, die ihnen Ruhm und Befriedigung verschaffen. Ist das auf diese Weise erworbene Ansehen ohne Hintergedanken und sachlich begründet, so wird es niemals gefährlich. Wenn man aber durch private Mittel

(dies ist die andere Art, von der ich vorher gesprochen habe) zu Ansehen gelangt, so ist dies äußerst gefährlich und durchaus schädlich. Private Mittel sind es, wenn man diesem oder jenem Bürger Wohltaten erweist, indem man ihm Geld leiht, seine Töchter ausstattet, ihn vor den Behörden in Schutz nimmt und ihm ähnliche Gefälligkeiten erweist, durch die man sich Anhänger schafft und die dem so Begünstigten Mut machen, gegen das Allgemeinwohl zu verstoßen und die Gesetze zu verletzen.

Ein gut geordneter Freistaat darf daher, wie gesagt, nur denen den Weg öffnen, die durch offizielle Mittel die allgemeine Gunst erstreben, und muß denen den Weg verschließen, die mit privaten Mitteln danach trachten. So handelte Rom. Zur Belohnung desjenigen, der dem Staat durch seine Taten nützte, ließ es Triumphzüge zu und gewährte alle nur möglichen Ehren. Gegen den aber, der unter allerhand Vorwänden mit privaten Mitteln nach Macht trachtete, ordnete es Anklagen an. Reichten diese nicht mehr hin, weil das Volk durch dessen vermeintlichen Wert geblendet war, so ernannte man einen Diktator, der mit königlichen Befugnissen jeden in die Schranken zurückwies, der sie überschritten hatte.

Ein einziger derartiger Fall, der ohne Sühne bleibt, kann den Untergang eines Freistaates zur Folge haben, denn nach einem solchen Beispiel findet er nur mehr schwer auf den rechten Weg zurück.

An den Sünden der Völker sind deren Führer schuld.

Es beschwere sich kein Regierender über die Sünden, die sein Volk begeht, denn diese sind nur die Folge seiner eigenen Nachlässigkeit oder davon, daß er den gleichen Lastern ergeben ist. Betrachtet man die Völker, denen man in heutiger Zeit Räubereien und ähnliche Schlechtigkeiten vorwirft, so wird man finden, daß sie nur durch ihre Regenten, die die gleichen Eigenschaften haben, so geworden sind.

Daß meine Behauptung richtig ist, beweist Livius . . . Und Lorenzo von Medici sagt zu dessen Bestätigung:

E quel che fa il signor fanno poi molti,
Che nel signor son tutti gli occhi volti.
[Und was der Herr tut, tun dann viele;
denn alle Augen sehen auf den Herrn.]

Ein Bürger, der in einem Freistaat durch sein Ansehen etwas Gutes ausrichten will, muß erst den Neid der anderen überwinden.

Der Neid ist häufig der Grund, warum tüchtige Männer nichts Richtiges zustande bringen können. Er verhindert, daß sie die Macht erhalten, die in wichtigen Dingen nötig ist.
Der Neid wird auf zweierlei Art überwunden: Erstens durch ein schlimmes und schwer zu meisterndes Ereignis, wo jeder, seinen Untergang vor Augen, allen Ehrgeiz beiseitestellt und willig dem gehorcht, durch dessen Tüchtigkeit er gerettet zu werden hofft.

Ferner wird der Neid überwunden, wenn die Männer, die im Kampf um Ansehen und Größe deine Nebenbuhler waren, eines natürlichen oder gewaltsamen Todes sterben. Denn solange diese sehen, daß dein Ruf größer ist als der ihre, werden sie keine Ruhe geben und sich nicht in Geduld fassen. Sind es Bürger eines Staates mit heruntergekommenen Sitten, wo die politische Erziehung versagt hat, so wird kein Ereignis sie je zum Rücktritt veranlassen. Um ihren Willen durchzusetzen und ihren ungesunden Ehrgeiz zu befriedigen, würden sie ruhig den Untergang ihres Vaterlandes mitansehen. Um diese Art Neid zu besiegen, gibt es kein anderes Mittel als den Tod derer, die von ihm besessen sind. Sterben sie eines natürlichen Todes, so will das Glück einem tüchtigen Mann besonders wohl. Er gelangt in diesem Falle, ohne Ärgernis zu erregen, zu Ruhm und kann ungehindert und ohne jemand ein Leid zuzufügen, seine Tüchtigkeit zeigen. Hat er aber dieses Glück nicht, so muß er seine Neider mit allen Mitteln aus dem Wege zu räumen suchen und muß, ehe er überhaupt etwas unternimmt, Maßregeln treffen, um dieser Schwierigkeit Herr zu werden.

Wer die Bibel mit Verstand liest, sieht, daß Moses, um seinen Gesetzen und Einrichtungen Geltung zu verschaffen, gezwungen war, viele Männer zu töten, die sich allein aus Neid seinen Plänen widersetzten. Diese Notwendigkeit erkannten auch Savonarola und Piero Soderini, der Gonfalonier von Florenz, sehr wohl. Der erstere konnte ihrer nicht Herr werden, weil er nicht die Macht dazu hatte und von seinen Anhängern, die die Macht hatten, nicht richtig verstanden wurde. Nichts,

was an ihm lag, unterließ er; denn seine Predigten sind voll Anklagen und Angriffen gegen die Weltklugen, wie er die Neider und die Gegner seiner Einrichtungen nannte. Soderini glaubte, mit Güte, mit seinem Glück und mit Wohltaten dem Neid allmählich beikommen zu können. Er war noch jung und von so viel Gunst getragen, die er sich durch sein Auftreten erwarb, daß er alle, die sich ihm aus Neid widersetzten, ohne jedes Ärgernis, ohne Gewalt und Unruhen zu überwinden hoffte. Er wußte nicht, daß sich die Zeit nicht abwarten läßt, daß die Güte nicht ausreicht, daß das Glück wechselt und daß Bosheit durch keine Wohltat besänftigt wird. So gingen beide unter. Ihr Sturz hatte darin seine Ursache, daß sie es nicht verstanden oder nicht die Macht hatten, den Neid zu besiegen.

Es gibt keine gefährlichere und nutzlosere Verteidigung als eine solche, die regellos und ohne Ordnung stattfindet.

Jeder, der zum Schutz eines Staates eingesetzt ist, muß sich vor der Klippe hüten, die Einwohner regellos zu bewaffnen. Vielmehr muß er die, die er mit Waffen ausrüsten will, auswählen und einschreiben. Er muß bestimmen, wem sie zu gehorchen haben, wo sie sich zu versammeln und wo sie hinzugehen haben. Allen anderen muß er befehlen, in ihren Häusern zu bleiben und diese zu schützen. Wer in einem angegriffenen Staat diese Anordnung trifft, wird sich leicht verteidigen können. Wer anders handelt, – – wird sich nicht verteidigen.

Starke Staaten und ausgezeichnete Männer bewahren in allen Wechselfällen des Schicksals den gleichen Mut und die gleiche Würde.

Große Männer bleiben in jeder Lebenslage die gleichen. Mag sie der Wechsel des Glücks erhöhen oder erniedrigen, sie ändern sich nie, sie bleiben immer standhaft und so völlig ihrer Lebensart treu, daß jeder ohne weiteres sieht, daß das Glück keine Macht über sie hat. Anders verhalten sich schwache Menschen. Das Glück macht sie eitel und berauscht sie, und alles Gute ihrer Lage schreiben sie Tugenden zu, die sie niemals hatten. So werden sie ihrer Umgebung unerträglich und verhaßt. Die Folge davon ist der plötzliche Wechsel ihres Schicksals. Wenn sie diesen aber vor Augen sehen, so fallen sie sofort in den entgegengesetzten Fehler und werden feige und erbärmlich. Machthaber dieser Art denken im Unglück mehr an Flucht als an Widerstand, da sie ihr Glück schlecht benutzt und sich auf keine Verteidigung vorbereitet haben.

Diese Eigenschaften, die man bei einzelnen Menschen findet, kommen auch bei Staaten vor. Ein Beispiel hierfür bieten die Römer und die Venezianer. Nie wurden die Römer im Unglück erbärmlich und im Glück übermütig. Dies zeigt sich deutlich nach ihrer Niederlage bei Kannä und nach ihrem Sieg über Antiochus. Die Niederlage bei Kannä war außerordentlich schwer; denn es war bereits die dritte. Trotzdem verzagten sie nicht, schickten vielmehr ihre Heere aus, wollten auch nicht ihre Gefangenen austauschen, weil dies ihren Grundsätzen widersprach, und baten weder Hannibal noch Karthago um Frieden.

Sie griffen zu keiner dieser erbärmlichen Maßnahmen, sie dachten nur an die Fortsetzung des Krieges und bewaffneten aus Mangel an Männern Greise und Sklaven. Als Hanno, der Karthager, dies erfuhr, stellte er dem karthagischen Senat vor, wie wenig man auf die Folgen des Sieges von Kannä zu rechnen habe. So sieht man, daß schwere Zeiten die Römer weder entmutigen noch erniedrigen konnten. Ebensowenig machten glückliche Zeiten sie übermütig. Als nämlich Antiochus vor der Schlacht, die er verlieren sollte, Gesandte an Scipio zu Friedensunterhandlungen schickte, stellte dieser die Bedingung, Antiochus solle sich nach Syrien zurückziehen und seine übrigen Länder den Römern abtreten. Antiochus verwarf das Angebot. So kam es zur Schlacht. Antiochus verlor sie und schickte von neuem Gesandte zu Scipio mit dem Auftrage, alle Bedingungen des Siegers anzunehmen. Scipio aber stellte keine anderen Bedingungen als vor seinem Sieg und fügte die Worte hinzu: Quod Romani, si vincuntur, non minuuntur animis, nec si vincunt insolescere solent [Die Römer werden in der Niederlage nicht kleinmütig und im Sieg nicht übermütig].

Völlig entgegengesetzt verhielten sich die Venezianer. Im Glück, das sie ihrer Tapferkeit, die sie nie besaßen, zuschrieben, wurden sie so übermütig, daß sie den König von Frankreich den „kleinen Sohn des heiligen Markus" nannten, den päpstlichen Stuhl nicht achteten, die Grenzen Italiens für sich zu eng fanden und sich die Gründung eines Weltreichs gleich dem römischen in den Kopf setzten. Als sie aber das Glück verließ und der König von Frankreich ihnen bei Vailà [1509] eine halbe Niederlage

beibrachte, verloren sie nicht nur durch Aufstände ihr ganzes Gebiet, sie traten auch noch aus Feigheit und Erbärmlichkeit einen guten Teil davon an den Papst und an den König von Spanien ab. Ja, sie demütigten sich so sehr, daß sie Gesandte an den deutschen Kaiser sandten und sich tributpflichtig machten und an den Papst Briefe voll Feigheit und Unterwürfigkeit schickten, nur um sein Mitleid zu erwecken. In diese unglückliche Lage kamen sie binnen vier Tagen nach einer halben Niederlage. Ihr Heer, das zunächst gar nicht gekämpft hatte, wurde auf dem Rückzug zum Kampf gezwungen und etwa die Hälfte desselben außer Gefecht gesetzt, wobei der eine Provveditore, der sich rettete, immer noch mit mehr als fünfundzwanzigtausend Mann zu Fuß und zu Pferd nach Verona kam. Hätte Venedig in seinen Anordnungen nur ein bißchen Mut gezeigt, so hätte man sich leicht wieder sammeln und dem Schicksal von neuem die Stirne bieten können, um zu gegebener Zeit zu siegen oder rühmlicher zu unterliegen oder einen ehrenvolleren Frieden abzuschließen. Aber seine Feigheit, die Folge seiner schlechten Einrichtungen im Kriegswesen, ließ es mit einem Schlag Staat und Herz verlieren.

Jedem Staat, der es wie Venedig macht, wird es so ergehen. Denn Übermut im Glück und Kleinmut im Unglück ist eine Folge des Charakters und der Erziehung, die man genossen hat. War diese schwächlich und eitel, so macht sie einen ebenso; war sie anders, so gibt sie einem auch ein anderes Gepräge. Und dadurch, daß sie eine bessere Kenntnis dieser Welt vermittelt, mäßigt sie die Freude im Glück und den Kummer im Unglück. Was

ich hier vom einzelnen Menschen sage, das gilt auch von der Gesamtheit, die in einem Staatswesen zusammenlebt. Diese erreicht den Grad der Vollkommenheit, den das Staatsleben hat.

Ich habe zwar anderenorts schon hervorgehoben, daß der Grundpfeiler eines jeden Staats ein gutes Kriegswesen ist, und daß, wo dieses fehlt, weder die Gesetze noch irgend etwas anderes gut sein können. Allein es scheint mir doch nicht überflüssig, dies nochmals zu wiederholen. Auf jedem Blatt der römischen Geschichte tritt einem die Notwendigkeit eines guten Kriegswesens entgegen. Man sieht dort, daß die Kriegsmacht nicht gut sein kann, wenn sie nicht geübt wird, und daß sie nicht geübt werden kann, wenn sie nicht aus eigenen Untertanen besteht. Denn man führt nicht immer Krieg und kann ihn nicht immer führen. Darum muß man in Friedenszeiten die Truppen üben können, doch ist dies der Kosten wegen nur mit eigenen Landeskindern möglich.

Auf Soldaten, die nichts gelernt haben, kann sich ein Feldherr nie verlassen; er kann auch nicht glauben, daß sie etwas Tüchtiges leisten werden. Und selbst wenn ein neuer Hannibal sie führen würde, so müßte er dennoch unterliegen, denn ein Feldherr kann in der Schlacht nicht überall sein. Und hat er nicht vorher für eine Mannschaft gesorgt, die von seinem Geist durchdrungen ist, seine Befehle und die Art seiner Kriegführung kennt, so muß er notwendig zugrunde gehen.

Wenn ein Volk oder ein Machthaber jeden Gedanken an Frieden fallen lassen soll, so gibt es kein besseres und zuverlässigeres Mittel, als Volk oder Machthaber zu einem schweren Verbrechen gegen den anzustiften, mit dem der Friede nicht zustande kommen soll. Die Furcht vor Strafe, die sie durch ihr Verhalten verwirkt zu haben glauben, wird sie stets von einem Friedensschluß abhalten.

Um eine Schlacht zu gewinnen, muß man dem Heer solches Vertrauen einflößen, daß es unbedingt an seinen Sieg glaubt. Sein Vertrauen aber wird geschaffen durch das Bewußtsein, daß es gut bewaffnet und organisiert ist und daß einer den anderen kennt. Vertrauen und Ordnung ist nur bei Soldaten möglich, die im gleichen Land geboren und miteinander aufgewachsen sind. Der Feldherr muß geachtet sein, damit das Heer seiner Klugheit vertraut. Dies wird immer der Fall sein, wenn es sieht, daß er ein disziplinierter, eifriger und mutiger Mann ist, der die Würde seiner Stellung mit Ehren behauptet. Und er wird sie immer behaupten, wenn er seine Soldaten für ihre Vergehen straft, sie nicht zwecklos anstrengt, seine Versprechungen hält, den Weg zum Sieg als leicht darstellt und alles, was von fern gefährlich aussieht, vertuscht und verkleinert. Wird dies alles wohl beachtet, so trägt es viel dazu bei, daß das Heer Vertrauen hat und in diesem Vertrauen siegt.

Die Römer pflegten sich der Religion zu bedienen, um ihren Heeren dieses Vertrauen einzuflößen. Deshalb

wurde die Wahl der Konsuln, die Aushebung der Soldaten, der Ausmarsch der Heere und jede Schlacht mit Augurn und Auspizien begonnen. Ohne diese hätte ein guter und kluger Feldherr nie eine Schlacht gewagt, da er glaubte, sie leicht verlieren zu können, wenn die Soldaten nicht vorher gehört hätten, daß die Götter mit ihnen wären. Wenn aber ein Konsul oder ein anderer Feldherr bei ungünstigen Auspizien gekämpft hätte, so hätte man ihn bestraft.

Wahre Tapferkeit, gute Disziplin und eine auf viele Siege gegründete Zuversicht können nicht durch belanglose Dinge erschüttert werden. Bei solchen Eigenschaften vermögen weder haltlose Einbildungen Furcht einzujagen noch vermag eine augenblickliche Verwirrung zu schaden.

Das Volk richtet sich bei Ämtervergebungen nach der öffentlichen Meinung und nach dem Ruf eines Mannes, wenn es ihn nicht schon aus seinen Taten kennt oder wenn es keine besondere Vermutung oder Meinung über ihn hat. Beides ist entweder auf die Väter der Kandidaten zurückzuführen, die bedeutende und einflußreiche Männer waren, weil man bis zum Beweis des Gegenteils glaubt, daß die Söhne nach ihren Vätern geraten, oder auf das persönliche Verhalten des Kandidaten. Die beste Empfehlung in dieser Hinsicht ist der Umgang mit gesetzten, gut erzogenen Männern, deren Klugheit von jedermann anerkannt wird. Da es für die Wesensart eines Menschen kein besseres Zeichen gibt als die Gesellschaft, mit der er

verkehrt, so erwirbt sich ein Mann, der in guter Gesellschaft verkehrt, mit Recht einen guten Namen, denn er muß unbedingt einige Ähnlichkeit mit ihr haben. Drittens erwirbt man sich diesen öffentlichen Ruf durch eine ungewöhnliche und ausgezeichnete Handlung, auch eine solche privater Natur, die einem Ehre macht.

Von diesen drei Dingen, die einem zunächst einen guten Ruf verschaffen, ist das letzte das wirkungsvollste. Das erste, die Abstammung, ist so trügerisch, daß die Menschen sich nur zögernd darauf verlassen, und in kurzem verliert es seine Zugkraft, wenn nicht eigenes Verdienst hinzukommt. Das zweite, der Umgang, ist besser als das erste, aber es steht weit hinter dem dritten, denn solange du nicht selbst einen Beweis für deine Tüchtigkeit gibst, steht dein Ruf auf dem schwankenden Boden der öffentlichen Meinung. Dagegen das dritte, deine eigenen Taten, verschafft dir von Anfang an einen solchen Namen, daß du später viel dagegen sündigen mußt, um sie vergessen zu machen. Wer in einem Freistaat geboren ist, muß daher diesen Weg einschlagen und danach streben, sich zunächst durch eine außerordentliche Tat hervorzutun. Viele Römer taten dies in ihrer Jugend dadurch, daß sie entweder ein Gesetz einbrachten, das dem allgemeinen Wohl diente, oder mächtige Persönlichkeiten wegen Überschreitung der Gesetze anklagten oder ähnliche Dinge taten, die infolge ihrer Auffälligkeit und Neuartigkeit von ihnen reden machten.

Derartige Dinge sind nicht nur nötig, um sich einen guten Ruf zu begründen, sie sind auch nötig, um sich ihn zu erhalten und zu vergrößern.

In dieser Weise müssen nicht nur Bürger verfahren, die einen guten Ruf erwerben wollen, um dadurch die höchsten Würden in einem Freistaat zu erreichen, auch Machthaber müssen danach verfahren, die sich ihr Ansehen in ihrem Staat erhalten wollen. Nichts erwirbt ihnen so viel Achtung, als wenn sie ein gutes Beispiel geben durch ein ungewöhnliches Werk oder Wort zum Besten der Allgemeinheit, das von ihrer Großmut, Freigebigkeit oder Gerechtigkeit zeugt und gleichsam zum geflügelten Wort bei ihren Untertanen wird.

Doch kehren wir zum Anfang unserer Erörterung zurück. Überträgt das Volk aus einem der drei obengenannten Gründe einem seiner Bürger das erste Amt, so tut es nicht schlecht daran. Ist aber ein Mann durch zahlreiche gute Handlungen bekannt geworden, so tut es besser; denn in diesem Fall kann es sich fast niemals täuschen. Ich spreche hier nur von Ämtern, die man an Leute überträgt, ehe man ein abgeschlossenes Urteil über sie hat oder wenn sie ihre Handlungsweise von Grund auf ändern. Hierin bildet sich ein Volk viel seltener eine falsche Meinung und läßt sich viel schwerer bestechen als ein Alleinherrscher. Immerhin ist es möglich, daß ein Volk den Ruf, die Gesinnung und die Taten eines Mannes überschätzt, was bei einem Alleinherrscher nicht vorkommt, weil er von seinen Ratgebern darauf aufmerksam gemacht würde. Damit es nun auch den Völkern an solchen Ratschlägen nicht fehlt, haben weise Gesetzgeber in Freistaaten bestimmt, daß es bei der Wahl zu den höchsten Staatsämtern, deren Besetzung mit unfähigen Leuten gefährlich wäre, jedem Bürger gestattet ist, ja ihm zur Ehre angerechnet wird, in öffentlicher Versammlung, wenn der Volkswille zur Wahl

eines Unfähigen neigt, auf die Fehler dieses Kandidaten hinzuweisen, damit das Volk genau unterrichtet wird und besser urteilen kann.

Die Völker urteilen bei der Wahl zu Ämtern nach den sichersten Merkmalen, die man von Menschen haben kann. Werden sie wie die Alleinherrscher beraten, so irren sie weniger als diese; denn ein Bürger, der die Gunst des Volkes erwerben will, vermag dies nur durch eine bemerkenswerte Tat zu tun.

Bürger eines Freistaates oder Ratgeber eines Machthabers begeben sich in Gefahr, wenn sie an einer folgenschweren und wichtigen Entscheidung so hervorragend teilnehmen, daß diese allein auf ihre Rechnung gesetzt wird. Da die Menschen alle Dinge nach dem Erfolg beurteilen, wird alles Schlimme, das daraus entspringt, dem Ratgeber aufgebürdet. Geht es gut, so wird er zwar gelobt, aber der Lohn hält bei weitem dem Schaden nicht die Waage.

Man liest häufig von Bürgern, die das Volk zu einer Unternehmung aufmunterten, daß sie, als diese ein schlimmes Ende nahm, in die Verbannung geschickt wurden. In Rom setzten einige Bürger durch, daß ein Konsul aus den Plebejern gewählt wurde. Es traf sich nun, daß der erste Plebejer, der an der Spitze des Heeres ins Feld zog,

geschlagen wurde. Sicherlich hätten die, die dazu geraten hatten, dafür büßen müssen, wenn sie nicht die große Macht der Partei hinter sich gehabt hätten, zu deren Gunsten jener Beschluß gefaßt worden war.

Es steht fest, daß sich die Ratgeber eines Freistaats und die Ratgeber eines Machthabers immer in der peinlichen Lage befinden, entweder gegen ihre Pflicht zu verstoßen, wenn sie nicht ohne Rücksicht zu dem raten, was ihnen für Freistaat oder Machthaber von Nutzen zu sein scheint, oder ihr Leben und ihre Stellung aufs Spiel zu setzen, wenn sie dazu raten. Denn in ihrer Blindheit beurteilen die Menschen einen guten oder schlechten Rat immer nach dem Erfolg. Wenn ich nun überlege, wie man dieser Schande oder dieser Gefahr entgehen kann, so sehe ich keinen anderen Ausweg, als die Dinge maßvoll zu betreiben, nie etwas ganz auf sich zu nehmen, seine Meinung ohne Leidenschaft zu sagen und sie ohne Leidenschaft und mit Bescheidenheit zu verteidigen. Wenn dann Staat oder Machthaber den Rat befolgt, dann tut er es freiwillig und es hat nicht den Anschein, daß er sich durch das Drängen des Ratgebers gezwungen fühlt. Wenn man so handelt, so ist nicht anzunehmen, daß Machthaber oder Volk dem Ratgeber zürnt, da sein Rat ja nicht gegen den Willen vieler befolgt wurde. Denn Gefahr läuft man nur dann, wenn viele widersprochen haben, weil sich diese im Falle eines unglücklichen Ausgangs zum Untergang des Ratgebers zusammenschließen. Wenn man auf diese Weise auch um den Ruhm kommt, den man beim Gelingen einer Sache ernten würde, zu der man allein gegen viele geraten hat, so hat man dabei doch zweierlei Vorteile: Erstens läuft man keine Gefahr, zweitens gereicht es

zur höchsten Ehre, wenn man bescheiden zu etwas geraten hat und der Rat infolge Widerspruchs nicht angenommen wurde, aus dem Rat eines anderen aber Unheil entstanden ist. Kann man sich auch über den Ruhm, den man durch das Unglück seines Staats oder seines Herrn erntet, nicht freuen, so ist er doch nicht gering zu schätzen.
Einen anderen Rat kann man, glaube ich, den Menschen in dieser Sache nicht geben. Würde man ihnen raten, zu schweigen und ihre Meinung überhaupt nicht zu sagen, so würden sie damit ihrem Vaterlande oder ihrem Herrn auch nichts nützen und trotzdem der Gefahr nicht entgehen, denn sie würden bald verdächtig werden.

Man kann die Heere in drei Klassen einteilen: In die erste gehören die, bei denen Kühnheit und Disziplin herrscht. Nur aus der Disziplin entspringt Kühnheit und Tapferkeit; so war es beim römischen Heer. Wie die Geschichte zeigt, herrschte dort eine treffliche, in langer Kriegszucht erworbene Disziplin. In einem wohldisziplinierten Heer darf nichts ohne ausdrücklichen Befehl geschehen. Man findet daher, daß im römischen Heer, das sich alle Heere zum Vorbild nehmen müssen – denn es hat ja die ganze Welt unterworfen –, ohne Befehl des Konsuls weder gegessen noch geschlafen, weder Einkäufe gemacht noch irgendeine häusliche oder militärische Tätigkeit verrichtet wurde. Heere, wo es anders gehandhabt wird, sind keine wahren Heere. Richten sie je etwas aus, so geschieht dies durch blinde Wut und Ungestüm, nicht durch Tapferkeit. Ein Heer, bei dem eine disziplinierte

Tapferkeit herrscht, gebraucht seine Angriffslust mit Maß und zur rechten Zeit, keine Schwierigkeit macht es verzagt oder mutlos. Denn seine gute Disziplin gibt ihm stets neuen Mut und neues Feuer und nährt es mit Siegeshoffnung, die es nie verläßt, solange es seine festgefügte Ordnung hat.

Umgekehrt ist es bei den Heeren, wo blinde Wut und keine Disziplin herrscht, wie z. B. bei den Galliern, die im Kampf nie durchhielten. Wenn es ihnen nicht gelang, im ersten Anlauf zu siegen, zogen sie den kürzeren, sobald ihr blindes Ungestüm, auf das sie ihre ganze Hoffnung setzten, verraucht war. Denn dieses gründete sich nicht auf disziplinierte Tapferkeit, und so hatten sie nichts mehr, worauf sie sich verlassen konnten. Die Römer dagegen, die sich wegen ihrer ausgezeichneten Disziplin weniger vor Gefahren fürchteten und nie am Siege zweifelten, kämpften am Ende mit demselben Mut und derselben Tapferkeit so standhaft und hartnäckig wie zu Anfang, ja sie steigerten sich im Eifer des Gefechts zu immer größerer Kampflust.

Die dritte Gattung von Heeren ist die, bei denen weder natürliche Kampfwut noch anerzogene Disziplin herrscht. Von dieser Art sind unsere heutigen italienischen Heere. Sie taugen gar nichts, und wenn sie nicht auf eine Truppe stoßen, die durch irgendeinen Zufall die Flucht ergreift, werden sie niemals siegen. Man braucht dafür kein besonderes Beispiel anführen; denn man beobachtet ja täglich, daß sie keinen Funken Tapferkeit besitzen.

Wie ich schon an anderer Stelle gesagt habe, scheint zu allen anderen Schwierigkeiten, die sich der Erreichung eines Zieles in den Weg stellen, auch noch die zu kommen, daß neben etwas Gutem immer irgendein Übel liegt und so leicht mit diesem zusammen entsteht, daß es wohl unmöglich ist, das eine zu vermeiden, wenn man das andere will. Dies sieht man bei allem, was die Menschen tun. Daher wird das Gute nur schwer erreicht, es müßte denn sein, daß dir das Glück derart hilft, daß es mit seiner ganzen Macht dieser gewöhnlichen und natürlichen Schwierigkeit Herr wird.

Ein guter Feldherr muß unbedingt alles – und wenn es noch so unbedeutend ist – vermeiden, was auf sein Heer eine ungünstige Wirkung ausüben könnte. Wie ich bereits oben sagte, ist es ein tollkühnes Unterfangen, sich in einen Kampf einzulassen, ohne seine ganze Streitmacht einzusetzen, und dabei doch alles aufs Spiel zu setzen.

Ferner müssen kluge Feldherren, die einem ihnen unbekannten Feind, dem ein guter Ruf vorausgeht, gegenüberstehen, ihre Soldaten in kleinen Scharmützeln mit dem Feind in Berührung bringen, bevor sie sich in eine Schlacht einlassen. Sie lernen dadurch den Feind kennen und mit ihm umgehen und verlieren so die Furcht, die ihnen Gerücht und Ruf eingeflößt hat. Dieser Punkt ist für einen Feldherrn besonders wichtig, ja er ist geradezu eine Notwendigkeit. Denn nimmt man seinen Soldaten nicht vorher durch kleine Gefechte ihre Furcht vor dem Feinde, so läuft man ins sichere Verderben.

Außerordentlich groß ist jedoch die Gefahr, wenn deine Soldaten in solchen Gefechten besiegt werden. In diesem Fall nimmt ihre Furcht und Mutlosigkeit zu und du erreichst gerade das Gegenteil von dem, was du wolltest, das heißt, du entmutigst deine Soldaten, während du ihnen doch Zuversicht einflößen wolltest. Dies ist eines von den Dingen, wo das Übel so nahe neben dem Guten liegt und beides so eng miteinander verbunden ist, daß man leicht in das eine gerät, wenn man das andere zu erreichen glaubt.

Meine Meinung ist daher die, daß ein guter Feldherr seine ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden muß, daß sich nichts ereignet, was seinem Heer irgendwie den Mut nehmen könnte. Der Mut kann ihm aber genommen werden, wenn es gleich zu Anfang den kürzeren zieht. Darum muß er sich bei kleineren Gefechten in acht nehmen und darf sie nur dann zulassen, wenn er unter allen Umständen im Vorteil und der Hoffnung auf den Sieg sicher ist. Er darf keine Pässe besetzen, wenn er dabei nicht sein ganzes Heer verwenden kann, er darf nur das Land verteidigen, dessen Verlust notwendig den eigenen Untergang nach sich ziehen würde. Und wenn er es verteidigt, so muß er es mit seiner Besatzungstruppe und mit dem Heer so einrichten, daß er gegen einen feindlichen Angriff seine ganzen Streitkräfte einsetzen kann. Alles andere Land muß er unverteidigt lassen. Denn wenn man etwas verliert, was man selbst preisgibt, so verliert man damit, vorausgesetzt, daß das Heer noch geschlossen steht, weder sein militärisches Ansehen noch die Hoffnung auf den Sieg. Verliert man aber etwas, was man halten wollte, und von dem jedermann glaubt, daß man

es verteidigen wird, dann ist dies schädlich und verlustreich und man hat wegen einer Belanglosigkeit den ganzen Krieg verloren.

Wenn also ein Feldherr deshalb, weil der Feind unbekannt ist, durchaus zu kleinen Gefechten gezwungen ist, so muß der daraus entspringende Vorteil so groß sein, daß die Gefahr eines Verlustes so gut wie ausgeschlossen ist. Aber noch besser ist es, er macht es wie Marius, als dieser gegen die Kimbern zog. Diese unbändigen Volksstämme fielen plündernd in Italien ein und verbreiteten überall Furcht und Schrecken wegen ihrer Wildheit, ihrer großen Zahl und weil sie schon ein römisches Heer geschlagen hatten. Marius hielt es daher, ehe es zur Schlacht kam, für nötig, etwas zu tun, um sein Heer von dem Schrecken zu befreien, den dieser furchtbare Feind eingejagt hatte. Als Feldherr von großer Klugheit legte er des öfteren sein Heer in Stellungen, wo die Kimbern vorbeiziehen mußten. So sollten seine Soldaten von den Verschanzungen ihres Lagers aus den Feind betrachten und sich an dessen Anblick gewöhnen. Da sahen sie nur ungeordnete Haufen mit Gepäck beladen und schlecht bewaffnet, ja teilweise überhaupt ohne Waffen, und so schöpften sie wieder Vertrauen und wurden kampflustig. Diese kluge Maßnahme des Marius verdient sorgfältige Nachahmung, um den Gefahren, von denen ich oben gesagt habe, zu entgehen.

Aus den Worten, die Livius dem Valerius Corvus in den Mund legt, läßt sich entnehmen, wie ein Feldherr sein

soll, zu dem das Heer Vertrauen haben kann. Es sind folgende Worte: Tum etiam intueri, cujus ductu auspicioque in ineunda pugna sit: utrum qui audiendus dumtaxat magnificus adhortator sit, verbis tantum ferox, operum militarium expers; an qui et ipse tela tractare, procedere ante signa, versari media in mole pugnae sciat. Facta mea, non dicta vos milites sequi volo, nec disciplinam modo, sed exemplum etiam a me petere, qui hac dextra mihi tres consulatus, summamque laudem peperi [Ihr müßt auch bedenken, unter wessen Leitung und Führung ihr in den Kampf zieht: ob der, der vor euch steht, nur ein guter Redner ist, tapfer mit dem Mund, aber ohne Kriegserfahrung, oder ob er selber mit den Waffen umzugehen versteht, sich an die Spitze des Heeres zu stellen und sich mitten ins Schlachtgetümmel zu werfen versteht. Meinen Taten, nicht meinen Worten, sollt ihr, Soldaten, folgen; ihr sollt von mir nicht nur gute Lehren, sondern auch gute Beispiele bekommen, von mir, der sich mit diesem Arm drei Konsulate und den höchsten Ruhm erworben hat.]

Diese Worte, richtig betrachtet, lehren jeden, wie er sich als Feldherr zu verhalten hat. Wer anders handelt, wird bald die Erfahrung machen, daß der Rang eines Feldherrn, wenn man ihn nur durch Glück oder Ehrgeiz erreicht hat, jedes Ansehen nimmt und keines schafft. Denn nicht der Titel verleiht dem Mann Glanz, sondern der Mann dem Titel.

Wenn große Feldherren schon außerordentliche Mittel anwandten, um den Mut altgedienter Soldaten für den Kampf mit einem unbekannten Feind zu stählen,

so bedarf es noch viel größerer Geschicklichkeit, wenn man ein kampfungewohntes Heer befehligt, das noch nie vor dem Feind gestanden hat. Jagt ein ungewohnter Feind sogar schon einem kampferprobten Heer Schrecken ein, so muß die Furcht, die ein noch unerfahrenes Heer vor jedem Feind erfüllt, noch viel größer sein. Dennoch hat man oft gesehen, daß gute Feldherren alle diese Schwierigkeiten mit höchster Klugheit überwunden haben, wie z. B. der Römer Gracchus und der Thebaner Epaminondas, von denen ich an anderer Stelle berichtete, daß sie mit jungen Truppen alte, geübte Heere geschlagen haben. Die Mittel, die sie anwandten, waren, ihre Soldaten an Gehorsam und Kriegszucht zu gewöhnen und sie einige Monate in Scheingefechten zu üben, von denen sie dann mit größter Zuversicht zum wirklichen Kampf übergingen. Kein Kriegsmann braucht daher zu verzweifeln, sich ein gutes Heer heranbilden zu können, wenn es ihm nur nicht an Leuten fehlt. Denn der Machthaber, der Überfluß an Menschen, aber Mangel an Soldaten hat, darf sich nicht über die Feigheit der Menschen, sondern allein über seine eigene Nachlässigkeit und Unklugheit beschweren.

Notwendig für einen Heerführer ist auch Gelände- und Landeskenntnis. Ohne diese allgemeine und besondere Kenntnis kann kein Feldherr etwas Ordentliches leisten. Wenn aber alle Wissenschaften, um sie vollkommen zu beherrschen, Übung verlangen, so erfordert diese eine besonders große. Man erwirbt sie, oder vielmehr diese

besondere Kenntnis, durch die Jagd besser als durch irgendeine andere Beschäftigung. Darum sagen die alten Schriftsteller, die Helden, die früher die Welt beherrschten, seien in Wäldern und auf der Jagd herangewachsen. Denn die Jagd lehrt außer dieser Kenntnis noch eine Menge anderer zum Kriege notwendiger Dinge.

Nach einem Wort Xenophons ist die Jagd ein Bild des Kriegs. Sie ist daher für Männer hohen Standes eine ehrenvolle und notwendige Beschäftigung. Man kann sich Geländekenntnis nicht bequemer erwerben als durch die Jagd, bei der man die besondere Beschaffenheit der Gegend kennenlernt. Hat man sich aber mit einer Gegend einmal richtig vertraut gemacht, findet man sich leicht auch in anderen Gegenden zurecht, denn alle Länder und Landesteile haben eine gewisse Gleichförmigkeit, so daß der, der ein Land kennt, sich leicht auch im anderen zurechtfindet. Wer aber überhaupt noch keine Geländekenntnis hat, wird sich nur mit Schwierigkeiten und mit großem Zeitverlust in einer Gegend zurechtfinden. Wer aber diese Kenntnis besitzt, übersieht mit einem Blick, wie eine Ebene verläuft, wie ein Berg ansteigt, wo ein Tal kommt und dergleichen Dinge mehr, von denen er sich schon vorher eine zuverlässige Kenntnis erworben hat.

Betrug ist überall schändlich, nur im Krieg ist er lobenswert und rühmlich. Wer den Feind durch List überwindet, wird ebenso gerühmt, wie wenn er ihn mit Gewalt besiegt. Man sieht dies aus dem Urteil der Verfasser von

Lebensbeschreibungen großer Männer, die Hannibal und andere loben, weil diese sich hierin besonders hervorgetan haben. Hierfür gibt es viele Beispiele, ich will daher keines wiederholen – nur das eine möchte ich bemerken, daß ich keinesfalls einen Betrug für rühmlich halte, den man durch Wort- und Vertragsbruch begeht. Man mag sich hierdurch wohl manchmal Land und Herrschaft erwerben, wie ich oben ausgeführt habe, man wird sich aber auf diese Weise nie Ruhm erwerben.
Ich habe hier nur den Betrug im Auge, wodurch man den an sich mißtrauischen Feind hintergeht und worauf eigentlich jede Kriegskunst beruht.

Man soll sein Vaterland verteidigen, einerlei ob mit schimpflichen oder rühmlichen Mitteln. Jede Art von Vaterlandsverteidigung ist gut und richtig.

Wo es um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes geht, darf man nicht überlegen, ob recht oder unrecht, mild oder grausam, löblich oder schändlich. Man muß vielmehr jede Rücksicht beiseitelassen und darf nur die Maßregeln ergreifen, die ihm Leben und Freiheit retten.

Man kann in jeder Lage Ruhm erwerben. Man tut es gewöhnlich durch den Sieg, kann es aber auch bei einer Niederlage tun, wenn man beweist, daß man am ungünstigen Ausgang keine Schuld hat, oder wenn man

gleich danach seine Schuld durch eine tapfere Tat wiedergutmacht.

Es ist nicht schimpflich, Versprechungen zu brechen, die einem aufgezwungen wurden. Erzwungene Versprechungen, die den Staat betreffen, werden, sobald der Zwang aufhört, immer gebrochen, ohne daß der Vertragsbruch eine Schande wäre. Die Geschichte aller Völker gibt uns hierfür mannigfache Beispiele, und jeder Tag zeigt uns neue. Unumschränkte Herren brechen nicht nur erzwungene Versprechungen, sobald der Zwang aufhört, sie halten auch keine anderen Verträge, sobald die Beweggründe wegfallen, die sie zum Abschluß veranlaßt haben. Ob dies lobenswert ist oder nicht, und ob ein Machthaber dies tun soll oder nicht, habe ich in meiner Abhandlung vom „Fürsten" eingehend behandelt [Kap. 18]. Ich werde es daher hier übergehen.

Die in der gleichen Landschaft geborenen Menschen haben im großen und ganzen immer die gleiche Veranlagung.

Kluge Männer pflegen nicht grundlos und zu Unrecht zu sagen, wer die Zukunft voraussehen wolle, müsse die Vergangenheit betrachten, denn alle Begebenheiten dieser Welt haben immer ihr Seitenstück in der Vergangenheit. Dies kommt daher, daß sie von Menschen vollbracht werden, die stets die gleichen Leidenschaften haben oder gehabt haben. Dieselben Ursachen müssen aber notwendig dieselben Wirkungen haben.

Zwar sind die Leistungen der Menschen bald im einen, bald im anderen Land tüchtiger und häufiger, je nach der Erziehung, die den Völkern ihre Besonderheit gibt. Trotzdem ist die Zukunft leicht aus der Vergangenheit zu erkennen. Denn ein Volk behält lange die gleichen Gewohnheiten, da es entweder immer habsüchtig oder immer verschlagen ist oder irgendeine andere schlechte oder gute Eigenschaft hat.

Mit Ungestüm und Kühnheit erreicht man oft, was man mit gewöhnlichen Mitteln nie erreicht hätte.

Wenn ein Machthaber bei einem anderen etwas erreichen will, so darf er ihm, wenn es irgendwie möglich ist, keine Zeit zur Überlegung lassen und muß alles tun, daß der Gebetene die Notwendigkeit eines schnellen Entschlusses einsieht und erkennt, daß Weigerung oder auch nur Aufschub umgehend den gefährlichen Unwillen des Bittenden hervorrufen würde.

In der Schlacht ist es zweckmäßiger, den Angriff des Feindes auszuhalten und dann zum Gegenstoß überzugehen, als gleich mit Ungestüm anzugreifen.

Offenbar hat nicht nur jedes Gemeinwesen die ihm eigentümlichen Gebräuche und Einrichtungen, durch die es

sich von anderen unterscheidet, und bringt härtere oder weichere Menschen hervor. Man findet solche Unterschiede auch bei den einzelnen Geschlechtern eines und desselben Gemeinwesens. Daß dies richtig ist, sieht man überall. Auch Rom gibt hierfür viele Beispiele. So waren die Manlier hart und unbeugsam, die Publicola wohlwollend und volksfreundlich, die Appier ehrgeizig und den Plebejern feindlich gesinnt, und ebenso hatten noch viele andere Familien ihre besonderen Eigentümlichkeiten.

Die Ursache dieser Erscheinung kann nicht allein im Blut liegen, da sich dieses ja durch die verschiedenen Heiraten ändert, sie muß vielmehr von der Verschiedenheit der Erziehung in den einzelnen Familien herrühren. Denn es kommt viel darauf an, ob ein Knabe von frühester Jugend an ständig Gutes oder Schlechtes von einer Sache reden hört. Hierdurch entstehen notwendig Eindrücke, die seinem Verhalten in jedem Lebensalter die Richtung geben.

Ein guter Bürger muß aus Vaterlandsliebe persönliche Beleidigungen vergessen.

Ein Feldherr darf einem offensichtlichen Fehler des Feindes nie trauen. Denn immer wird eine List dahinterstecken, da die Menschen vernünftigerweise nicht völlig unvorsichtig sind. Allerdings verblendet sie das Verlangen zu siegen häufig so sehr, daß sie nur das sehen, was für sie vorteilhaft scheint.

Um einer Republik die Freiheit zu erhalten, bedarf es jeden Tag neuer Maßnahmen.

Wie ich schon früher gesagt habe, treten in einem großen Gemeinwesen mit Notwendigkeit täglich Vorfälle ein, die des Arztes bedürfen. Je gewichtiger diese sind, desto klüger muß der Arzt sein, den man aufsucht. Nirgend aber gab es so merkwürdige und unvorhergesehene Vorfälle wie in Rom.

Wenn wir nicht schon aus zahllosen Proben die Größe und Durchschlagskraft dieser Republik kennen würden, so würden wir sie aus der Art der Strafen ersehen, die sie ihren Verbrechern auferlegte. Sie zögerte nicht, gelegentlich eine ganze Legion und eine ganze Stadt zum Tode zu verurteilen und acht- bis zehntausend Menschen unter außerordentlich harten Bedingungen zu verbannen, die sonst kaum von einem, geschweige denn von so vielen eingehalten werden. So erging es den Soldaten, die das Unglück hatten, bei Kannä geschlagen zu werden. Man verbannte sie nach Sizilien, wobei sie sich in keiner Ortschaft niederlassen durften und stehend ihre Mahlzeiten einnehmen mußten.
Von allen Strafen aber war die schrecklichste das Dezimieren der Heere, wo, vom Los bestimmt, jeder zehnte Mann im ganzen Heer sterben mußte. Man konnte zur Züchtigung einer unbestimmten Zahl von Menschen keine abschreckendere Strafe ersinnen. Denn wenn eine unbestimmbare Menge von Menschen gemeinsam ein Verbrechen begeht und der Urheber unbekannt ist, so kann man nicht alle strafen, weil ihrer zu viele sind. Würde

man aber einen Teil bestrafen und die übrigen frei ausgehen lassen, so würde man den Bestraften unrecht tun und die Unbestraften zu neuen Verbrechen ermutigen. Wird dagegen der zehnte Teil durch das Los zum Tode bestimmt, den an sich alle verdient haben, so beklagt sich der, den die Strafe trifft, über das Schicksal, und wer straflos ausgeht, fürchtet, die Strafe könne ihn ein anderes Mal treffen, und hütet sich künftig vor einer Verfehlung.

Obgleich gewöhnliche Verbrechen üble Folgen für eine Republik haben, sind sie für sie doch nicht tödlich, da man fast immer Zeit hat, sie auszumerzen. Bei Staatsverbrechen aber hat man keine Zeit, denn diese richten einen Staat zugrunde, wenn nicht ein kluger Mann dagegen einschreitet.
In Rom waren durch die Freigebigkeit, mit der das Bürgerrecht an Fremde verliehen wurde, so viel neue Geschlechter hinzugekommen, daß sich bei deren großem Anteil an den Wahlen die Regierung zu verändern begann, in andere Hände geriet und von den gewohnten Grundsätzen abwich. Als dies Quintus Fabius, der damals Zensor war, wahrnahm, teilte er alle neuen Leute, von denen dieser Mißstand herrührte, in vier Wahlbezirke, damit sie, auf so kleinen Raum beschränkt, nicht ganz Rom verderben konnten. Fabius hatte das Übel richtig erkannt und kaltblütig das geeignete Mittel dagegen angeordnet. Das Vaterland aber war ihm dafür so dankbar, daß er den Beinamen Maximus erhielt.

ERLÄUTERUNGEN

Achäer, bei Homer alle Griechen, die am Trojanischen Krieg beteiligt waren, in historischer Zeit die Bewohner der Landschaft Achäa an der Nordküste der Peloponnes. Diese Achäer gründeten, nachdem Athen und Sparta machtlos waren, 280 v. Chr. mit Athen und den bedeutendsten Städten der Peloponnes den Achäischen Bund gegen die mazedonische Herrschaft über Griechenland. Die Mitglieder des Bundes blieben selbständig und übertrugen nur die äußere Politik der Bundesversammlung als höchster Instanz, die auch über Krieg und Frieden zu entscheiden hatte. Militärischer Leiter war ein gewählter Strateg.

Ackergesetz, das in der gesamten Geschichte Roms heftig umkämpfte und wiederholten Wandlungen unterworfene Gesetz für eine gerechte Verteilung von Grund und Boden. Es sollte durch Aufteilung des Großgrundbesitzes die Not des Bauernstandes lindern und damit zugleich die Wehrkraft der Bevölkerung heben.

Agathokles, 318–289 v. Chr., ein angeblich aus niederem Stande stammender Truppenführer, der sich in den Kämpfen von Syrakus gegen die sizilischen Griechenstädte auszeichnete, sich mit Geschick und Skrupellosigkeit zum Tyrannen von Syrakus aufschwang und 307 sogar den Königstitel annahm. Da er auch in der Außenpolitik eine glückliche Hand hatte und Syrakus zu großer Macht brachte, galt er später den Menschen der Renaissance als Typus des großen und erfolgreichen Gewaltherrschers.

Antiochus (III., der Große), 223–187 v. Chr., König von Syrien aus dem Hause der Seleukiden, ein erfolgreicher und hochbegabter, aber grausamer und gewissenloser Herrscher, kam auf seinen Kriegszügen bis nach Indien, eroberte Kleinasien und Griechenland, wurde

aber 190 bei Magnesia am Sipylos von den Römern unter Führung des Konsuls L. Scipio vernichtend geschlagen.

Appius Klaudius, wurde 451 und 450 v. Chr. zum Dezemvir gewählt, warf sich zum Gewaltherrscher auf, wurde aber samt seinen Amtskollegen durch einen Volksaufstand der Plebejer gestürzt und beging im Gefängnis Selbstmord.

Ätoler, Bewohner der Landschaft Ätolien im Westen Mittelgriechenlands, schlossen zur selben Zeit und unter ähnlichen Bedingungen wie die Achäer einen Bund mit anderen Städten und Landschaften.

Augurn, römische Priester, die mit Hilfe der Auspizien den Willen der Götter zu erforschen hatten.

Auspizien, die vor jeder wichtigen Unternehmung und jedem Staatsakt von den Augurn angestellten Beobachtungen des Fluges, Fressens und Geschreis von Vögeln, um daraus zu weissagen.

Brutus, Markus Junius, 85–42 v. Chr., römischer Republikaner und Teilnehmer an der Verschwörung, der am 15. März 44 Cäsar erlag.

Brutus, Luzius Junius, sagenhafter Befreier Roms von der Königsherrschaft um 509 v. Chr., soll als Gründer der Republik und ihr erster Konsul seine Söhne, als sie seinen Befehlen zuwiderhandelten, selbst vor Gericht gestellt und auch ihrer Hinrichtung beigewohnt haben. Den Beinamen Brutus (= Dummkopf) soll er erhalten haben, weil er sich blödsinnig stellte und dadurch den letzten der Könige, seinen Oheim Luzius Tarquinius Superbus, über seine wahren Absichten täuschte.

Buondelmonti, Zanobi, ein Freund Machiavellis und Mitglied der „Orti Oricellarii", mußte wegen seiner Teilnahme an der Verschwörung gegen die Medici nach dem Tode Papst Leos X. 1522 fliehen, kehrte nach der Vertreibung der Medici 1527 nach Florenz zurück und stand in der Republik in hohem Ansehen.

Corvus s. Valerius.

Curtius, Quintus C. Rufus, verfaßte um 50 n. Chr. eine „Geschichte Alexanders des Großen" in zehn Büchern.

Darius (III.), 336–330 v. Chr., Perserkönig, wurde 333 bei Issos von Alexander d. Gr. geschlagen und endete durch Mord.

Dezemvirn, „Zehnmänner", ein von Fall zu Fall gewählter und mit besonderen Vollmachten ausgestatteter Ausschuß von 10 Männern. Am bekanntesten sind die letzten 451 v. Chr. zur Aufzeichnung des geltenden Landrechts auf zehn Gesetztafeln erwählten Dezem-

virn, zu denen Appius Klaudius gehörte.

Diktator, Titel des römischen Beamten, der in größter Kriegsgefahr durch die Konsuln gewählt wurde und dann alle Machtmittel in seiner Hand vereinigte. Er durfte für seine Handlungen nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Seine Amtszeit war auf höchstens sechs Monate befristet.

Dionys (Dionysios der Jüngere), 367–344 v. Chr., Tyrann von Syrakus, herrschte, ohne politische Fähigkeiten und persönlich ausschweifend, mit größter Grausamkeit, bis er mit Hilfe des korinthischen Republikaners Timoleon von seinen Untertanen gestürzt wurde. Er soll dann Schulmeister in Korinth gewesen sein.

Epaminondas, trat nach der Vertreibung der Spartaner 379 v. Chr. mit Pelopidas an die Spitze Thebens, reorganisierte das thebanische Heer und begründete die thebanische Vorherrschaft. Er besiegte die Spartaner bei Leuktra 371 und fiel in der ebenfalls siegreichen Schlacht bei Mantineia 362. Nach seinem Tode zerfiel der von ihm geschaffene böotische Bundesstaat.

Etrusker, ein wahrscheinlich nicht indogermanischer Volksstamm mit eigener Sprache und Kultur, bewohnte die mittelitalische Landschaft Etrurien (Tuscia, das heutige Toskana), das politisch ein loser Staatenbund von 12 Städten war, an deren Spitze Adlige standen. Die Blütezeit ihrer Macht fällt in die Jahre 600–475 v. Chr., als sie sich über den größten Teil Oberitaliens und Kampaniens ausdehnte und wiederholt Rom beherrschte. Von den Karthagern, den sizilischen Griechen und den Samniten aus Süditalien, von den Kelten aus Oberitalien verdrängt, gerieten sie schließlich als machtlose Bundesgenossen unter römische Herrschaft.

Fabius, Quintus F. Rullianius, als Konsul und Diktator im Krieg gegen Etrusker und Samniten erfolgreich, sorgte 304 v. Chr. als Zensor dafür, daß in die Tribus (städtische Bezirke) keine landfremden Elemente mehr aufgenommen wurden, was unter Appius Klaudius in großem Umfange geschehen war.

Fabius Maximus, mit dem Beinamen Cunctator (der Zauderer), führte als Diktator nach der Niederlage am Trasimenischen See (217 v. Chr.) den Abwehrkrieg gegen Hannibal so, daß er jeder Schlacht auswich und die Karthager durch kleinere Gefechte und Abschneiden der Zufuhr zu zermürben suchte. Nach seinem Rücktritt gaben die Römer seine Taktik auf und wurden von Hannibal

in offener Feldschlacht bei Kannä vernichtend geschlagen.

Ferdinand von Aragonien, 1479–1516 König von Aragon, vereinigte durch Heirat mit Isabella von Kastilien beide spanischen Königreiche.

Galba, Servius Sulpizius, wurde als Legat in Spanien infolge der allgemeinen Empörung gegen Nero im Jahre 68 n. Chr. von den dortigen Legionen zum Kaiser ausgerufen, aber schon im folgenden Jahr von den durch seine Milde und Sparsamkeit enttäuschten Prätorianern ermordet.

Gracchen. Die Brüder Tiberius Sempronius und Gajus Sempronius Gracchus, 133 bzw. 123–122 v. Chr. Volkstribunen, suchten durch eine Reihe von sozialen Maßnahmen, besonders durch Aufteilung des Großgrundbesitzes, Verbilligung des Getreides und Ansiedlung Vermögensloser in Kolonien, die Not des niederen Volkes zu lindern.

Gracchus, ein anderer Tiberius Sempronius aus dem Geschlecht der Gracchen, schlug mit einer nach der Niederlage von Kannä aus Sklaven gebildeten Legion 214 v. Chr. Hanno, einen Unterfeldherrn Hannibals, bei Benevent.

Hanno, ein wenig erfolgreicher karthagischer Feldherr im Sklavenkrieg (241–238 v. Chr.), war im 2. Punischen Krieg Gegner von Hannibals Angriffspolitik und nach dessen Niederlage bei Zama 202 v. Chr. Führer der karthagischen Friedensdelegation.

Herodes (der Große), in dessen Regierungszeit die Geburt Jesu fiel, wurde von Antonius 37 v. Chr. zum König von Judäa erhoben. Er mußte seine Machtstellung mit tyrannischer Härte gegen die angesehenen Familien des Landes verteidigen; so ließ er aus Argwohn seine Schwiegermutter, seine Frau Mariamne und deren drei Söhne töten.

Hieron (I., der Ältere), Tyrann von Gela und Herrscher von Syrakus (478–467 v. Chr.), zog als mächtigster Fürst Siziliens und freigebiger Beschützer der Künste die berühmtesten Dichter seiner Zeit an seinen Hof. Berühmt sind die Lieder Pindars auf seine Siege in Olympia.

Kannä (Cannae), Ort in Apulien (Süditalien), in dessen Nähe Hannibal 216 v. Chr. das zahlenmäßig weit überlegene römische Heer durch eine beiderseitige Umfassung vernichtend schlug.

Kapua, im Altertum wegen ihrer Üppigkeit berühmte römische Stadt, fiel 216 v. Chr. von Rom ab und nahm Hannibal auf, dessen Soldaten hier angeblich verweichlichten.

Kassius, Cajus K. Longinus, der „letzte Römer", mit Brutus

Führer der Verschwörung gegen Cäsar, der ihn, den ehemaligen politischen Gegner, im Glauben an seine Treue zum Prätor gemacht hatte. Nach der Schlacht bei Philippi 42 v. Chr. glaubte er, auch Brutus sei geschlagen, und stürzte sich in sein Schwert.

Klearchos, 363–352 v. Chr., Tyrann in Herakleia, einer Stadt in Bithynien an der kleinasiatischen Küste des Schwarzen Meeres, ging in seiner Selbstverherrlichung so weit, daß er sich von seinen Untertanen als Zeus verehren ließ.

Kyros (der Große), † 529 v. Chr., Gründer und erster selbständiger König des persischen Weltreiches. In Xenophons „Kyropädie", einem politisch-pädagogischen Tendenzroman über Jugend und Erziehung des Kyros, erscheint dieser als Inbegriff eines klugen und humanen Herrschers.

Latiner, Bewohner der italischen Landschaft Latium. Nach dem Latinerkrieg lösten die Römer den latinischen Städtebund auf (338 v. Chr.), und die einzelnen Städte wurden bevorzugte römische Bundesgenossen.

Livius, Titus römischer Geschichtsschreiber 59 v. Chr. bis 17 n. Chr., Freund des Kaisers Augustus, verfaßte eine „Geschichte Roms" in 142 Büchern, von denen nur 35 vollständig erhalten sind, darunter die ersten 10 Bücher (von der Gründung Roms bis zum Jahre 293 v. Chr.), die Macchiavelli seinen „Discorsi" zugrunde gelegt hat. – Livius kam es weniger auf historische Treue als vielmehr auf idealisierende Darstellung und Verherrlichung der alten Römertugend an.

Marius, Gajus, römischer Staatsmann und Feldherr, 156 bis 86 v. Chr., schlug die Kimbern und Teutonen 102 bei Aquä Sextiä und Vercellä 101 und wurde, da er damit die schwere Bedrohung Roms endgültig beseitigt hatte, als der „dritte Gründer Roms" gefeiert. Daneben hatte er große Verdienste um die römische Heeresorganisation (Einführung der Söldnerheere) und die Ausbildung aller Truppengattungen.

Markus, der Apostel, ist der Schutzheilige Venedigs.

Markus Regulus, Konsul im 1. Punischen Krieg, landete mit einem römischen Heer in Nordafrika, wurde aber nach anfänglichen Erfolgen 255 v. Chr. von den Karthagern gefangen.

Maximin (-ius) Thrax, Gajus Julius, ein ungebildeter Thraker, aber tüchtiger Offizier, wurde 235 n. Chr. von den

germanischen Legionen zum Kaiser ausgerufen.

Peisistratos, ein Athener von altem Adel und radikaler Demokrat, besetzte in den Ständekämpfen 560 v. Chr. die Burg von Athen und wurde Tyrann. Zweimal vertrieben, kehrte er jedesmal zurück und regierte bis zu seinem Tode (528). Seine Fürsorge galt besonders dem Mittelstand und dem niederen Volk. Er begründete Athens kulturelle und wirtschaftliche Vormachtstellung.

Perseus von Mazedonien, der letzte Mazedonierkönig (seit 178 v. Chr.), wurde 168 bei Pydna geschlagen, ergab sich den Römern, die ihn in Rom im Triumphzug mitführten, und starb 167 einsam in der Gefangenschaft.

Pertinax, Helvius, geb. 126 n. Chr. als Sohn eines ligurischen Textilindustriellen, zeichnete sich als General und höherer Verwaltungsbeamter in römischen Diensten aus und wurde 193 von den Prätorianern zum Kaiser ausgerufen, aber noch im gleichen Jahr von ihnen ermordet.

Phalaris, machte sich 565 v.Chr. zum Herrn von Agrigent, indem er als Bauunternehmer des Zeustempels auf der Burg diese befestigte und mit seinen Arbeitern über die Bevölkerung herfiel und fast alle Männer töten ließ. 549 wurde er bei einem Aufstand erschlagen.

Philipp (II.) von Mazedonien, 383–336 v. Chr., der Begründer der Größe Mazedoniens, reorganisierte das Heer, von dem er 359 zum König ausgerufen wurde. Die ihm bei seinen erfolgreichen Kriegszügen zugefallenen Reichtümer verwandte er zur Bestechung seiner Gegner. Während der Vorbereitungen zum griechisch-mazedonischen Nationalkrieg gegen die Perser wurde er von einem Offizier seiner Leibwache aus Privatrache ermordet. Sein Nachfolger wurde sein Sohn: Alexander der Große.

Plebejer, die zur Plebs zählende Masse der römischen Bürger, vorwiegend Kleinbauern, Handwerker und Kaufleute. Sie standen meistens im Gegensatz zu den Adligen, den Patriziern, ihre alten Familien bildeten aber zeitweise zusammen mit den Patriziern die herrschende Klasse. Der Rest und die aus Not landflüchtigen Kleinbauern bildeten das städtische Proletariat.

Provveditore (= Verweser), hoher Würdenträger der Republik Venedig, besonders Statthalter einer Provinz.

Quintus Fabius s. Fabius, Quintus.

Ruccelai, Cosimo florentinischer Bürger (1495–1520), Ei-

gentümer der „Orti Oricellarii" und besonderer Freund Macchiavellis.

Samniter, italischer Volksstamm, bewohnten das Gebirge nördlich von Kampanien, später auch dieses. Wurden in drei „Samniterkriegen" zwischen 343 und 290 v. Chr. von den nach Süden vordringenden Römern bekämpft und endlich unterworfen, 82 v. Chr. von Sulla völlig vernichtet und als Stamm ausgetilgt.

Scipio. 1. Publius Kornelius Sc. Afrikanus (der Ältere), 235 bis 183, Liebling des römischen Volkes, erhielt bereits 211 den Oberbefehl in Spanien, dessen Unterwerfung er vollendete, griff 204 die Karthager in Afrika an und schlug Hannibal 202 bei Zama. Er war 205 und 194 Konsul, nahm als Legat am syrischen Feldzug seines Bruder Luzius gegen Antiochus teil und zog sich gekränkt ins Privatleben zurück, als man von ihm Rechenschaft über die syrische Beute verlangte. – 2. Luzius Kornelius Sc., Bruder des vorigen, war 190 v. Chr. als Konsul Oberbefehlshaber gegen Antiochus, den er bei Magnesia schlug.

Severus, Septimius, 146–211 n. Chr., geboren in Lybien, war er 193 römischer Oberbefehlshaber an der Donau, als er nach der Ermordung des Pertinax von den Legionen zum Kaiser ausgerufen wurde. Er löste die Prätorianergarde auf, besiegte seine Gegenkaiser, warf die Perser nieder, eroberte Ktesiphon und starb auf einem Zug nach Schottland. Er förderte die Rechtspflege, sorgte für Heer und Veteranen und verminderte den Einfluß des Senats und die Bedeutung Italiens für das römische Reich.

Sulla, Luzius Kornelius, römischer Staatsmann und Feldherr (138–78 v. Chr.), als Führer der Aristokraten Gegenspieler des Marius, unter dem er erfolgreich in Afrika und gegen die Kimbern und Teutonen kämpfte. Nachdem er den 1. Mithradatischen Krieg (88–84 v. Chr.), in dem er statt Marius vom Senat den Oberbefehl erhielt, glücklich geführt, Rom erobert und die Etrusker und Samniten ausgerottet hatte, rächte er sich mit größter Härte an den in den Bürgerkriegen gegen ihn kämpfenden Anhängern des Marius, die er zu Tausenden ächten oder abschlachten ließ. Als Diktator sicherte er durch Gesetze die Herrschaft des Senats gegen die Tribunen und das Volk.

Tribun, Beamter im republikanischen Rom, ursprünglich Vorsteher eines Stadt- und Wahlbezirks, später Bezeichnung für verschiedene Beamte. Volkstribunen wurden von den

Plebejern zum Schutze der Volksrechte gegen die Patrizier gewählt, während diese Militärtribunen wählten, um damit die Wahl plebejischer Konsuln zu verhindern. Die Tribunen hatten Einspruchsrecht gegen alle Handlungen der höheren Beamten, sogar des Senats, und konnten in von ihnen einberufenen Volksversammlungen gültige Beschlüsse fassen.

Vailà (Agnadello), Ort in Oberitalien, in dessen Nähe die Venezianer 1509 von dem Heer der Liga von Cambrai (s. Einleitung) geschlagen wurden, worauf sie Cremona, Ravenna und ihren übrigen Festlandbesitz einbüßten.

Valerius Corvus (Markus Valerius Corvinus), dreimal Konsul, zeichnete sich als Feldherr im 1. Samniterkrieg (343–341 v. Chr.) aus.

Veji, einer der mächtigsten der 12 etruskischen Stadtstaaten, im Süden Etruriens gelegen, wurde wiederholt von den Römern belagert und erobert.

QUELLEN UND SCHRIFTTUM

Der Übersetzung lagen zugrunde die italienischen Ausgaben:

Opere di Niccolò Machiavelli, Cittadino e Segrettario Fiorentino. Edizione Prima Veneta 1811, und

Opere Complete di Niccolò Machiavelli, con molte correzioni e giunte, nonche un cenno bibliographico e critico. Napoli 1877.

Von älteren deutschen Ausgaben wurden benutzt:

Niccolò Machiavelli: Discorsi. Politische Betrachtungen über alte und italienische Geschichte. Verdeutscht und eingeleitet von F. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin 1922, und

Niccolò Machiavelli: Gesammelte Schriften. Übersetzt von Johs. Ziegler und F. N. Baur, herausgegeben von Hans Floerke. 5 Bände. München 1925.

Von dem umfangreichen Schrifttum über Machiavelli und seine Zeit sind besonders zu nennen:

Jakob Burckhardt: Die Kultur der italienischen Renaissance. 18. Auflage. (Kröners Taschenausgabe) Leipzig 1928.

Joh. Gottlieb Fichte: Über Machiavell, als Schriftsteller und Stellen aus seinen Schriften. (In: Fichtes staatsphilosophische Schriften, hrsg. von Hans Schulz und Reinhard Strecker.) Leipzig 1919.

Hans Freyer: Machiavelli. Leipzig 1938 (Meyers kleine Handbücher 13).

Ernesto Grassi: Gedanken zum Dichterischen und Politischen. Berlin 1940.

Hans E. Kinck: Machiavelli. Seine Geschichte und seine Zeit. Basel 1938.

Friedrich Meineckes Einführung zu E. Merian-Genasts Übersetzung von „Der Fürst und andere kleinere Schriften", Berlin 1923.

D. Erskine Muir: Machiavelli. Ein Mann und seine Zeit. Stuttgart 1939.

Benito Mussolini: Preludio all Machiavelli. In: „Scritti e Discorsi di B. M.", Mailand 1933 ff., Bd. IV.

Giuseppe Prezzolini: Das Leben Niccolò Machiavellis. Dresden 1929.

II. 02816

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Kröners Taschenausgabe

Verzeichnis nach Nummern

Alphabetisches Register s. S. 49)

ERNST HAECKEL / Die Welträtsel

Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie.
Mit 4 Abbildungen. XX u. 260 S. RM 2.75 *(1)*

Haeckel selbst hat diese allgemeinverständliche Taschenausgabe seines weltberühmten Hauptwerkes geschaffen, das als die große Zusammenfassung seiner Lehre von der Stofflichkeit alles Lebens und der Beseeltheit der Materie zu einem einheitlichen Weltbild bedeutsam an der Schwelle unseres Jahrhunderts steht. Mit seiner anregenden Kraft und klärenden Eindringlichkeit ist es auch heute noch in unserem Denken mächtig.

EPIKTET / Handbüchlein der Moral und Unterredungen

Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Heinrich Schmidt.
124 S. RM 1.35 *(2)*

Diese aus der Antike überlieferte Sammlung von Weisheiten und Lebensregeln des griechischen Philosophen, der als Stoiker von tiefer Religiosität das Heil des Menschen in seiner Gottverwandtschaft erkannte, hat ihre Bedeutung als echtes und rechtes Trostbüchlein durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt.

MARC AUREL / Selbstbetrachtungen

Neu übertragen und eingeleitet von Prof. Dr. Wilhelm Capelle.
Mit Bildnis. XL u. 204 S. RM 2.– *(4)*

Das klassische Buch des „Philosophen auf dem Kaiserthron", das die Ruhe und Unbescholtenheit der Seele gegen alle Anfechtungen des Tages bewahren lehrt, ist seit jeher eines der meistgelesenen Werke der Weltliteratur. Es ist hier meisterhaft übertragen und durch eine Einleitung bereichert, welche den historischen Hintergrund des Werkes lebendig verdeutlicht.

SENECA / Vom glückseligen Leben

Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Heinrich Schmidt. Mit Bildnis. XIV u. 192 S. RM 1.75 (5)

L. Annaeus Seneca, Erzieher und Ratgeber des römischen Kaisers Nero, als dessen unschuldiges Opfer er sich im Jahre 65 n. Chr. selbst den Tod geben mußte, hat in zahlreichen Briefen und Schriften, die hier zusammengefaßt sind, seine stoische Lebensauffassung niedergelegt. Seine ebenso geistreichen wie tiefgründigen Darlegungen erweisen ihn als Moralphilosophen von überzeitlicher Geltung, dessen Lebensweisheit und kluger Rat trösten und beglücken.

SAMUEL SMILES / Der Charakter

Deutsch von Prof. Heinrich Schmidt. Mit Bildnis. 211 S. RM 1.80 (7)

In England sind diese berühmten Essays eines Arztes schon längst Volksbuch geworden, mit dem man die Jugend zu Wahrhaftigkeit und Pflichtgefühl, Fleiß, Mut, Selbstbeherrschung und Lebensart erzieht. Sie sind darum gerade für uns Deutsche aufschlußreich zu lesen und ein Buch von praktischem Nutzen für das Leben.

Gracians Handorakel und Kunst der Weltklugheit

Deutsch von Arthur Schopenhauer. Mit einer Einleitung von Geh. Rat Prof. Karl Voßler. Mit Bildnis. XVII u. 138 S. RM 1.60 (8)

Diese berühmten Sentenzen des spanischen Jesuitenpaters, den Schopenhauer selbst seinen Lieblingsschriftsteller genannt hat, bilden in der lebendigen und flüssigen Übertragung des großen Deutschen ein einzigartiges und in seiner männlich-kühnen Haltung unvergängliches Vademekum der Weltklugheit.

HERBERT SPENCER / Die Erziehung

intellektuell, moralisch und physisch. *Deutsch von Prof. Heinrich Schmidt. Mit Bildnis. XV u. 178 S. RM 1.60* (9)

Die in ihrer Art klassischen pädagogischen Abhandlungen des letzten großen englischen Philosophen vertreten das Erziehungsideal, die Menschen im Einklang mit der Natur und in Kenntnis der gesellschaftlichen Gegebenheiten zu freien Persönlichkeiten heranzubilden, die „rechtwinklig gebaut sind an Leib und Seele". Besonders für Eltern und Erzieher ist Spencers Büchlein eine Fundgrube pädagogischer Weisheiten.

KARL HEINEMANN / Die deutsche Dichtung

Grundriß der deutschen Literaturgeschichte. *Neuauflage in Vorbereitung.* *(10)*

Diese seit Jahrzehnten berühmte und weitverbreitete Literaturgeschichte hat sich dank ihrer übersichtlichen Gliederung und fesselnden Darstellung auch als bevorzugtes Handbuch für Lehrer und Lernende bewährt. Für den im Jahre 1927 verstorbenen Verfasser ist der Frankfurter Literarhistoriker Prof. Dr. Franz Schultz eingesprungen, dessen wissenschaftlicher Ruf für den Wert seiner Neufassung bürgen.

Epikurs Philosophie der Lebensfreude

Von Prof. Heinrich Schmidt. VIII u. 111 S. RM 1.60 *(11)*

Dieser Band fügt alles Wesentliche an Zeugnissen über die weltphilosophische Persönlichkeit des großen Seelenbeschwichtigers zusammen und läßt die Lehre Epikurs, die schon bald nach seinem Tode und bis in unsere Tage den gröbsten Mißverständnissen ausgeliefert war, in ihrer ursprünglichen Reinheit erkennen als eine Lebensreligion von großartiger Tiefe und edler Menschlichkeit.

GOETHE / Faust

Der Tragödie erster und zweiter Teil mit Urfaust

Eingeleitet von Dr. R. Buchwald. XIX u. 375 S. RM 2.25 *(12)*

Goethes mächtigste und tiefste Dichtung, die sein ganzes unvergleichlich reiches Leben durchzieht, wird hier samt der Urfassung in einer preiswerten, aber geschmackvoll und würdig ausgestatteten Ausgabe dargeboten, nebst einem einführenden Essay „Goethes Faustdichtung 1790–1940" aus berufenster Feder.

HEINRICH SCHMIDT / Philosophisches Wörterbuch

Neuauflage in Vorbereitung *(13)*

Vollständigkeit und Gründlichkeit, treffsichere und anschauliche Definitionen der philosophischen Begriffe und klare Darstellung der Lehren – darin liegt der besondere Wert dieses seit einem Vierteljahrhundert bewährten Wörterbuches. Auch in der neuen, 10. Auflage, die wiederum dem neuesten Stande der Wissenschaft und der Entwicklung auf allen Gebieten der Philosophie entspricht, wird dieser Band als gern gebrauchtes Rüstzeug für Gebildete und Laien seine führende Stellung behaupten.

SCHOPENHAUER / Aphorismen zur Lebensweisheit

Herausgegeben von Rudolf Marx. Mit Bildnis. XXXVI u. 293 S. RM 2.– *(16)*

Nirgends kommen wir der menschlichen Erscheinung Schopenhauers so nahe wie hier, wo der weltkluge Philosoph die Erfahrungen seines Lebens und seine Einsichten über Lebenssinn und Lebensführung zusammenfaßt zu einem geistvollen Rezeptbuch der Lebensweisheit. Eines der nutzbringendsten Bücher der Welt!

WILHELM WUNDT / Die Nationen und ihre Philosophie

Mit Bildnis und Einführung. 163 S. RM 2.25 *(18)*

Der große Psychologe, der das Gesamtgebiet der Philosophie und Psychologie beherrschte wie keiner nach ihm, gibt hier eine meisterhafte Schilderung des Geistes der großen europäischen Völker und ihrer Seelengeschichte vom Mittelalter bis zum Weltkrieg. Eine einzigartige Einführung in das völkerpsychologische Denken.

ERNST HAECKEL / Die Lebenswunder

Gemeinverständliche Studien über biologische Philosophie.

Mit Bildnis. X u. 375 S. RM 2.70 *(22)*

Dieser Band ist eine glückliche Ergänzung zu den „Welträtseln", indem Haeckel hier ausführt, was dort nur angedeutet werden konnte, und eine Hauptfrage gesondert behandelt: das Leben. Ursprung und Wesen, seine Gestaltung, die mannigfachen Lebensvorgänge und sein Ende werden im Zusammenhang dargestellt.

KARL HEINEMANN / Lebensweisheit der Griechen

Mit 3 Bildnissen. 166 S. RM 1.35 *(23)*

Eine Sammlung von Sentenzen griechischer Denker und Dichter der klassischen und nachklassischen Zeit, die Einblick gibt in die überwältigende Fülle unvergänglicher Gedanken und sich zusammenschließt zu einer tiefen und wahrhaft frommen Lebensweisheit. Diese Auswahl aus den Werken von 40 griechischen Dichtern und Denkern der klassischen und nachklassischen Zeit, von denen viele sogar mit mehreren Werkproben vertreten sind, gewährt einen unmittelbaren Einblick in die Fülle und Vielfalt der Persönlichkeiten und Gedanken, die der Begriff „Antike" für uns umschließt. Denn in den mit großer Kenntnis und feinem Takt ausgewählten Stellen klingen die Fragen an, die der antike Mensch im Laufe der Jahrhunderte an die Gottheit und das Leben stellte, und wir ahnen, was Goethe meinte, als er urteilte: „Von allen Völkern haben die Griechen den Traum des Lebens am schönsten geträumt."

BARUCH DE SPINOZA / Die Ethik

Deutsch von Carl Vogl. Mit Bild. XXXII u. 274 S. RM 2.50 (24)

Die „Ethik" ist das Hauptwerk des von seinen Rassegenossen verstoßenen jüdischen Philosophen, dessen Lehre von der All-Einheit, von Herder und Goethe ins Deutsche und Mystische übertragen, besonders auf Schelling, Schleiermacher und Hegel gewirkt hat.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS

Der alte und der neue Glaube

Ein Bekenntnis. *Mit einer Einleitung von Lic. theol. Hans-Georg Opitz. Mit Bildnis. XXIV u. 290 S. RM 2.25 (25)*

Die Wirkung dieser Schrift des berühmten Theologen war ungeheuer, und ihre Bedeutung zeigt sich gerade in der Gegenwart immer wieder aufs neue. Strauß durchstreift alle Bezirke des geistigen und religiösen Lebens und beantwortet die Frage: Sind wir noch Christen? mit einem sicheren und wohlbegründeten Nein, das auch uns Heutige zu einer Auseinandersetzung mit ihm zwingt.

LUDWIG FEUERBACH / Die Unsterblichkeitsfrage

vom Standpunkt der Anthropologie. *Eingeleitet von Prof. Lic. theol. Dr. Kurt Leese. Mit Bild. XII u. 155 S. RM 1.80 (26)*

Feuerbach wendet sich hier, wie nach ihm Nietzsche, gegen einen Jenseitsglauben, der den Menschen der Erde und seinen mit ihr verbundenen Aufgaben untreu und abwendig machen will. Er hat Nietzsches Botschaft: „Bleibt der Erde treu, meine Brüder!" vorweggenommen und leidenschaftlich verkündet. Seine tiefgründige und geistvolle Kritik, diktiert von dem Pathos der Lebenserhöhung und Lebensbereicherung, besitzt darum gerade in der Gegenwart stärkste Bedeutung.

LUDWIG FEUERBACH / Das Wesen der Religion

Eingeleitet von Prof. Lic. theol. Dr. Kurt Leese. Mit einem Bildnis. XI u. 343 S. RM 2.50 (27)

Diese dreißig Vorlesungen aus den Jahren 1848/49 haben als Kampfschrift klassische Bedeutung erlangt und weittragende Wirkungen auch auf Richard Wagner und Nietzsche ausgeübt. Es ist die klare Absage an eine Religion, die dazu mißbraucht werden konnte, das menschliche Sein zu entrechten. Der überzeitliche Wert dieser geistvollen philosophischen Kritik liegt, wie die Einleitung verdeutlicht, in dem Zwang zu heilsamer Selbstprüfung.

CHARLES DARWIN / Die Abstammung des Menschen

Deutsch von Prof. Heinrich Schmidt. Mit Bildnis. XXVI u. 347 S. RM 2.75 *(28)*

Darwins Abstammungslehre hat den Anstoß gegeben zu einer auch heute noch nicht abgeschlossenen Umwertung aller Werte, nicht nur im Bereich der Naturwissenschaft, sondern der gesamten praktischen und theoretischen Philosophie. Niemand sollte über Darwin und den „Darwinismus" urteilen, ohne diese vorzüglich erläuterte Ausgabe seines Hauptwerkes gelesen zu haben.

HARTMANN / Gedanken über Staat, Politik, Sozialismus

Zusammengestellt von Alma von Hartmann. Mit Bildnis. X u. 164 S. RM 2.– *(29)*

Es ist ein wirkliches Verdienst der Gattin des Philosophen Eduard von Hartmann, aus seinen Werken die Sammlung zusammengestellt zu haben, die weiter greift, als der Titel vermuten läßt. Der Philosoph des „Unbewußten" erscheint hier mit einer auf die Wirklichkeit angewendeten Weisheit und einer Aufgeschlossenheit für alle Dinge, die hoffen läßt, daß seine gerade in letzter Zeit wieder wachsende Würdigung sich weiterhin steigern wird.

FRIEDRICH NIETZSCHE / Worte für werdende Menschen

Eine Einführung in seine Werke von Prof. Dr. Walter von Hauff. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Bildnis. 160 S. RM 2.– *(30)*

Von den großen Denkern der Vergangenheit hat keiner der jungen Generation so viel zu sagen wie Nietzsche, denn er ist überreich an hinreißender Begeisterung, überströmender Lebensfülle und dichterischem Glanz, die im besten Sinne das Herz der Jugend gefangennehmen. Das Edelste aus seinen Werken wird hier von kundiger Hand dargereicht. (Vgl. Bd. 169)

LUDWIG FEUERBACH / Pierre Bayle

Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit. *Mit Bildnis. X u. 212 S. RM 1.80* *(31)*

Die Beschäftigung mit Pierre Bayle (1647–1706), dem Vorkämpfer für Toleranz in religiösen Fragen, führte den deutschen „Materialisten" dazu, dem alten Widerspruch zwischen Glaube und Vernunft mit und neben der Darstellung der Gedanken des französischen Philosophen nachzugehen. So entstand eine ungemein fesselnde kritische Untersuchung aller Theologie, die um ihrer selbst willen gerade heute wieder höchst lesenswert ist.

HANS LEISEGANG / Die Gnosis

Mit 8 Abbildungen. VIII u. 404 S. RM 3.25 (32)

Die religiöse Bewegung, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auftrat und als eine Mischung aus babylonischen, persischen, ägyptischen und syrischen Elementen mit der pythagoreischen, platonischen und stoischen Mythologie lange Zeit die stärkste Rivalin der christlichen Kirche war, wird hier von einem hervorragenden Kenner durch Erschließung und Wiedergabe der stark verschütteten und schwer zugänglichen Quellen authentisch und gemeinverständlich dargestellt.

DAVID FRIEDRICH STRAUSS / Voltaire

Mit einer Einleitung „Strauß und Voltaire" von Rudolf Marx. Mit 9 Abbildungen. CXIV u. 281 S. RM 2.50 (33)

Diese Biographie von D. F. Strauß ist die deutsche Meisterdarstellung von Leben, Lehre und Leistung des großen Franzosen, des geistigen Beherrschers seines Jahrhunderts. Die überragende Bedeutung des Werkes im Rahmen der europäischen Voltaireforschung wird in der Einleitung verdeutlicht, die auch die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit dem Erlebnis Voltaire behandelt. (Vgl. Bd. 40)

FRIEDRICH SCHLEIERMACHER / Über die Religion

Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. *Eingeleitet von Dr. Hans Leisegang. XXXII u. 228 S. RM 2.–* (34)

Das Wesen der Religion als des unmittelbaren Gefühls vom Unendlichen und einer selbständigen Fähigkeit des Menschen hat kein Theologe tiefer gefühlt und in schönere Worte gefaßt als Schleiermacher. Diese in ihren Grundgedanken niemals überholbaren Reden erhalten durch die gründliche Einleitung den historischen Hintergrund, vor dem allein ihre große und für die Geisteswissenschaft so nachhaltige Wirkung zu verstehen ist.

JOH. GOTTL. FICHTE / Reden an die deutsche Nation

Eingeleitet von Prof. Hermann Schneider. Mit Bildnis. XXVII u. 248 S. RM 2.25 (35)

Diese berühmtesten Reden aus deutscher Vergangenheit wenden sich an eine Generation, die, wie einst 1813, zum höchsten Einsatz der Persönlichkeit und opferbereiter Hingabe an die Idee eines einigen und mächtigen Deutschland bereit ist. Man wird sie darum heute mit besonderem Verständnis lesen, wozu die neue Einleitung, indem sie Persönlichkeit und Gedankenwelt Fichtes klar umreißt, wesentlich beiträgt. (Vgl. auch Band 174)

Das Nibelungenlied

Übertragung von Karl Simrock. Mit einer Einleitung von Dr. Albert Haueis. XII u. 360 S. RM 2.50 *(36)*

Das Heldenlied vom tragischen Untergang der Nibelungen ist erst durch die klassische Übertragung Simrocks zum lebendigen Besitz des deutschen Volkes geworden. Ihr wesentlicher Vorzug gegenüber neueren Prosanacherzählungen besteht darin, daß sie dem Versmaß der Nibelungenstrophe – vier paarweise gereimten Langzeilen – treu bleibt und damit der Sprache des Originals voll gerecht wird. – Die Einleitung läßt durch Mitteilung der Entstehungsgeschichte der Dichtung erkennen, wie aus der Verschmelzung altnordischen Sagengutes mit Erinnerungen an die Völkerwanderung und dem ritterlichen Geiste des Mittelalters das Nationalepos der Deutschen wurde.

HEGEL / Volk, Staat, Geschichte

Eine Auswahl aus seinen Werken. Bearbeitet und eingeleitet von Dr. Friedrich Bülow. Mit Bildnis. VI u. 478 S. RM 4.50 *(39)*

Diese erst im Jahre 1939 abgeschlossene und somit die neueste Forschung berücksichtigende Ausgabe läßt erkennen, in wie hohem Maße Hegels Philosophie durch seine sozialphilosophischen, politischen und geschichtsphilosophischen Ideen für uns ein aktuelles Gepräge besitzt. Indem hier ein bekannter Hegel-Forscher durch eine sinnreiche Auswahl aus den verschiedensten Werken die Entfaltung von Hegels tragenden Gedanken in ihrer zeitlichen Entwicklung aufweist und das Werden und Wachsen seiner Philosophie zum Leitfaden erhebt, bietet er eine ideale und jedermann zugängliche Einführung in das vollendete System des großen deutschen Denkers.

VOLTAIRE / Für Wahrheit und Menschlichkeit

Seine Schriften ausgewählt und eingeleitet von Prof. Paul Sakmann. Mit Bildnis. VI u. 207 S. RM 2.25 *(40)*

Unter den großen Gesichtspunkten: Philosophie, Geschichte und Zivilisation, Politik, Religion, Leben und Tod, Voltaire über sich selbst, Voltaire und Friedrich der Große sind hier kennzeichnende Stücke aus dem Werke und den Briefen des großen französischen Denkers und Schriftstellers zu einem ungemein lebensvollen und umfassenden Bilde seiner Geistigkeit vereinigt. Die geistvolle Überlegenheit des großen Schriftstellers, seine Weltkenntnis und seinen Kampf für die Menschlichkeit und gegen den Machtanspruch einer dogmenstarren Kirche und Theologie zeigt dieses Buch in überraschender Fülle und Lebendigkeit. (Vgl. Bd. 33.)

SCHELLING / Sein Weltbild aus den Schriften

Herausgegeben von Dr. Gerhard Klau. Mit Bildnis. 295 S. RM 2.25 (44)

F. W. von Schelling, der Philosoph der deutschen Romantik, reich, immer neu anregend durch die wechselnden Richtungen seines Denkens, steigt mit dem Glanz und der Tiefe seiner Worte aus diesem Buche. Seine Schriften und Vorlesungen über Natur und Kunst, über die Methode des akademischen Studiums und über die Seele sind als seherische Deutungen der Welt heute noch ebenso lesenswert wie das berühmte Fragment „über das Wesen deutscher Wissenschaft", das mit seinen Gedanken über den Staat und die Rolle des deutschen Volkes in der philosophischen Entwicklung des Abendlandes unmittelbar zu unserer Zeit spricht.

Goethes Tagebuch der italienischen Reise

Herausgegeben von Prof. Heinrich Schmidt. Mit 4 Abbildungen. 184 S. RM 2.50 (45)

Jener bekannten „Italienischen Reise", der Goethe erst dreißig Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien die endgültige, mit vielen nachträglich erfundenen Erlebnissen und Betrachtungen ausgestattete Form gab, liegt dieses „Tagebuch" zugrunde, in dem er der geliebten Frau von Stein seine Reiseerlebnisse frisch und unbekümmert anvertraut hat. Da diese Aufzeichnungen, „im Augenblick geschrieben" und doch erst 100 Jahre nach ihrer Niederschrift wiedergefunden, in vielen Goethe-Ausgaben fehlen, ist dieser schmucke, mit Handzeichnungen Goethes illustrierte Band ein willkommenes Geschenk für jeden Goethe-Freund.

Die Kant-Laplacesche Theorie

Ideen zur Weltentstehung von Immanuel Kant und Pierre Laplace. *Herausgegeben von Prof. Heinrich Schmidt. Mit zwei Bildnissen. XX u. 228 S. RM 2.50* (46)

Jedermann spricht von der „Kant-Laplaceschen Theorie", aber wenige kennen die Originalwerke, in denen der deutsche Philosoph und der französische Mathematiker unabhängig voneinander, jedoch in wesentlich gleichem Sinne ihre Hypothesen über die Entstehung des Planetensystems entwickelt haben. Hier sind Kants „Naturgeschichte des Himmels" und die kosmogenischen Kapitel aus Laplaces „Exposition du système du monde" vereinigt und vorzüglich erläutert, – eine einzigartige Möglichkeit, eine Bildungslücke endlich zu schließen, und ein Genuß für jeden philosophisch-naturwissenschaftlich interessierten Leser.

ALFRED KORTE / Die hellenistische Dichtung

Mit 4 Abbildungen. 333 S. RM 2.70 (47)

Die viel zu wenig bekannte späte Dichtung der Griechen wird von dem ausgezeichneten Kenner mit einer Fülle eigener Versübertragungen dargestellt: über alles Fachinteresse hinaus ein umfassendes Gemälde des Untergangs einer Kultur. Die griechische Dichtung aus dem Zeitraum vom Tode Alexanders des Großen bis zum Sturz der Kleopatra (323–30 v. Chr.) ist einem weiteren Kreise zu Unrecht fast unbekannt. Und doch sind diese mit bewußter Kunst gezüchteten Blumen von einer Feinheit der Farbe und einer Zartheit des Duftes, die noch heute zu begeistern vermögen. Eine Auswahl der schönsten, in älteren und eigenen Übertragungen, bildet die Mitte dieses Buches, um die sich die von tiefer Sachkenntnis getragene Darstellung des Herausgebers einführend und erläuternd schließt.

SCHOPENHAUER / Die Persönlichkeit und das Werk

in Worten des Philosophen dargestellt von Dr. Konrad Pfeiffer. 2., neugestaltete Auflage. Mit Bild. XI u. 284 S. RM 3.25 (48)

Mit sicherem Blick für das Bezeichnende ist hier aus Schopenhauers Werk, seinen Briefen und den wesentlichen Äußerungen seiner Freunde ein lebendes Ganzes zusammengesetzt, ein gegenwartsnahes Bild des Denkers und großen Deutschen. Was keine noch so reiche Auswahl von Schopenhauer-Zitaten bieten kann, ist hier erreicht: Durch eine fortlaufende Darstellung mit den eigenen, durch Vorbemerkungen erläuterten Worten des Philosophen werden seine menschliche und denkerische Persönlichkeit, die Grundgedanken seiner Lehre und seine Bedeutung für die Gegenwart zum unmittelbaren verstehenden Erlebnis. Der Wert dieses ebenso lesbaren wie lehrreichen Bandes wird noch erhöht durch einen besonders aktuellen Anhang „Vom mißverstandenen Schopenhauer".

PESTALOZZI / Grundlehren über Mensch und Erziehung

Seine Schriften ausgewählt von Prof. Hermann Schneider. Mit Bildnis. 233 S. RM 3.25 (49)

Formung der Jugend zu tiefen und tüchtigen Menschen ist das Ziel dieser unsterblichen Stücke aus dem Werke des großen Erziehers, dessen Schriften meist nur genannt, nicht in ihrer heiligen Ergriffenheit erlebt und nachgelebt werden. Diese in neuer Auflage erweiterte Auswahl läßt den ganzen Reichtum des Menschen, Denkers und Lehrers Pestalozzi voll erkennen und redet in entscheidender Stunde zu allen Eltern und Erziehern.

WIRTH / Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart

Mit 4 Abbildungen und Zeittafel. V u. 320 S. RM 2.95 (50)

Eine mit weiten Perspektiven fesselnd geschriebene Gesamtdarstellung der Geschichte und Politik von der Reichsgründung bis zu Hindenburgs Antritt der Reichspräsidentschaft, ergänzt durch eine Übersicht über Bevölkerungsbewegung und Auswanderung und über die kulturelle Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert. Zeittafel und ausführliches Register erhöhen den sachlichen Wert des zuverlässigen Werkes. Vgl. hierzu Bd. 113

RAOUL H. FRANCÉ / Bios, die Gesetze der Welt

Taschenausgabe. Mit 17 Abbildungen. VII u. 284 S. RM 2.70 (51)

Bios, d. h. „erlebte Welt", ist das Hauptwerk des bekannten Naturforschers, in dem er die Erkenntnisse seiner dreißigjährigen Forscherarbeit niedergelegt hat. Die gemeinverständliche, lebensvolle Übersicht über die Gesetze der Welt von den neuesten Theorien der Materie und des Raumes bis zu den Lebensgesetzen von Pflanze, Tier und Mensch. Wirkliches Verständnis des Daseins und dadurch richtiges Leben zu lehren, ist das Ziel dieses berühmten Gesamtgemäldes der Natur.

J. J. BACHOFEN / Mutterrecht und Urreligion

Eine Auswahl. Herausgegeben von Rudolf Marx. Mit 23 Abbildungen. XIX u. 280 S. RM 3.25 (52)

Bachofens Leistung, die Erschließung der urzeitlichen Seele und das grandiose Bild des vorgeschichtlichen Kampfes der Urgegensätze: Muttertum – Vatertum, Weib – Mann, ist mit heutigen Erkenntnissen der Psychologie und Völkerkunde zu höchstem Glanz emporgestiegen. Die Auswahl gibt, allenthalben übersetzt und erklärt, den ewigen Kern von Bachofens Werk.

J. BURCKHARDT / Die Kultur der Renaissance in Italien

Durchgesehen von Geh.-Rat Prof. Walter Goetz. Mit 25 Abbildungen. VIII u. 542 S. RM 2.75. Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier RM 4.50 (53)

Burckhardts „Kultur der Renaissance" ist das Juwel deutscher Kulturgeschichtsschreibung. Aus der Verbindung von vollendeter Beherrschung des Stoffes mit meisterhafter Darstellungskunst erwuchs hier eines der schönsten und nachhaltigsten Werke der Geschichtsschreibung überhaupt. Ein Buch, das zur Weltliteratur gehört und darum in die Hand jedes wirklicher Bildung zuneigenden Menschen.

JACOB BURCKHARDT / Die Zeit Konstantins des Großen

Mit Vorwort von Prof. Ernst Hohl und 28 Abbildungen. XI u. 493 S. RM 3.15, Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier RM 4.50 (54)

Das geniale Frühwerk des großen Basler Historikers, das lebendigste Kolossalgemälde vom Untergang der antiken Welt, wird hier endlich ungekürzt einem weitesten Leserkreis nahegebracht. Das Jahrhundert der Soldatenkaiser, des Verfalls von Staat und Kultur, der Christenverfolgung und Göttermischung, gewinnt in ihm farbigstes Leben. Groß und umfassend in der geschichtlichen Schau, erfüllt dieses Werk gerade heute seine ganz besondere Mission.

JACOB BURCKHARDT / Weltgeschichtliche Betrachtungen

Mit Nachwort herausgegeben von Rudolf Marx. Mit Bildnis. V u. 394 S. RM 2.70. Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier RM 4.50 (55)

Die Einzigartigkeit dieses berühmten Buches liegt in der visionären Sicherheit, mit der die leitenden Kräfte alles Historischen: Staat, Religion, Kultur dargestellt und in ihrem Verhältnis zueinander geschildert werden. Die Kapitel „Die geschichtlichen Krisen", „Historische Größe" und „Glück und Unglück in der Weltgeschichte" zählen zum Bedeutendsten, was über Geschichte geschrieben ist.

JACOB BURCKHARDT / Kulturgeschichtliche Vorträge

Mit Nachwort herausgegeben von Rudolf Marx und 20 Abbildungen. V u. 431 S. RM 3.50. Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier RM 4.50 (56)

Burckhardts Vorträge, das ebenbürtige Seitenstück zu den „Weltgeschichtlichen Betrachtungen", sind glanzvollste Gipfelpunkte menschlicher Besinnung und weltgeschichtlichen Rundblicks. Das Buch enthält nicht nur die berühmten Vorträge über Napoleon, Rembrandt, Schiller, Van Dyck, sondern sämtliche bisher veröffentlichte, auch die zur Kunstgeschichte.

JACOB BURCKHARDT / Erinnerungen aus Rubens

Mit Nachwort von Prof. Hans Kauffmann und 40 Bildtafeln. III u. 214 S. RM 3.50. Geschenkausgabe auf Dünndruckpapier RM 4.50 (57)

Als ein Denkmal dessen, was ihm seit seiner Jugend der große flandrische Maler gewesen war, schrieb Burckhardt in seinen letzten

Lebensjahren dieses leidenschaftliche Bekenntnis zu Rubens, dessen Werk ihm stärkstes Schönheitserlebnis bedeutete und dessen Leben ihm das Beispiel unanfechtbaren Menschenglückes gab. In und mit der Kunstbetrachtung erwuchs zugleich eine kulturgeschichtliche Meisterdarstellung flandrischen Lebens im 17. Jahrhundert.

JACOB BURCKHARDT / Griechische Kulturgeschichte

3 Bände mit 129 Abb. Herausgegeben und mit Nachwort von Rudolf Marx. I. Der Staat und die Religion (VII u. 550 S.). II. Künste und Forschung (VIII u. 478 S.). III. Der griechische Mensch (V u. 554 S.). Je RM 4.–. Dünndruckausgabe zus. RM 17.– *(58/60)*

Jacob Burckhardts „Griechische Kulturgeschichte" ist die größte Gesamtdarstellung der griechischen Kultur in deutscher Sprache, ein Werk einzigartiger Überschau und bewunderungswürdiger Darstellung, nur vergleichbar den höchsten und zugleich künstlerischsten Werken der geschichtlichen Weltliteratur überhaupt. Unsere Zeit verehrt in ihm ein viel bewundertes Vorbild und Gipfelwerk, dessen Kenntnis jedem tiefer Schürfenden unerläßlich ist.

ERWIN ROHDE / Psyche

Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. *Ausgewählt und eingeleitet von Hans Eckstein. Mit 17 Abbildungen. XXX u. 324 S. RM 4.–* *(61)*

Angeregt durch die „Geburt der Tragödie" seines Freundes Nietzsche schuf Rohde diese berühmte Meisterdarstellung der griechischen Religion, ein Werk, das in der religionsgeschichtlichen Forschung bis heute seine unerreichte Bedeutung behalten hat. Von den Geheimnissen des thrakischen Dionysosdienstes und den Mysterien in Eleusis bis zum Volksglauben der Spätzeit werden alle Bezirke des religiösen Lebens durchstreift und vollendet dargestellt. Durch die Tiefe der Ahnungen und den Zauber des Stils gesellt sich dieses Buch unmittelbar zu den Werken Burckhardts, Nietzsches und Bachofens.

GOETHE / Schriften über die Natur

Geordnet und ausgewählt von Prof. Gunther Ipsen. Mit 3 Abbildungen. 343 S. RM 3.15 *(62)*

Der alte Goethe hielt seine Schriften zur Natur für bedeutender als den „Faust". Die neueste Geisteswissenschaft hat sie wiederentdeckt als ein Vermächtnis ersten Ranges. Unsere Ausgabe ordnet

die Schriften nach den Grundgedanken, erklärt alle Fachausdrücke und erreicht so eine unerhörte Klarheit. Für jede Goethe-Ausgabe ist dieser Band eine notwendige Ergänzung.

SÖREN KIERKEGAARD / Religion der Tat

Sein Werk in Auswahl. *Herausgegeben von Prof. Eduard Geismar. Mit Vorwort von Gerhard von Mutius. Mit Bildnis. XIII u. 264 S. RM 3.25* *(63)*

Kierkegaards überragende Gestalt und die tiefgreifende Bedeutung seines Schaffens gerade für unsere Gegenwart werden von Jahr zu Jahr mehr erkannt. Die moderne Psychologie entdeckte in dem großen Seelenkenner den genialen Darsteller der verschiedenen Weltanschauungstypen, und die jüngste Philosophie verehrt in ihm den Begründer einer neuen „Existenzphilosophie". Unsere von dem ersten Kierkegaard-Kenner, Prof. Geismar (Kopenhagen), geschaffene und übersetzte Auswahl vereinigt erstmalig die Hauptpartien fast aller Schriften, Tagebücher und Reden und enthält auch die für die Fragestellungen der Gegenwart so fruchtbaren Gedanken Kierkegaards über ein von kirchlichen Verfälschungen befreites Christentum, dessen Bewährung im Leben selbst sein kämpferischer Geist forderte.

PLUTARCH / Griechische Heldenleben / Römische Heldenleben

Übertragen und herausgegeben von Dr. Wilhelm Ax. 2 Bände. XXXI u. 283 S. und XII u. 404 S. Je RM 3.50 *(66/67)*

Der große Menschenschilderer Plutarch stellt uns in diesen beiden Bänden die Großen der Antike in ihren vollständigen Lebensbeschreibungen leibhaftig nah vor Augen: Themistokles, Perikles, Alkibiades, Alexander, Pyrrhos; Fabius Maximus, Cato den Älteren, die Gracchen, Marius, Sulla, Pompeius, Cäsar. Er schrieb im ersten nachchristlichen Jahrhundert und schöpfte aus einer umfassenden Kenntnis älterer, meist verlorener Literatur. Im Mittelpunkt seiner Lebensbeschreibungen steht der große strebende oder getriebene Charakter, der auch im Irrtum oder Untergang seinem inneren Gesetz treubleibt. Für junge Leser und im Lebenskampf stehende Männer kann es kaum eine fesselndere und zugleich formendere Lektüre geben. (Vgl. Bd. 124.)

RAOUL H. FRANCÉ / Die Waage des Lebens

Eine Bilanz der Kultur. *Mit Bildnis. VII u. 247 S. RM 2.70* *(68)*

In diesem nach dem Urteile der Kritik besten Werke Francés werden die großen Kulturepochen der Menschheit zu Bildern von fast

dichterischer Eindringlichkeit zusammengefaßt und danach bewertet, was sie für den kommenden Menschen bedeuten, der das Naturgemäße auf allen Gebieten des Lebens zur Herrschaft bringt.

PLATON / Hauptwerke

Ausgewählt und eingeleitet von Prof. Dr. Wilhelm Nestle. Mit Bildnis. XXVII u. 335 S. RM 3.75 (69)

Die unvergänglichen Werke Platons, in denen sich die Macht eines überragenden Geistes mit der Formkraft eines begnadeten Künstlers verbindet, sind hier, befreit von allem Fachgebundenen, vereinigt. Einer der bedeutendsten Kenner griechischen Geistes besorgte die Übertragung, leitete den Band und jeden Abschnitt ein und erläuterte alles der Erklärung Bedürftige. So entstand eine geschlossene, zuverlässige und jedermann zugängliche Ausgabe, gleichgeeignet zum ersten Studium wie zur abschließenden Wiederholung der Grundgedanken des größten und modernsten Denkers der Antike.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Die Geburt der Tragödie / Der griechische Staat

Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 382 S. RM 2.75 (Alte Ausstattung RM 2.25) (70)

Der geniale Erstling Nietzsches, „Die Geburt der Tragödie", erscheint in diesem Bande, umgeben von den gleichgerichteten Schriften der Frühzeit: „Der griechische Staat", „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen" und „Wissenschaft und Weisheit im Kampfe". Aus der farbenvollen, seelenspürerischen Betrachtung antiker Vergangenheit hebt sich der Gedanke heroischer Bejahung des Lebens gegen alle Verneinung herauf. So ist dieser erste Band der Schlüssel zu Nietzsches Werk.

Als Einzelausgabe: Die Geburt der Tragödie. Kartoniert RM –.80

FRIEDRICH NIETZSCHE / Unzeitgemäße Betrachtungen

Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 642 S. RM 3.50 (Alte Ausstattung RM 2.70) (71)

Die „Unzeitgemäßen Betrachtungen" zeigen den Erzieher Nietzsche in großartigstem Licht, den Vorkämpfer einer deutschen Kultur. Er wendet sich gegen die falsche, von der Gelehrsamkeit bestimmte Bildung der Zeit, gegen die „Bildungsphilister". Ihnen entgegen stellt Nietzsche die Gesichtspunkte einer kommenden Kultur. Die beigegebenen Schriften: „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten", „Wir Philologen" und „Über Wahrheit und Lage" runden das Bild.

FRIEDR. NIETZSCHE / Menschliches, Allzumenschliches

Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 706 S. RM 3.90 (Alte Ausstattung RM 3.40) (72)

Das europäische Aphorismenbuch, ein Werk voll eindringender Seelenkennerschaft, das die gültige Metaphysik, Religion und Kunst demaskiert, indem es überall an die Stelle des „beruhigenden Glaubens" die helle Erkenntnis setzt und so den Weg freimacht für die späteren Einsichten Nietzsches. Das Buch der zartesten Wägung des Wortes, das einen unvergeßlichen Reiz ausstrahlt.

FRIEDRICH NIETZSCHE / Morgenröte

Gedanken über die moralischen Vorurteile. *Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 338 S. RM 2.75 (Alte Ausstattung RM 2.25)* (73)

„Mit diesem Buche beginnt mein Feldzug gegen die Moral." Nietzsche, der in „Menschliches, Allzumenschliches" noch beweglich Umschau hielt, findet seinen Gegner in einer Moral, die die Naturtriebe des Menschen bekämpft und als Ziel die Entselbstung, das Leben für andere aufstellt, ein Ideal, bei dem aller Glanz und alle Tiefe des Lebens verlorengehe. Der Forderung nach dieser Humanität stellt er den Trieb zum Wettkampf, zur Überwindung, zum Siege entgegen.

FRIEDRICH NIETZSCHE / Die fröhliche Wissenschaft

Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 332 S. RM 2.75 (Alte Ausstattung RM 2.25) (74)

Stürmisch führt die „Fröhliche Wissenschaft" das Thema der „Morgenröte" fort: der Kampf gegen die lebensfeindlichen Vorurteile wird zum Kampfe gegen den schwächenden liberalen Kulturstaat. „Gefährlich leben!" ist die Losung dieses Buches, das den Troubadours huldigt, den Sängern, Rittern und Freigeistern in einem. Das Bild des „guten Europäers", des Wächters und Lenkers der Kultur, steigt auf, dessen Ziel die „Verstärkung und Erhöhung des Typus Mensch" ist.

FRIEDRICH NIETZSCHE / Also sprach Zarathustra

Ein Buch für Alle und Keinen. *Mit Peter Gasts Einführung und Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 426 S. RM 2.25 (Alte Ausstattung RM 1.70)* (75)

Das ewige Buch der „azurnen Einsamkeit", die Krone von Nietzsches Schaffen, eines der höchsten Werke der Weltliteratur. In seinem Mittelpunkt der heroische „Übermensch", das Gegenbild des

christlich-demokratischen Europa, und der Gedanke der „Ewigen Wiederkunft" mit der Forderung, alles so zu tun, „daß ich es unzählige Male tun will".

FRIEDRICH NIETZSCHE

Jenseits von Gut und Böse / Zur Genealogie der Moral

Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 428 S. RM 2.75 (Alte Ausstattung RM 2.25) (76)

Nietzsche nannte auf die Frage, was man zuerst von ihm lesen solle, „Jenseits von Gut und Böse" und die „Genealogie der Moral" als die wichtigsten seiner Schriften. Sie geben mit unerbittlicher Genauigkeit des Blickes für die moralischen Hintergründe der Kultur die vollständigste Kritik der Zeit, führen durch die Betrachtung der „Herrenmoral" und „Sklavenmoral" zur Frage der natürlichen Rangordnung der Menschen und einem neuen Blick auf Gesellschaft und Geschichte. Sie sind die Meisterwerke unter Nietzsches Prosa.

FRIEDRICH NIETZSCHE

Götzendämmerung / Der Antichrist / Ecce homo / Gedichte

Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 612 S. RM 3.50 (Alte Ausstattung RM 2.95) (77)

Dieser Band vereinigt die Schriften von 1888. In großartiger Vielseitigkeit nehmen sie alle Themen Nietzsches auf: „Der Fall Wagner" mit dem Anhang „Nietzsche contra Wagner" und die „Götzendämmerung" den Kampf gegen seine Zeit, der „Antichrist" den Gedanken vom Kampfe des aufsteigenden Lebens gegen die Kräfte des absteigenden. Hinzu treten die Selbstbiographie des „Ecce homo" und die „Gedichte".

FRIEDRICH NIETZSCHE / Der Wille zur Macht

Versuch einer Umwertung aller Werte. *Mit Nachwort von Prof. Alfred Baeumler. Mit Bildnis. V u. 716 S. RM 4.50 (Alte Ausstattung RM 4.–)* (78)

Das Hauptwerk des Denkers Nietzsche, das wichtigste philosophische Werk des 19. Jahrhunderts, zu dem „Also sprach Zarathustra" die „Vorhalle" bildet. In vier Teilen behandelt es alle großen Gebiete des Lebens: zeichnet im ersten den europäischen „Nihilismus", den Zustand der Ermüdung und Sinnlosigkeit, beschreibt als deren Ursache im zweiten die falschen höchsten Werte in Religion, Moral und Philosophie, stellt im dritten Teil die Grundlinien der neuen Wertsetzung auf und entwirft im vierten die Lehre von der Rangordnung und vom großen Menschen als Gesetzgeber der Zukunft.

JOHANNES BÜHLER / Die Kultur des Mittelalters

Mit 30 Abbildungen. XII u. 360 S. RM 3.50 (79)

Bühler, der sich durch seine Quellenreihe „Deutsche Vergangenheit" als ausgezeichneter Kenner und Darsteller mittelalterlicher Kultur erwies, gibt hier ein ausführliches Gesamtbild des abendländischen Mittelalters. Auf weite Gebiete fällt dabei neues Licht. Durch die Verbindung von wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und lebensnaher Darstellung ist dieses Werk als die einzige auf dem Unterbau moderner Geschichtswissenschaft beruhende wirklich lesbare Gesamtdarstellung der Kultur des Mittelalters. Ein würdiges Seitenstück zu Burckhardts „Kultur der Renaissance".

AUGUSTINUS / Bekenntnisse und Gottesstaat

Sein Werk ausgewählt von Dr. Joseph Bernhart. Mit Bildnis. V u. 360 S. RM 3.75 (80)

Die gesamte geistige Welt greift immer wieder zu den unvergänglichen Werken des Augustinus, des hervorragendsten Kirchenvaters des Abendlandes und geistigen Beherrschers eines Jahrtausends, denn ohne Kenntnis seiner grundlegenden Gedanken würde der Geist und Gang des Mittelalters, der Kirche, ja der Reformation und somit ein wesentlicher Teil der europäischen Geistesgeschichte auch uns Heutigen unverständlich bleiben. Gegenüber umfangreicheren Ausgaben, die theologischen Fachzwecken, und solchen, die der Erbauung dienen, wird hier allen, denen es um Verstehen des Ehemals und Heute geht, der Kern des Augustinischen Werkes geschlossen dargeboten von der Hand eines ausgezeichneten Kenners.

FRIEDRICH BÜLOW / Volkswirtschaftslehre

Neuauflage in Vorbereitung. (81)

Das allgemeinverständlich gehaltene Werk ist ein systematisch geordnetes Lehrbuch, das nach streng pädagogischen Grundsätzen in das Gebäude der Wissenschaft von der Volkswirtschaft durch treuhänderische Vermittlung der Lehrmeinungen einführt, den Wissensstoff auf dem Gebiete des Sozialen und Wirtschaftlichen durch klare und sachgemäße Darstellung mit dem praktischen Leben in Verbindung hält. In elf ausführlichen Kapiteln wird in ihm das System, das gesamte Lehrgebiet, vorgetragen. Dem System gehen eine Geschichte der Wirtschaft, der Volkswirtschaftslehre und eine Methodenlehre voraus. Das von der Wissenschaft und von Praktikern anerkannte und geschätzte Buch setzt gleichwohl keinerlei gelehrte Kenntnisse voraus. Doch fern falscher Popularität, die den Schwierigkeiten ausweicht, führt es in klarer Sprache vom Einfachsten zur Höhe wirtschaftlicher Erkenntnis.

FRIEDRICH NIETZSCHE / Die Unschuld des Werdens

Der Nachlaß ausgewählt und geordnet von Prof. Alfred Baeumler. 2 Bände. XL u. 440 S. und VI u. 514 S. Je RM 4.– (Alte Ausstattung je RM 3.75) Dünndruckausgabe zus. RM 12.– (82/83)

Er ist kein „Nachlaß" im üblichen Sinne, sondern, geordnet und vom Überflüssigen befreit, ein vollgültiges neues Werk von sieghafter Gewalt. Der erste Band gipfelt in dem großartigen Kapitel über Richard Wagner (dem Dokument einer großen Freundschaft) und in den Abschnitten „Nietzsche über sich selbst" und „Nietzsche über seine Schriften". Der zweite Band umfaßt vollständig alles, was an Nachträgen und Entwürfen zum „Zarathustra" vorliegt, Stücke zum Teil von hoher Schönheit, ohne die der „Zarathustra" gar nicht gewürdigt werden kann. Ferner enthält er die große Erläuterung des „Willens zur Macht" und die Niederschriften über die Deutschen, die Franzosen, Bismarck usw., die heute auf besondere Beachtung rechnen dürfen. Die notwendige und entscheidende Ergänzung zu jeder Nietzsche-Ausgabe!

J. J. ROUSSEAU / Die Krisis der Kultur

Die Werke ausgewählt von Prof. Paul Sakmann. Mit Bildnis. XLIII u. 359 S. RM 3.75 (85)

Der Geist, der ein Jahrhundert formte, spricht hier zu uns. Die Weltliteratur besitzt nicht viele Werke, die so tief in das politische und kulturelle Leben der europäischen Völker eingegriffen haben wie die des großen Sohnes der Schweiz: J. J. Rousseau. Die Grundgedanken der Menschenrechte, der „Gesellschaftsvertrag", die Idee des „Zurück zur Natur!" und die Schriften über den Kulturverfall, die unvergänglichen Partien des „Emile", der „Neuen Héloïse" und der „Bekenntnisse": der Werke, die eine Welt erschütterten, sind hier erstmalig sorgsam zu einem Gesamtbilde vereinigt. Eine Auswahl von Briefen des großen Kulturdenkers erhöhen die dokumentarische Schlagkraft dieser Ausgabe.

ADAM MÜLLER / Vom Geiste der Gemeinschaft

Elemente der Staatskunst / Theorie des Geldes. *Zusammengefaßt und eingeleitet von Dr. Friedrich Bülow. Mit Bildnis. XLV u. 354 S. RM 3.75 (86)*

Die aus echt deutscher Gemütstiefe mit packender Sprachgewalt vorgetragenen Gedanken des großen Staatsphilosophen der Romantik haben heute eine vielfach überraschende Gegenwartsbedeutung. Indem er im Staate schlechthin die Idee des nationalen Lebens und

der Kulturgemeinschaft sah, wandte sich Adam Müller gegen das aus dem Geiste der Aufklärung geborene individualistische Wirtschaftsdenken und setzte der drohenden Industrialisierung und einer rationalistisch-mechanischen Arbeitsbewertung seine Lehre von der Produktivität jeder echten Leistung entgegen.

JOH. GUST. DROYSEN / Geschichte Alexanders des Großen

Neudruck der Urausgabe. Mit Einleitung und Nachbericht von Prof. Helmut Berve. Mit 19 Abbildungen und 2 Karten. XXXIV u. 528 S. RM 4.– *(87)*

Dies ist wohl das hinreißendste unter den Büchern der historischen Weltliteratur. Ein genialer junger Gelehrter geriet in umfassende Quellenstudien zur griechischen Geschichte und formte in echt preußisch-deutscher Ergriffenheit vor der heroischsten Gestalt der Antike dieses Meisterwerk lebendig-dramatischer Geschichtsschreibung: Leben und Welt des großen Alexander, Aufeinanderprall und Versöhnung von Ost und West. Jeder, der sich den Sinn für geschichtliche Größe bewahrt hat, wird dieses Heldenleben mitleben wie ein gewaltiges Abenteuer.

W. MAHRHOLZ / Literargeschichte und Literarwissenschaft

Zweite, erweiterte Auflage. XI u. 244 S. RM 3.–. Durchgesehen und mit einem Nachwort von Prof. Franz Schultz. *(88)*

Was die deutsche literaturwissenschaftliche Forschung geleistet hat, von dem ersten Versuche der Zusammenfassung im siebenten Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit" bis hundert Jahre nach Goethes Tod, ist in diesem bekannten Werk übersichtlich und leicht lesbar zusammengestellt. Es würdigt eindringlich die Leistungen der Begründer und ihrer jüngeren Vertreter und bildet so eine einzigartige Einführung für jeden, der sich tiefer um Literatur und Geisteswissenschaften bemüht.

Pädagogisches Wörterbuch

Von Prof. Wilhelm Hehlmann. XI u. 471 S. RM 5.50 *(94)*

Der Band wurde in die NS.-Bibliographie aufgenommen

Dieses handliche Nachschlagewerk umfaßt das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen Deutschlands und der wichtigsten Kulturstaaten. Es behandelt also nicht nur die Pädagogik als solche, sondern die Erziehung im weitesten Sinne, vor allem die Jugenderziehung. Dank der sehr glücklichen Aufteilung des Stoffes auf die einzelnen Stichwortartikel erhält man schnell und zuverlässig Antwort auf unzählige Fragen, die gerade heute an Lehrer und Erzieher tagtäglich herantreten. Denn im Mittelpunkt steht die auf den neuesten Ver-

ordnungen und Richtlinien fußende Darstellung des Erziehungsgeschehens im neuen Reich, seiner Voraussetzungen, Grundsätze und Kräfte, und des Aufbaus, der Aufgaben und Ziele sämtlicher schulischen und außerschulischen Erziehungseinrichtungen. Literaturnachweise, eine Übersicht des pädagogischen Schrifttums und eine geschichtliche Zeittafel machen das Werk vollends zu einem praktischen und notwendigen Handbuch für jeden am Erziehungsgeschehen Beteiligten oder theoretisch Interessierten.

MARTIN LUTHER / Unterm Kreuz

Eine Auswahl aus den Schriften des Reformators. *Herausgegeben von Georg Helbig. Mit Bild. XXVII u. 306 S. RM 3.50 (95)*

Diese Auswahl aus den Schriften des Reformators umfaßt vornehmlich die dem Laien größtenteils ganz unbekannten Werke des Mönchs und jungen Theologieprofessors. Es ist gewissermaßen der „Ur-Luther", der hier zu uns spricht, in all seiner Inbrunst, Kühnheit und herben Strenge kämpfend um die zentrale Frage seines religiösen Erlebens: Was ist der Mensch vor dem Abgrund Gott? Diese entscheidenden Frühwerke, ohne die wir Luthers Tat und den Sinn der Reformation gar nicht verstehen können, sind darum die unvergängliche Quelle protestantischer Besinnung und bilden zugleich die für jeden Suchenden notwendige Ergänzung zu jenem neuen, unverfälschten Lutherbild, das uns auch aus den Gesprächen des Reformators (vgl. Bd. 160) mit derselben Kraft unverfälschter Ursprünglichkeit entgegentritt.

Wörterbuch der Antike

Mit Berücksichtigung ihres Fortwirkens. *In Verbindung mit Dr. E. Bux und Dr. W. Schöne verfaßt von Prof. H. Lamer. XV u. 892 S. RM 5.80 (96)*

Dieses Wörterbuch gibt ein Gesamtbild der antiken Kultur und ihrer Fortwirkung bis zur Gegenwart. Nicht nur das antike Geistesleben, sondern der ganze Bereich des antiken Daseins bis zu den alltäglichsten Verrichtungen herab wird sorgsam, aber ohne gelehrten Ballast dargestellt. Die Artikel sind gemeinverständlich und flüssig geschrieben, stets bis zum heutigen Stand der Dinge durchgeführt und mit Quellenangaben versehen, die das weitere Eindringen in den Stoff erleichtern. Ein zuverlässiges Nachschlagewerk, das auch Streitfragen nicht verschweigt, zugleich aber ein Lesebuch, das geradezu herausfordert zum „Schmökern", bei dem man in amüsanter und gefälliger Form immer wieder Neues und vielerlei Wissenswertes lernen kann. Ein Buch, das wegen seines anregenden Inhalts keiner missen will, der einmal darin geblättert hat.

C. G. CARUS / Goethe

Zu dessen näherem Verständnis. *Mit einer Einführung herausgegeben von Rudolf Marx. Mit Bild. V u. 164 S. RM 3.– (97)*

Carl Gustav Carus (1789–1869), als Mediziner, Denker und Maler gleich hervorragend, von Goethe, den er kannte und mit dem er bedeutende Briefe wechselte, mit höchsten Lobeserhebungen begrüßt, zeichnet in diesem Buche mit dem hellen Blick des Menschenkenners den Eindruck auf, den er von Goethe gewann. So entstand, aus nächster Nähe gesehen, ein unschätzbares Bild von dem Menschen Goethe, wie ihn seine Zeitgenossen sahen, ein Bericht, der die umfassende Darstellung von Herman Grimm (vgl. Bd. 162) aufs schönste bestätigt und ergänzt.

C. G. CARUS / Psyche

Zur Entwicklungsgeschichte der Seele. *Mit einer Einführung herausgegeben von Rudolf Marx. XII u. 491 S. RM 4.– (98)*

Die „Psyche", das denkerische Hauptwerk von Carus, ist das Buch, in dem die deutsche Romantik ihr Wissen um die Seele am umfassendsten dargestellt hat und zugleich eines der tiefsichtigsten Werke deutscher Psychologie. Carus verband mit großer seelischer Erfahrung die Vorsicht des Arztes. Sie behütete ihn davor, romantischen „Ahnungen" zu unterliegen. So entstand aus Tiefe und Vorsicht ein in der Geschichte des deutschen Geistes einzigartiges, von der neuesten Philosophie, Psychologie und Pädagogik aufs höchste bewundertes, dabei meisterhaft geschriebenes Werk über die Seele, das unsere Ausgabe ungekürzt wiedergibt.

GUSTAVE LE BON / Psychologie der Massen

Mit einer Einleitung von Prof. Walther Moede. XXIII u. 186 S. RM 3.50 (99)

Das berühmte, schon in alle Weltsprachen übersetzte Buch des französischen Arztes und Soziologen über die Seele der Massen und die Gesetze ihrer Beeinflussung und Führung zählt zu den größten Leistungen der Psychologie und Soziologie. Aber weit über diese Fachgebiete hinaus bedeutend, eröffnet es als ein groß gesehener, glänzend und allgemeinverständlich geschriebener Überblick eine grandiose Sicht auf Gesellschaft und Geschichte. Jeder, der mit seelischen Massenvorgängen zu tun hat, sei er Politiker, Offizier oder Jurist, Historiker, Lehrer oder Werbefachmann, wird die klaren und überaus aufschlußreichen Darlegungen und Thesen, wenn sie auch nicht überall für uns schlüssig sind, mit großem Gewinn lesen.

Nietzsche in seinen Briefen

und Berichten der Zeitgenossen. *Die Lebensgeschichte in Dokumenten. Herausgegeben von Prof. Alfred Baeumler. Mit 11 Abb. und 3 Handschriftproben. XXVII u. 563 S. RM 4.25 (Alte Ausstattung RM 4.–). Dünndruckausgabe RM 8.–* (100)

Für jeden Nietzsche-Leser kommt einmal der Augenblick, in dem er sich brennend fragt: Wie sah der vieldeutige Mensch aus, den ich hier lese, wie war er wirklich? Auf diese Frage antwortet der vorliegende Band. Er vereinigt alle irgend bedeutsamen Briefe Nietzsches und die Berichte der Zeitgenossen über ihn, durch verbindenden Text des Herausgebers zusammengehalten, zu einem unsagbar großen erschütternden Denkmal seines geistigen Lebenskampfes. Es ist keine bloße Briefsammlung, sondern die zusammenhängende Biographie des großen Deutschen, aufgebaut auf den Dokumenten.

M. DE MONTAIGNE / Die Essais und das Reisetagebuch

In den Hauptteilen herausgegeben und verdeutscht von Prof. Paul Sakmann. Mit Bildnis. XXVIII u. 298 S. RM 3.50 (101)

Montaignes „Essais", seit Jahrhunderten wieder und wieder gelesen, bekämpft, bewundert, unzählige Male nachgeahmtes Vorbild einer ganzen Literaturgattung, sind Bekenntnisse, Erfahrungen und Einsichten eines geistvollen Weltmannes und tiefgründigen Denkers, ein Buch ohnegleichen in der Welt, voll sprühenden, zitternden Lebens wie am ersten Tag. Hinzugefügt ist das nicht minder berühmte „Reisetagebuch", dieses unbestechliche, farbige Kulturbild und eine der bedeutendsten Quellen für unsere Kenntnis des ausgehenden 16. Jahrhunderts. Die vorzügliche Verdeutschung, Einleitung, verbindenden Worte und Erläuterungen verleihen dem Bande den besonderen Wert einer zugleich wissenschaftlich einwandfreien wie für jedermann lesbaren Ausgabe.

LUDWIG BÜCHNER / Kraft und Stoff

Neudruck der Urausgabe. Mit einer Einführung und Anmerkungen von Wilhelm Bölsche. XXVIII u. 222 S. RM 2.75 (102)

Dieses berühmte Werk des „Materialisten" Büchner, ein großartiges und erregendes Gesamtbild der Welt vom Standpunkt der Naturwissenschaften, gehört zu jenen klassischen deutschen Kampfschriften des 19. Jahrhunderts, mit denen das Denken einer Generation befreit und das Verständnis für Natur und eine natürliche Weltanschauung in weiteste Kreise getragen wurde. Wilhelm Bölsches erläuternde Worte erweisen die hohe Bedeutung dieser Pioniertat auch für unsere Gegenwart.

ADAM SMITH / Natur und Urſachen des Volkswohlſtandes

Neu überſetzt und mit Kommentar von Dr. Friedrich Bülow. XXVIII u. 348 S. RM 4.– (103)

Die Lehre vom „freien Wettbewerb", die in diesem 1776 erschienenen Hauptwerk des englischen Moralphilosophen zum ersten Male vertreten wurde, hat nicht nur durch Generationen die Völker Europas beherrscht, sie ist auch noch bis in unsere Tage als Ausgangspunkt aller national- und weltwirtschaftlichen Überlegungen mächtig gewesen. Daher wird jeder historisch Interessierte und jeder, dem es um die Erkenntnis der Entwicklung unseres Wirtschaftsdenkens zu tun ist, diese neue Ausgabe des grundlegenden Werkes lebhaft begrüßen; bietet sie doch dank der Erläuterungen des Herausgebers zugleich die beste Einführung in die Volkswirtschaftslehre überhaupt.

IMMANUEL KANT / Die drei Kritiken

in ihrem Zusammenhang mit dem Gesamtwerk. *Mit verbindendem Text von Dr. Raymund Schmidt. VII u. 488 S. RM 3.75 (104)*

Ein berufener Kenner gibt hier erstmalig eine Übersicht über das ganze System Kants in Kants eigenen Worten. Der Band enthält die Hauptpartien der drei „Kritiken" ebenso die der Schriften zur Religions-, Rechts- und Geschichtsphilosophie. Durch einführende Zwischenberichte zusammengehalten, bildet das Buch die seit langem gesuchte für Studium und Privatlektüre ausreichende knappe Kant-Ausgabe.

THOMAS VON AQUINO / Summe der Theologie

Herausgegeben von Dr. J. Bernhart. Bd. I: Gott und Schöpfung (LXXXIII u. 465 S.). Bd. II: Die sittliche Weltordnung (LXXIV u. 524 S.). Mit je 1 Bild. Je RM 4.– (105/106)

Grundpfeiler und Richtschnur katholischen Glaubens, Summe und Krone mittelalterlicher Philosophie ist die „Summa theologiae", das Hauptwerk des Thomas. Sie ist mit dieser neuesten deutschen Ausgabe wirklich lesbar und jedermann zugänglich geworden, denn das in meisterhafter Übertragung dargebotene Werk wird durch die Einleitungen, Zwischenberichte und Erläuterungen eines berufenen Kenners in seinem organischen Zusammenhang mit der ganzen abendländischen Kultur gezeigt und dadurch dem Verständnis des modernen Lesers besonders nahe gebracht (vgl. Nr. 109). Der erste Band enthält u. a. die berühmten Untersuchungen über die Grenzen der menschlichen Erkenntnis, über das sinnliche Gefühl und den Willen des Menschen, während im zweiten seine Bestimmung und die Verwirklichung des Sittlichen behandelt werden.

AUGUSTE COMTE / Die Soziologie

Die Positive Philosophie im Auszug. *Herausgegeben von Dr. Friedrich Blaschke. Mit Bildnis. XXV u. 563 S. RM 4.– (107)*

Der französische Geschichtsphilosoph A. Comte (1798–1857) ist der eigentliche Begründer der Soziologie, der Wissenschaft von der Gesellschaft, und seine Lehre, die er im Rahmen seiner „Positiven Philosophie" vertritt, ist das Hauptwerk aller Soziologie, mit dem der Studierende beginnt und zu dem der Kenner immer wieder zurückkehrt. Diese handliche Ausgabe, seit Jahren bei Lehrern und Lernenden im Gebrauch, setzt auch den nicht mit der Geschichte der Gesellschaftslehre vertrauten Leser in den Stand, Comtes Lehre in allen wesentlichen Punkten kennenzulernen.

ERNST VON ASTER / Geschichte der Philosophie

XXIII u. 468 S. RM 3.50 (108)

Aus vollendeter Beherrschung des Stoffes und reichster Lehrerfahrung entstand diese wissenschaftlich erstklassige, moderne Geschichte der Philosophie, die leicht und flüssig geschrieben ist, nirgends in Einzelheiten steckenbleibt und doch den Problemen nichts von ihrer Tiefe nimmt; eine Geschichte der philosophischen Probleme und Ideen, die überall auch in den Zusammenhang der allgemeinen Kultur hineingestellt werden. Dabei wird auch der Anteil der einzelnen Nationen klar und deutlich herausgearbeitet. Beratende Literaturangaben, ein Aufsatz „Wie studiert man Philosophie?", eine Wiederholungszwecken dienende Zeittafel und ausführliche Register beschließen den bewährten Band, der den Wunsch nach einer wirklich objektiven und wissenschaftlich einwandfreien Philosophiegeschichte aufs trefflichste erfüllt.

THOMAS VON AQUINO / Summe der Theologie

Herausgegeben von Dr. Joseph Bernhart. Bd. III. Der Mensch und das Heil. Mit Bildnis. CXVIII u. 664 S. RM 5.50 (109)

Mit dem dritten Bande findet diese neueste, von Fach- und Laienkreisen einhellig anerkannte deutsche Thomas-Ausgabe (vgl. Nr. 105/06) ihren Abschluß. In ihm behandelt der fromme Denker die Beziehung der Menschen zu dem Urbild Gott und spricht in klarer Sprache von dem, was der Mensch als Christ zu tun und zu lassen hat, von der Pflicht des Einzelnen und von der Aufgabe der Gemeinschaft. Das beigegebene Register erschließt die Gedankenfülle des dreibändigen Werkes, das Glossar bietet ein erläuterndes Verzeichnis der lateinischen und verdeutschten Fachausdrücke.

PAUL DE LAGARDE / Schriften für Deutschland

Herausgegeben von Prof. August Messer. Mit Bildnis. XXVI u. 219 S. RM 2.70 *(110)*

Wir verehren in Lagarde heute den glühenden Vorkämpfer der Idee Groß-Deutschland, den aufrechten Künder eines neuen Gemeinschaftsgeistes und den kritischen Mahner zu völkischer Selbstbesinnung, den aller Glanz des stürmischen Fortschritts und der üppigen Blüte seiner materialistischen Umwelt nicht zu blenden vermochte. Seine Schriften, meisterlich in Sprache und Klarheit der Gedankenführung, sind ein leidenschaftliches Bekenntnis zu deutscher Art und ein politisches Vermächtnis von lebendigster Gegenwartsgeltung.

PLATON / Der Staat

Deutsch von Dr. August Horneffer. Einleitung von Prof. Kurt Hildebrandt. Mit Bild. XXXVI u. 376 S. RM 3.75 *(111)*

Platons „Staat", die Krone unter seinen Werken und eines der größten Bücher der Philosophie und politischen Denkens überhaupt, wird hier in hervorragender Verdeutschung vollständig dargeboten. Die geforderte Vereinigung von Geist und Macht in der gleichen Hand, die entworfene Rangordnung von Führenden und Geführten und der Erziehungsplan für den neuen Adel, die neue Führerschicht, verleihen dem zeitlosen Buche heute eine besondere Aktualität.

G. W. LEIBNIZ / Die Hauptwerke

Zusammengefaßt und herausgegeben von Dr. G. Krüger. Mit Vorwort von Prof. D. Mahnke. Mit Bild. L u. 302 S. RM 3.50 *(112)*

Diese Ausgabe erfüllt eine Ehrenpflicht Deutschlands gegenüber seinem größten Geiste, denn, von Kennern betreut, gibt sie zum ersten Male eine Übersicht über alles Wesentliche und ermöglicht damit ein wirkliches Verständnis für die einmalige Größe dieses Denkers. Sie enthält die Schrift zur Errichtung der Akademie, wichtigste vaterländische Gedanken, die „Metaphysische Abhandlung", die Briefe an Arnauld und Clarke, das „Neue System der Natur", die „Nouveaux essais", die „Monadologie" und die „Theodizee".

Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten

Mit verbindendem Text herausgegeben von Prof. E. Forsthoff. 2., neubearbeitete Auflage. VIII u. 502 S. RM 4.50 *(113)*

Dieser Band ist in die NS.-Bibliographie aufgenommen

In fast unheimlicher Nähe und Farbigkeit rollt hier das bewegte deutsche Geschehen einer Vergangenheit vor uns ab, die wir selbst

noch als Gegenwart erlebten, deren bedeutungsvollste Momente uns aber erst in der historischen Betrachtung klar werden können. Aus einer Riesenfülle teils schwer zugänglicher Dokumente wurden die bezeichnendsten ausgewählt, geordnet und mit verbindenden Zwischentexten zu einem Ganzen von atemraubender Spannungsgewalt und ergreifender Wucht gestaltet. Wer die Gegenwart verstehen und sich den Blick für die Zukunft schärfen will, kann sich kein besseres und unmittelbareres Lehrbuch wünschen als dieses.

Wörterbuch der Wirtschaft

Von Dr. Friedrich Bülow. VIII u. 455 S. RM 3.75 (114)

Dieses aus langjähriger Erfahrung erwachsene Wörterbuch erläutert in gedrängter Kürze alle jene Begriffe, die als Fremdwörter oder Fachausdrücke in der Wirtschaftspraxis vorkommen. Darüber hinaus bietet es das gesamte Wirtschaftsrecht der letzten Jahre in übersichtlicher und verdichteter Form. Klarheit, Einfachheit, sachgemäße Vermittlung des Wissenswerten sind seine besonderen, vom Publikum und Fachkreisen immer wieder hervorgehobenen Vorzüge. Denn es setzt keinerlei Vorkenntnisse voraus und wahrt überall die lebendige Verbindung mit dem tatsächlichen Wirtschaftsleben. Ein praktisches Taschenlexikon der Wirtschaft für jedermann!

H. v. TREITSCHKE / Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert

Zusammengefaßt herausgegeben von Dr. H. Heffter. Bd. I: Zusammenbruch und nationale Erhebung (XXV u. 418 S.). Bd. II: Staat und Kultur der Friedenszeit (VII u. 682 S.). Mit Bildnis. Bd. I RM 3.50, Bd. II RM 4.25 (115/116)

Des großen Historikers glänzendstes Geschichtswerk, in dem die Schilderung des politischen Geschehens mit kulturgeschichtlichen Betrachtungen und der Darstellung der deutschen Stämme und Länder zu einem hinreißenden Gesamtbild verwoben ist, wird in dieser Ausgabe auf knappem Raume in vollgültiger Gestalt dargeboten. Wir Deutschen besitzen kein Buch über unsere Geschichte von gleichem Glanz, gleicher Weite der Erkenntnis, gleicher Farbigkeit und Gedankenfülle und von gleichem darstellerischem Reiz.

ERNST MORITZ ARNDT / Volk und Staat

Seine Schriften in Auswahl herausgegeben von Dr. Paul Requadt. 288 S. RM 3.25 (117)

Diese Ausgabe hebt aus Arndts Schaffen den wesentlichen Kern heraus, der uns Heutige unmittelbar angeht. Sie handelt von Volkscharakter und Rasse, von nordischem und deutschem Wesen, von

der Wurzellosigkeit des Intellektuellen und der Einfügung in den Volksverband, von Fremdländerei und Muttersprache, von Führer und Masse, und von einem Staat, der die geistigen Kräfte des Bürgertums mit denen des Bauernstandes in Einklang bringt. Wer zu deutschem Wesen in seiner Stille, Innerlichkeit und kernhaften Frische heimverlangt, dem wird das Vermächtnis des großen Deutschen in diesem Bande beglückendes Erlebnis.

Die Vorsokratiker

Die Fragmente und Quellenberichte übersetzt und eingeleitet von Prof. Dr. Wilhelm Capelle. XX u. 503 S. RM 4.50 (119)

Diese einzigartige Sammlung der frühesten Zeugnisse griechischen Denkens läßt uns den Urbeginn der abendländischen Geistesgeschichte unmittelbar miterleben: hier wurden die Begriffe Kosmos, Geist, Natur, Wissenschaft zum ersten Male gedacht. Beginnend mit den Orphikern und Thales, enthält unser Band die Originalfragmente und die antiken Nachrichten von und über Anaximandros, Anaximenes, Pythagoras u. a. bis zur Sophistik des Protagoras und Gorgias und bildet damit ein unentbehrliches, zusammenhängendes und abschließendes Werk für jeden Freund des Griechentums und der Philosophie überhaupt.

Das Neue Testament

Verdeutscht und erläutert von Prof. D. Wilhelm Michaelis. Bd. I: Die Evangelien (VII u. 426 S.). RM 3.75. Bd. II: Taten der Apostel. Briefe. Offenbarung (XI u. 527 S.). RM 4.– (120/121)

Zum ersten Male wird hier in einer schönen, dabei wohlfeilen Ausgabe eine neue Übersetzung mit einem in Fußnoten gebotenen fortlaufenden Kommentar verbunden. Die Erkenntnisse der modernen neutestamentlichen Wissenschaft sind in ihm und den Einführungen zu jeder Schrift gemeinverständlich zusammengefaßt. Da diese Ausgabe sich nicht nur an religionswissenschaftlich Interessierte, an Geistliche, Theologiestudierende und Lehrer wendet, wird sie seit jeher bei allen Bibellesern als eine willkommene Ergänzung zur Übertragung Luthers gern gebraucht.

W. H. RIEHL / Die Naturgeschichte des deutschen Volkes

Zusammengefaßt und herausgegeben von Prof. Gunther Ipsen. Mit Bildnis. XXVII u. 407 S. RM 4.– (122)

Dieser Band ist in die NS.-Bibliographie aufgenommen

Das Hauptwerk Riehls ist als großartige Gesamtdarstellung des deutschen Volkes ohnegleichen. Es vereinigt Geschichte und Kul-

turgeschichte, Landeskunde mit Volks- und Gesellschaftskunde in farbenreichen Schilderungen von Land und Leuten, Landschaft, Stämmen und Ständen. Unsere Ausgabe enthält die heute noch unvermindert gültigen Hauptteile des 1853–69 erschienenen Werkes, fügt die bedeutsamen Vorträge „Die Wissenschaft vom Volke" und „Über den Begriff der bürgerlichen Gesellschaft" hinzu und vermittelt so ein klares Bild von der geistigen Gestalt des „Vaters der deutschen Volkskunde".

THOMAS CARLYLE / Heldentum und Macht

Schriften für die Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Michael Freund. XXXV u. 362 S. RM 3.75 *(123)*

Carlyle, im 19. Jahrhundert die stärkste moralische Kraftquelle Englands, hat mit seiner Philosophie des Heldischen, die alle Macht in Staat und Gesellschaft nur der großen, reinen Führerpersönlichkeit zuerkennt, zweifellos auch uns heute viel zu sagen. Was von seinen Schriften für die Gegenwart bedeutsam ist und dauernden Wert besitzt, darunter die Meisterbiographien „Cromwell" und „Napoleon" und die berühmten Schriften über die Herrschaft des Geldes, Demokratie, Soldatentum u. a., bietet unsere Ausgabe in eindringlichster Form.

PLUTARCH / Helden und Schicksale

Übertragen und herausgegeben von Dr. Wilhelm Ax. 444 Seiten. VIII u. 436 S. RM 4.– *(124)*

Als Ergänzung, aber als selbständiges und vielleicht Plutarchs interessantestes Werk tritt hier zu den römischen und griechischen „Heldenleben" (vgl. Bd. 66/67) seine Schilderung der Männer, die großenteils abseits der Ruhmesstraße der Unsterblichkeit gekämpft haben und bei denen die Geschichte nur einen Augenblick verweilt: von Dion über Pelopidas, Phokion, Agis und Kleomenes, über Coriolan und Flaminius bis zu Sertorius, Cicero und Brutus. Nirgends erlebt man Würde und Tragik des Menschlichen so schlicht und groß wie hier.

THOMAS VON KEMPEN / Die Nachfolge Christi

Übertragen von Prof. Dr. Felix Braun. XXIV u. 302 S. RM 3.– *(126)*

Der deutsche Mystiker Thomas Hamerken aus Kempen im Rheinland besitzt den unvergänglichen Ruhm, das nächst der Bibel am weitesten verbreitete Buch geschaffen zu haben, das Buch von der

Nachfolge Christi, trostreicher noch als die Bibel, weil es Strafe und Vergeltung kaum kennt und darum nicht nur dem Christen, sondern jedem nach Einkehr und Sammlung Verlangenden unmittelbar zum Herzen spricht. Durch seine Gemütstiefe, seinen praktischen, auf echter Menschenkenntnis beruhenden Lebenssinn und die schlichte Schönheit seiner Sprache bewährt es immer aufs neue seine stärkende Kraft. Dieses Juwel der Weltliteratur wird hier in neuer, wundervoller Übertragung dargeboten, bereichert durch ein auf Grund neuester Forschungen gestaltetes Lebensbild dieses trostreichen Deutschen.

Wörterbuch der deutschen Volkskunde

Von Dr. Oswald Erich und Dr. Richard Beitl. Mit 158 Abbildungen und 6 Karten. VIII u. 864 S. RM 6.50 (127/128)

Zwei bekannte, seit Jahren in der volkskundlichen Arbeit stehende Gelehrte, die zudem die Gabe einfacher, fesselnder Darstellung auszeichnet, haben hier mit einer Reihe bewährter Mitarbeiter ein umfassendes Gesamtbild unseres heutigen Wissens von deutscher Volkskunde geschaffen. Dr. Erich vom Staatl. Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin übernahm die Darstellung der Sachgüter (Volkskunst, Haus, Tracht u. a.) und Dr. Beitl, Dozent für deutsche Volkskunde an der Universität Berlin, die der übrigen Gebiete (Glaube und Brauch, Sprache, Dichtung, Lied usw.). So entstand ein bis ins letzte wissenschaftlich genaues, dabei für jedermann lesbares Werk, das längstersehnte, willkommene Hilfsmittel für jeden, der sich über die unerschöpfliche Fülle der Erscheinungsformen des deutschen Volkstums in Vergangenheit und Gegenwart zu unterrichten sucht. Ein Buch nicht nur zum gelegentlichen Nachschlagen, sondern auch zum Lesen und allgemeinen Kenntnissesammeln.

ARISTOTELES / Hauptwerke

Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Prof. Dr. Wilhelm Nestle. Mit einem Bildnis. XLIX u. 410 S. RM 4.– (129)

Der große Vollender griechischer Philosophie, dessen allumfassender Geist über ein Jahrtausend das Denken des gesamten Abendlandes regierte, wird hier erstmalig in einem handlichen Bande weitesten Kreisen zugänglich. In zusammenhängender Form, durch Zwischenberichte miteinander verknüpft, enthält diese Ausgabe alle wesentlichen Partien der Hauptwerke: der Schrift über die Seele, der Metaphysik, der Endemischen und Nikomachischen Ethik, der Psychologie, Politik und Poetik. Alle Gedanken, Fragen und Lösungen werden aber nicht als fertiges Ergebnis dargeboten, son-

dern so, wie sie sich in Aristoteles' Leben und Streben allmählich geformt haben, so daß dem Leser zugleich mit der Lektüre die Entwicklung des aristotelischen Denkens klar und verständlich wird.

SUETON / Cäsarenleben

Neu herausgegeben und erläutert. Mit einer Einleitung von Dr. Rudolf Till. Mit 12 Porträts. XXXV u. 507 S. RM 4.50 (130)

Suetons zwölf Kaiserbiographien gehören durch Fülle und Farbigkeit zu den ewiggültigen Werken der Weltliteratur. Ein Zeitgenosse der Cäsaren, im Besitz aller, auch der geheimsten Nachrichten über sie, schilderte hier die römischen Weltherrscher von Cäsar bis zu Domitian ohne Vorurteil in der ganzen Lebensnähe, der Furchtbarkeit, aber auch der Tragik ihrer heroischen, menschlich ergreifenden oder widerwärtigen Existenz. Ein Buch, grundlegend für die Kenntnis der Antike, unschätzbar für unser Wissen um den Menschen in seiner zeitlosen Rätselhaftigkeit.

ERNST BUCKEN / Die Musik der Nationen

Eine Musikgeschichte. *494 Seiten. Mit Notenanhang und 36 Abbildungen. X u. 494 S. RM 4.– (131)*

Diese neue Gesamtdarstellung der Musikgeschichte vom alten Orient bis zur jüngsten abendländischen Gegenwart hat gleich bei ihrem Erscheinen stärksten Widerhall gefunden. Ein berufener Wissenschaftler geht hier neue, von aller überkommenen Dogmatik befreite Wege, indem er die rassisch und landschaftlich bedingten Nationalcharaktere in der Musik aufzeigt und als Orientierungspunkte in allen „Stilwellen" und spannungsreichen Entwicklungsbögen erkennen läßt. Dabei wird die große Einzelpersönlichkeit als Repräsentant ihres Volkstumes und ihrer Zeit in das Gesamtgeschehen hineingestellt. Eine Erklärung der wichtigen Fachbegriffe, Zeittafel, Literaturverzeichnis, Notenbeispiele machen den inhaltsreichen Band auch als Nachschlagewerk geeignet.

ERNST KORNEMANN / Römische Geschichte

Band I: Die Zeit der Republik (XI u. 619 S.). Band II: Die Kaiserzeit (VII u. 560 S.). Mit je einer Übersichtskarte. Je RM 5.50 (132/133)

Wer den ganzen Ablauf römischer Geschichte nicht nur kennenlernen, sondern im wahrsten Sinne des Wortes erleben will, der greife zu diesem neuesten, erst 1939 abgeschlossenen Werk des bekannten Historikers, das sich würdig neben die Meisterleistung eines Mommsen stellen darf. Während aber diese, in den Anschauungen des 19. Jahrhunderts befangen, mit ihrer nur bis zum Ende

der Republik reichenden Darstellung den geschichtsphilosophischen Einsichten unserer Zeit nicht mehr entspricht, ist es Kornemann gelungen, unter Beiziehung aller heute erreichbaren Quellen und auf Grund neuester Forschungsergebnisse sein großartiges und bis in Einzelheiten getreues Bild vom Werden und Vergehen des römischen Staatsvolkes und des Imperium Romanum so zu gestalten, daß gerade der heutige Leser mit seinem durch eigenes Erleben geschärften Blick für völkische, wirtschaftliche und politische Zusammenhänge zu einem neuen unmittelbaren Verständnis des alten Rom geführt wird, dessen Geschichte die Lehrmeisterin auch unseres politischen Lebens und Denkens sein soll.

JACOB BURCKHARDT / Der Cicerone

Neudruck der vollständigen Urausgabe. *Eingeleitet von W. von Bode. Mit einem Bildnis. XXIV u. 1036 S. RM 5.50. Geschenkausgabe (Dünndruckpapier) RM 6.50* *(134)*

Ein Standardwerk der Kunstgeschichte ist hier zum ersten Male in einer wirklich handlichen und preiswerten Ausgabe weitesten Kreisen zugänglich geworden. Was Burckhardt bescheiden „eine Anleitung zum Genuß der Kunstwerke Italiens" nannte, ist ja nicht nur der vollendetste Führer durch die gewaltige Fülle der Werke alter und neuer Kunst auf italienischem Boden, sondern zugleich ein Meisterwerk der Kunstgeschichtsschreibung, das in der Welt nicht seinesgleichen hat. Denn diese einmalige und unvergängliche Schöpfung ist selbst ein Kunstwerk, das die Eindrücke eines bedeutenden Menschen von den herrlichen Werken der antiken, mittelalterlichen und Renaissance-Kunst vermittelt. Ein Ortsregister und ein umfassendes Register der Künstler und der anonymen Werke ermöglicht ein rasches und leichtes Auffinden der Tausende von Kunstwerken, die im Texte behandelt sind, und machen diese Taschenausgabe erst recht geeignet, dem Reisenden wie dem Verweilenden und Zurückgekehrten als unerschöpfliches Auskunftsbuch zu dienen.

KARL WEINHOLD / Altnordisches Leben

Bearbeitet und neu herausgegeben von Prof. Dr. Georg Siefert. Mit Bildnis. XXVIII u. 363 S. RM 4.25 *(135)*

Karl Weinhold, einer der hervorragendsten Vertreter der nachromantischen Germanistik, hat in diesem 1856 erschienenen Werk schlechthin alles zusammengetragen, was die isländischen Sagas, die altskandinavischen Gesetze, die altnordischen Geschichtsbücher und ähnliche literarische Quellen an Nachrichten über Leben und Kultur der germanischen Nordvölker überliefern, und dieses mit

strengster Wissenschaftlichkeit gewonnene Material zu einem in wahrhaft klassischer Sprache gestalteten Gesamtbild vereinigt. Das heute für uns so bedeutsame Werk, für den Wissenschaftler schon immer eine unerschöpfliche Fundgrube, wird daher in dieser neuen, sachkundig bearbeiteten Ausgabe allen willkommen sein, denen die Erkenntnis nordisch-germanischen Wesens am Herzen liegt.

JOH. GOTTFRIED HERDER / Mensch und Geschichte

Sein Werk im Grundriß. Herausgegeben von Dr. Willi A. Koch. Mit einem Bildnis. IX u. 348 S. RM 3.25 *(136)*

Herder, dessen umfangreiches Werk fast unübersehbar und nur wenigen zugänglich war, wird hier zum ersten Male in den breitesten Bereich der deutschen Bildung eingeführt. Mit staunender Bewunderung erkennen wir einen Wächter ursprünglichen deutschen Wesens, der zugleich einer der mächtigsten Zauberer deutscher Sprache war. Unsere Ausgabe baut Herders Welt und Werk aus ihren Grundthemen Sprache und Dichtung, Geschichte und Kultur, Volkstum und Religion neu auf und enthält alle entscheidenden Schriften in ihren Hauptpartien, durch prägnante Vorberichte verbunden.

HEINRICH VON TREITSCHKE / Deutsche Kämpfe

Die schönsten kleineren Schriften. *Herausgegeben von Dr. Heinrich Heffter. XV u. 392 S. RM 3.25* *(137)*

Treitschke hat in den kleineren Schriften die hohen Vorzüge seines Hauptwerkes (vgl. Bd. 115/116) noch übertroffen. Der Blick für das Ganze des politischen und kulturellen Lebens, die seltene Gabe anschaulicher Schilderung und die bezaubernde Macht seiner Rede sind hier zu höchster Meisterschaft entwickelt. Überdies stellen die Schriften größtenteils Höhepunkte deutscher Geschichte dar: Das deutsche Ordensland Preußen; Luther und die deutsche Nation; Die Republik der vereinigten Niederlande; Königin Luise; Fichte und die nationale Idee; Heinrich von Kleist u. a. So reiht unser Band die schönsten und bedeutendsten zu einem großartigen und fesselnden Überblick über die deutsche Vergangenheit aneinander.

DIE BRÜDER GRIMM / Ewiges Deutschland

Ihr Werk im Grundriß. Herausgegeben von Dr. W. E. Peuckert. VII u. 462 S. RM 4.– *(139)*

Nirgends ist die fromme Tiefe, die Lauterkeit und Innerlichkeit deutschen Wesens so rein und schön erklungen wie in den hier gesammelten Schriften der Brüder Wilhelm und Jakob Grimm.

Unsere Auswahl hebt aus den großen Einleitungen zu den Hauptwerken (der „Kinder- und Hausmärchen", der „Deutschen Sagen" und „Heldenlieder", der „Deutschen Grammatik", der „Rechtsaltertümer", der „Mythologie" und des „Deutschen Wörterbuches") und aus den bedeutendsten und schönsten der „Kleineren Schriften" ein Bild der Brüder und ihres Denkens heraus, wie man es in solcher Eindringlichkeit bisher nicht kannte. Wer je als Kind „Grimms Märchen" lieben lernte und sie als Erwachsener wieder Kindern schenkt oder vorliest, dem wird dieser Band ganz besonders willkommen sein.

Militärisches Wörterbuch

Von Oberst Dr. Fritz Eberhardt. 2. Auflage in Vorbereitung. Mit vielen Abb., Karten und Tafeln. *(141)*

Dieses neue, erst 1940 erschienene handliche Wörterbuch umfaßt das gesamte Wehrwesen des In- und Auslandes in Vergangenheit und Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der heutigen deutschen Wehrmacht. Er bietet klar und sachlich Auskunft über Organisation, Aufbau, Ausrüstung und Bewaffnung von Heer, Marine und Luftwaffe, über Geschichte und Entwicklung des Heerwesens, berühmte Heerführer und Schlachten, über Dienstgrade, Uniformen und Abzeichen, Transport-, Verpflegungs- und Sanitätswesen, Fragen der Ausbildung wie der Zivilversorgung, der Taktik wie der Strategie – kurz über alle Fragen, die im gesamten Umkreis des Militärischen überhaupt nur interessieren können. So ist dieser überreiche Band nicht nur ein vorzügliches Hilfsmittel für den Soldaten und Offiziersanwärter, sondern ein Nachschlage- und Lesebuch, das gerade heute jeder Deutsche braucht und immer wieder zu Rate ziehen wird.

MATTHIAS CLAUDIUS / Gläubiges Herz

Sein Werk für uns. *Herausgegeben von Dr. Willi A. Koch. Mit einem Bildnis. XIII u. 318 S. RM 3.25* *(142)*

Dieser Band vereinigt alles Schöne, Tiefe und Besinnliche, das wir im Werke von Matthias Claudius als ewigen Schatz deutschen Wesens verehren und lieben. Da sind die Briefe des Wandsbeker Boten an Andres, die nachdenklichen und die heiteren Betrachtungen, die Gedichte in ihrer ergreifenden Schlichtheit, die Schnurren und Weisheiten, mit denen er den Jahreslauf begleitet. Nur das allzu Zeitgebundene ist ausgelassen. So entstand eins der innigsten und beglückendsten Bücher deutscher Zunge, ein Trost- und Weisheitsbüchlein für jeden Tag, ein Brevier tätiger Weltfrömmigkeit.

ALBIN LESKY / Die griechische Tragödie

Mit 4 Bildnissen. 258 S. RM 2.75 *(143)*

Ein berufener Künder griechischen Geistes behandelt hier in klarer, gemeinverständlicher Sprache ein Gebiet der Weltliteratur, das dem heutigen Lebensgefühl besonders nahesteht. Indem wir die Entwicklung der griechischen Tragödie aus dem mythischen Urgrund eines heroischen Geschlechtes bis zu ihrem späten Nachleben in der bürgerlichen Komödie des Menander verfolgen, erkennen wir die Verwurzelung des menschlichen Seins im Heroischen und Tragischen überhaupt und erleben die überzeitliche Macht einer Kunst, die seit Shakespeare und Kleist auch den nordischen Menschen immer wieder aufs tiefste erschüttert und bewegt.

FRIEDRICH HEBBEL / Der Mensch und die Mächte

Die Tagebücher ausgewählt und eingeleitet von Ernst Vincent. Mit einem Bildnis. XXXI u. 410 S. RM 3.75 *(144)*

In seinen Tagebüchern hat Hebbel mit schonungsloser Offenheit und letzter Aufrichtigkeit vor sich selbst seinen Lebenskampf aufgezeichnet, seinen Kampf um die Existenz und sein Ringen um das große Drama, das aus der Tiefe und Gegensätzlichkeit nordischen Weltgefühls heraufwuchs. Unsere Ausgabe stellt aus der ungegliederten Stoffmasse, in die Lesenotizen, Gesprächsreflexe, Briefabschriften und Materialsammlungen eingeflossen sind, die biographische und geistige Einheit wieder her und bietet so eines der unmittelbarsten, rückhaltlosesten Zeugnisse germanisch-tragischer Welterkenntnis.

RICHARD WAGNER / Die Hauptschriften

Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Ernst Bücken. Mit einem Bildnis. VI u. 474 S. RM 4.– *(145)*

In dieser Zusammenfassung und biographischen Verknüpfung alles Wichtigen aus Wagners Schriften und Briefen mit Teilen seiner Selbstdarstellung und Berichten Dritter wird vor allem der Denker Wagner klar erkennbar, der ständig hinter dem Künstler steht und ohne den sein Kunstwerk und z. B. Nietzsches häufige Beziehung auf ihn unverständlich bleiben muß. So entstand ein Buch, das jedem willkommen sein wird, der ohne langwieriges Studium der mehrbändigen Originalausgaben die künstlerische, philosophische und kulturpolitische Macht Wagners begreifen und ihre Gegenwartsbedeutung ermessen will.

LEOPOLD VON RANKE / Geschichte und Politik

Ausgewählte Aufsätze und Meisterschriften. Herausgegeben von Hans Hofmann. Mit Bildnis. XXXVI u. 428 S. RM 3.75 (146)

Hier sind alle die Schriften vereinigt, in denen der größte Geschichtsschreiber die Summe seiner geschichtlichen und politischen Erkenntnis zieht. So entstand ein einzigartiges, zugleich höchst reizvolles Meisterwerk gesamtgeschichtlicher Überschau, an historischem Rang und Bedeutung für die Gegenwart Jacob Burckhardts „Weltgeschichtlichen Betrachtungen" vergleichbar. Aus seinem Inhalt: „Frankreich und Deutschland" (Frankreichs politischer Charakter und die deutsche Aufgabe), „Politisches Gespräch" (vom Staat und der Hingabe an ihn), „Über Verwandtschaft und Unterschied der Historie und Politik", „Geschichte und Philosophie", „Über die Epochen der neueren Geschichte" (die geniale kurze Weltgeschichte vom römischen Weltreich zum 19. Jahrhundert), „Friedrich II., König von Preußen" (die hinreißende politische Biographie des großen Königs), „Zum Kriege 1870/71".

WILHELM CAPELLE / Die Germanen der Völkerwanderung

Nach den zeitgenössischen Quellen dargestellt. Mit einer mehrfarbigen Karte. IX u. 580 S. RM 5.50 (147)

Dieser Band wurde in die NS.-Bibliographie aufgenommen.

Der bekannte Hamburger Gelehrte, der seine Meisterschaft im Erschließen antiker Quellen schon oft bewiesen hat (vgl. auch Bd. 4 u. 119), gibt hier mit derselben wissenschaftlichen Akribie eine umfassende und doch bis in kleinste Einzelheiten getreue Darstellung der Schicksale aller germanischen Stämme, die vom 4. bis 6. Jahrhundert kämpfend und erobernd in die Provinzen, ja bis ins Mutterland des römischen Weltreichs vordrangen. Durch die ständige Heranziehung der alten Quellen über Persönlichkeit und Taten der germanischen Stammesfürsten und Heerführer, der zeitgenössischen Berichte über die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Zustände und über die einzelnen Phasen der Kriegszüge, Belagerungen und Schlachten werden wir selbst zu Zeugen des schicksalhaften Geschehens zur Zeit der Völkerwanderung. Glanz und Größe, aber auch Niederlagen, Leid und schmachvolle Verräterei werden ohne Übertreibung oder Beschönigung geschildert, und wir erleben unmittelbar mit, wie der Zwiespalt zwischen der zwingenden Idee des schon absinkenden Imperium Romanum und der eigenen völkischen Ordnung der Germanenstämme den meisten von ihnen zum Verhängnis wurde.

Die Gedichte des Horaz

Übertragen und mit dem lateinischen Text herausgegeben von Prof. Dr. Rudolf Helm. XXVII u. 280 S. RM 3.25 *(148)*

Der besondere Reiz dieser neuen, sprachlich und wissenschaftlich gleich hervorragenden Übertragung besteht darin, daß sie bei genauer Einhaltung der horazischen Versmaße erstmalig auch im Deutschen ein wirklich treues Abbild des Originaltextes bietet. So wird es nun auch dem Laien möglich, die verfeinerte Verskunst des Horaz unmittelbar zu genießen und damit erst die ganze Schönheit der berühmten Oden und Epoden voll zu würdigen. Die lebensnah geschriebene Einleitung in Verbindung mit den im Anhang alphabetisch geordneten Erläuterungen der mythologischen und politischen Anspielungen läßt auch die menschliche Persönlichkeit des Dichters und seine geistige Umwelt sowie seine Nachwirkung im abendländischen Geistesleben klar erkennen.

FRIEDRICH LIST / Um deutsche Wirklichkeit

Seine Schriften in Auswahl mit verbindendem Text herausgegeben und eingeleitet von Fritz Forschepiepe. Mit einem Bildnis. XXXV u. 283 S. RM 3.25 *(149)*

Ein glühender Vorkämpfer der Idee Großdeutschland spricht hier zu uns, aber auch der Mann, der mit klarem Blick für das wirklich Erreichbare bereits vor hundert Jahren die Einheit der Wirtschaft, die vom Staate gelenkte Ausbildung und Förderung aller produktiven Volkskräfte vertrat, eine deutsche Flotte, Kolonien und bewußte Pflege des Auslandsdeutschtums forderte und ein großzügiges Verkehrsnetz für Deutschland entworfen hat. Unsere Ausgabe hebt aus Lists umfangreichem Lebenswerk das Wichtigste heraus und bietet mit den Hauptpartien seiner politischen und volkswirtschaftlichen Schriften, durch einführende Vorberichte erläutert, ein anschauliches Bild von Leben und Werk dieses großen Deutschen.

THUKYDIDES / Der große Krieg

Übersetzt und eingeleitet von Dr. Heinrich Weinstock. Mit Bildnis und einer Karte. XXVIII u. 174 S. RM 2.75 *(150)*

Erst durch diese meisterhafte Übertragung wird die Lektüre des klassischen Geschichtswerkes uns Heutigen zum erschütternden und zugleich beglückenden Erlebnis. Mit letzter Klarheit erkennen wir die politischen und menschlichen Zusammenhänge in diesem Weltkrieg der Antike in all ihrer fast unheimlichen Gegenwartsbeziehung. Darüber hinaus vermitteln Einleitung und Nachwort des

ausgezeichneten Kenners und Künders antiken Geistes ein neues ehrfurchtsvolles Verständnis für die überzeitliche Größe eines Mannes, der mit seherischem Blick mitten im Untergang seines Volkes ein schicksalhaftes Geschehen aufzeichnete „zum dauernden Besitz der Menschheit".

FRANZ LENNARTZ / Die Dichter unserer Zeit

300 Einzeldarstellungen zur deutschen Dichtung der Gegenwart. Vierte, erweiterte und ergänzte Aufl. VII u. 392 S. RM 3.75 (151)

Unter bewußtem Verzicht auf literargeschichtliche Erörterungen, aber mit sicherem Instinkt für das Wesentliche wird hier eine umfassende Bestandsaufnahme der heute gültigen und lebendigen deutschen Dichtung dargeboten. Jede der alphabetisch geordneten Darstellungen enthält alles Wissenswerte über Leben und Schaffen des betreffenden Dichters, belegt mit Daten und einer kurzen Charakteristik und Inhaltsangabe seiner Hauptwerke. So kann der Leser selbst entscheiden, welcher der vorgestellten Dichter seinem Wesen entspricht, um dann unmittelbar zu seinem Werk vorzudringen. Ein ideales Nachschlagewerk für jeden Literaturfreund!

AISCHYLOS / Die Tragödien und Fragmente

In der Übertragung von J. G. Droysen neu herausgegeben und erläutert von Dr. Walter Nestle. LVI u. 408 S. RM 4.– (152)

Im Sterbejahr Goethes erschien J. G. Droysens vollständige Aischylos-Übersetzung, der geniale Wurf eines dichterisch hochbegabten jungen Gelehrten. Sie war und blieb, von Droysen noch ständig verbessert und vervollkommnet, die erste und einzige Übertragung aller erhaltenen Tragödien und Werkfragmente des größten griechischen Dichters neben Homer, unerreicht auch in der hohen, dem Original ebenbürtigen Sprachkunst goethescher Prägung. Die neue Ausgabe, erschöpfend eingeleitet und erläutert, beseitigt auch die letzten, nach dem neuesten Stand der Wissenschaft nachweisbaren Irrtümer aus dieser wahrhaft klassischen Übersetzung und wird daher jedem willkommen sein, der die Werke Aischylos' in einer Form zu besitzen wünscht, die den höchsten Ansprüchen gerecht wird.

JEAN PAUL / Weltgedanken und Gedankenwelt

Aus seinem Werk ausgewählt und aufgebaut von Richard Benz. Mit einem Bildnis. XLVIII u. 308 S. RM 3.75 (153)

Als einer der großen Deutschen ist Jean Paul heute aufs neue in unseren Gesichtskreis getreten. Nur die Lektüre seiner zahlreichen

und umfangreichen Werke gilt nach wie vor als schwierig und mühevoll. Die vorliegende Auswahl aus seinem Gesamtwerk aber ermöglicht nicht nur jedermann ein unmittelbares Erfassen seiner dichterischen und denkerischen Persönlichkeit, sondern vermittelt auch den Kennern und Verehrern seiner Werke ein ganz neues Bild seiner geistigen Gestalt. In reicher Fülle, aber übersichtlich nach Grundthemen geordnet, enthält dieser Band Gedanken und bezeichnende Äußerungen Jean Pauls, die, kurz und köstlich im einzelnen, sich zu einem erfrischenden und zugleich tiefgründigen Buch deutscher Lebensweisheit zusammenschließen. Einleitung, Schriften- und Quellennachweis sowie die im Anhang alphabetisch geordneten Erläuterungen der nicht jedem gegenwärtigen Namen, Gegenstände und Anspielungen erhöhen den einzigartigen Wert dieses auch äußerlich reizvollen Bandes.

G. C. LICHTENBERG / Aphorismen, Briefe, Schriften

Herausgegeben von Dr. Paul Requadt. Mit 12 Abbildungen und 8 Bildtafeln. XLV u. 524 S. RM 4.75 *(154)*

Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), der bisher nur als geistvoll-witziger Satiriker galt, ist in Wahrheit der Typus des ernsten Lebensphilosophen und nicht nur deshalb uns Heutigen besonders nahe. Auch er steht an der Wende zweier Zeiten, ahnt die Macht des Instinkts über alle klügelnde Vernunft und erschließt ganz neue Erkenntnisbereiche, indem er überall auf Echtheit dringt. Seine genialen Einfälle und erstaunlichen Erkenntnisse sind aber nicht nur in seinen berühmten Aphorismen fixiert, sondern treten noch mehr und noch deutlicher in seinen Tagebüchern, Briefen und Schriften zutage. Alle diese Äußerungen seines scharfsichtigen Geistes sind in diesem Bande zusammengefaßt, der somit die große Einheit wieder herstellt, welche allein ein unverfälschtes Bild des ganzen Lichtenberg vermittelt.

FRIEDRICH RATZEL / Erdenmacht und Völkerschicksal

Eine Auswahl aus seinen Werken herausgegeben und eingeleitet von Generalmajor a. D. Prof. Dr. Karl Haushofer. Mit Bildnis. XXVII u. 308 S. RM 4.25 *(155)*

Friedrich Ratzel (1844–1904), der „Vater der Geopolitik", gehört zu jenen großen Deutschen, deren Bedeutung erst in jüngster Zeit erkannt wurde und deren weit vorausschauende Gedanken erst in unseren Tagen zu vollster Wirkung gelangen. Sein großräumiges Weltbetrachten, seine Lehre von der geographischen Bedingtheit politischer Vorgänge und vom Lebensraum als dem Angelpunkt aller Politik, zu seinen Lebzeiten nur von wenigen verstanden, mußte erst

durch Vermittlung seines schwedischen Schülers Kjellén als „Geopolitik" ins Bewußtsein auch des deutschen Volkes dringen, um heute in der weitschauenden Politik des Großdeutschen Reiches ihre großartige Verwirklichung zu finden. – Karl Haushofer, der bekannte Führer der geopolitischen Forschung in Deutschland, bietet hier eine von allem Zeitbedingten befreite Auswahl aus Ratzels unvergänglichem Gedankengut, das kennen zu lernen gerade heute jedem Deutschen innerstes Bedürfnis sein muß.

FRANCESCO DE SANCTIS

Geschichte der italienischen Literatur

Herausgegeben vom Deutsch-Italienischen Kulturinstitut Petrarca-Haus in Köln. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Fritz Schalk. Band I: Von den Anfängen bis zur Renaissance. XXX u. 624 S. RM 5.50. – In Vorbereitung: Band II: Von der Spätrenaissance bis zur Romantik. *(156/57)*

In einer Zeit, die um die Erkenntnis der geistigen Grundlagen des heutigen Italiens bemüht ist, wird hier der deutschen Öffentlichkeit erstmalig ein Werk zugänglich gemacht, das in Italien schon lange als klassisches Hausbuch gilt und noch heute ständig in neuen Auflagen erscheint, berühmt als Geschichte der Literatur wie des nationalen Bewußtseins. Verfaßt von einem hervorragenden Gelehrten und fanatischen Vorkämpfer der nationalen Einigung Italiens, bietet es eine klare und lückenlose Anschauung von der dichterischen Entfaltung des italienischen Geistes. – Die deutsche Ausgabe des hier zunächst vorliegenden ersten Bandes des zweibändigen Hauptwerks von De Sanctis (1812–1883) enthält als Beigabe außer der Einleitung von Prof. Fritz Schalk in einem eigens für die Bedürfnisse des deutschen Lesers geschaffenen Anhang die notwendigen Erläuterungen, ein biographisches Verzeichnis der Dichter mit ausführlicher Bibliographie der italienischen und deutschen Ausgaben ihrer Werke und des Schrifttums über sie und ein umfassendes Register.

Liedsang aus deutscher Frühe

Eine Auswahl mittelhochdeutscher Dichtung. Übertragen und herausgegeben von Dr. Walter Fischer. XXXIX u. 278 S. RM 4.– *(158)*

Der unmittelbare Zugang zur mittelhochdeutschen Dichtung ist immer nur dem kleinen Kreis Geübter offen, die durch Schule oder Studium die Sprache der Urtexte erlernt haben. Bei den meisten Übersetzungen aber gilt das Interesse vorwiegend nur einer bestimmten Dichtungsgattung oder einigen wenigen, bevorzugten

Dichtern. Die vorliegende Ausgabe nun enthält in vorzüglicher Übertragung Minne- und Kreuzfahrerlieder, politische Lyrik und Geißlerlieder, Tagelieder und Spruchweisheit von rund 50 Dichtern, von denen die meisten zudem mit mehreren Proben vertreten sind. So wird in dieser reichen, in gedankliche Gruppen übersichtlich gegliederten Auswahl die ganze Fülle und Vielfalt der Persönlichkeiten, Gedanken und Kunstformen erst vollkommen deutlich und damit Wesen und Gehalt einer Epoche deutscher Dichtung, deren kämpferischem und männlich-ritterlichem Geiste wir uns gerade heute besonders nahe fühlen.

HEINRICH VON STEIN / Idee und Welt

Das Werk des Philosophen und Dichters. *Ausgewählt und mit den Dokumenten seines Lebens herausgegeben von Dr. Günter Ralfs. Mit Bildnis. XXXIX u. 419 S. RM 5.–* *(159)*

Beim Tode Heinrichs von Stein, der 1887 kaum dreißigjährig als Privatdozent der Philosophie in Berlin starb, klagte Nietzsche: „Warum bin ich nicht an seiner Stelle abgerufen worden – es hätte mehr Sinn gehabt!" Und wie Richard Wagner einst mit Stolz auf den jungen Freund geblickt hatte, so bekannte auch H. St. Chamberlain, daß er den Verlust Steins nie ganz verwinden konnte. Wenn aber diese Vorkämpfer einer deutschen Erneuerung in Stein einen der Ihren sahen, so ergibt sich daraus für uns Heutige die Verpflichtung, uns mit dem Leben und Schaffen dieses Frühvollendeten vertraut zu machen. Dem dient dieser Band. Er enthält in kennzeichnenden Proben aus seinen Schriften und Dichtungen, darunter bisher ungedruckte Arbeiten aus dem Nachlaß, den glühenden Kern seines Schaffens, dazu viele gleichfalls hier erstmalig veröffentlichte Briefe und Tagebuchaufzeichnungen. In sinnvoller Auswahl vereinigt und durch Zwischenberichte verknüpft vermitteln sie ein geschlossenes und gültiges Bild seiner überragenden Gestalt, das Bild eines trotz seiner Jugend großen Deutschen, dessen seherischer Geist unmittelbar an die Probleme unserer Gegenwart rührt.

Luther im Gespräch

Die Aufzeichnungen seiner Freunde und Tischgenossen. *Zum erstenmal nach den Urtexten übertragen und herausgegeben von Dr. Reinhard Buchwald. XLII u. 363 S. RM 4.50* *(160)*

Gegenüber den alten Lutherschen „Tischreden", die Joh. Aurifaber in vielfach willkürlich veränderter Form als ein Buch der Erbauung und dogmatischen Lehre im Jahre 1566 herausgegeben hat, und die so immer wieder nachgedruckt wurden, erscheinen hier die Gespräche, die Luther in vertrautem Kreise führte, erstmalig in

neuer Übertragung nach den Originalniederschriften seiner Zeitgenossen. Aber nicht nur die bekannten „Tischreden" enthält diese neue Ausgabe, sondern dazu ebenso viele bisher unbekannte Texte, die wegen der Schwierigkeit ihrer Entzifferung bisher nur der Wissenschaft zugänglich waren. Sie alle, von dem Herausgeber mit feinem Takt und sicherem Sprachgefühl übersetzt, gestatten endlich ein unmittelbares Eindringen in Leben, Geist und Seele des Reformators und lassen vor allem seine menschliche und historische Größe klar erkennen. Ein Buch von umwälzender Bedeutung für das Lutherbild der Gegenwart, dank der vorzüglichen Erläuterungen und einem ausführlichen Register zum Lesen wie zum Nachschlagen gleich geeignet.

SALLUST / Das Jahrhundert der Revolution

Übersetzt und eingeleitet von Dr. Heinrich Weinstock. Mit einer Zeittafel. XLII u. 231 S. RM 3.50 *(161)*

Gajus Sallustius Crispus (86–36 v. Chr.), der als Politiker und zeitweise Gouverneur in Nordafrika die bewegteste Epoche in der Geschichte Roms miterlebt hat, die Zeit der Parteiwirren, Umstürze und Bürgerkriege von der Diktatur Sullas bis zum Ende Cäsars und dem Aufstieg des Oktavian (Augustus), ist einer der bedeutendsten römischen Geschichtsschreiber. Als glänzender Stilist und am Vorbild des Thukydides (s. Bd. 150) geschult, weiß er ungemein spannend und mitreißend von den Machtkämpfen, Intrigen, Verrätereien und all den aufwühlenden Ereignissen zu erzählen, von denen seine Zeit erfüllt war. Seine Hauptwerke, die beiden „Politischen Sendschreiben an Cäsar", die „Verschwörung des Katilina" und „Der Jugurthinische Krieg", die diese Ausgabe in meisterhafter Übersetzung vereinigt, sind darum nicht nur spannend zu lesen, sondern bilden auch wegen der großartigen geschichtsphilosophischen Erörterungen des Sallust eine äußerst aufschlußreiche Lektüre.

HERMAN GRIMM / Das Leben Goethes

Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Reinhard Buchwald. Mit 12 Kunstdrucktafeln. XL u. 512 S. RM 4.75 *(162)*

Auf die so oft gestellte Frage nach der besten Goethe-Biographie wird man auch heute immer zuerst dieses Buch nennen, das dank seiner inneren Leuchtkraft und Frische alle ähnlichen Bücher vor ihm und nach ihm überlebt hat. Niemand konnte auch berufener sein, das Leben Goethes zu schildern als Herman Grimm, der selbst in einer engen persönlichen Verbundenheit zu Goethes Lebenskreis stand, über eine intime Kenntnis alles nur irgend Wissenswerten von und über Goethes Leben und Schaffen verfügte und zudem die seltene Gabe

besaß, seine Gedanken in einem klassischen Deutsch goethescher Prägung wiederzugeben, das allein schon die Lektüre zu einem wirklichen Genuß macht. Das zuerst 1876 gedruckte Werk erscheint hier in einer neuen Bearbeitung, die mit taktvollen Kürzungen und Berichtigungen, die im Anhang begründet werden, dem heutigen Stand der Goethe-Forschung und dem Bedürfnis des modernen Lesers gerecht wird. Literaturangaben, Anmerkungen und eine umfassende Zeittafel erhöhen noch den Wert dieses schön und würdig ausgestatteten Bandes.

Deutsches Soldatentum

Dokumente und Selbstzeugnisse aus elf Jahrhunderten deutscher Wehrgeschichte. *Herausgegeben und eingeleitet von Legationsrat Dr. Johannes Ullrich. LVI u. 391 S. RM 4.50 (164)*

Von der Karolingerzeit bis zur jüngsten Gegenwart reicht diese einzigartige Auswahl von Dokumenten und Selbstzeugnissen, die in ihrer Gesamtheit nicht nur die historische Größe und unwandelbare Einheit deutschen Soldatentums widerspiegeln, sondern, unterstützt durch die vorzügliche Einleitung und die einzelnen Vorbemerkungen des Herausgebers, auch einen ungemein fesselnden und lebensvollen Überblick über elf Jahrhunderte deutscher Wehrgeschichte bieten. Zu den frühesten Gesetzen und Verordnungen über Verfassung und Aufbau der Wehrmacht treten Denkschriften, Abhandlungen und Leitsätze über Strategie, Taktik, Heeresorganisation und die ethischen Werte militärischer Erziehung aus der Feder großer Soldaten wie Wallenstein, Schwendi, Montecuccoli, Friedrich der Große, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Grolman, Clausewitz, Radetzky, Roon, Prinz Friedrich Karl von Preußen, Moltke, Schlieffen, Conrad, Hindenburg, Ludendorff und Seeckt. Gründliche Literaturnachweise und ausführliche Register machen den inhaltreichen Band auch zum weiteren Selbststudium geeignet für jeden, der sich aus Neigung oder Beruf mit der Geschichte des deutschen Kriegswesens noch eingehender zu befassen wünscht.

Wörterbuch der Kunst

Herausgegeben von Prof. Dr. Johannes Jahn in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. W. von Jenny und Dozent Dr. R. Heidenreich. 207 Abbildungen. VII u. 617 S. RM 5.50 (165)

Wer sich nur je für Kunst interessiert, der wird diesen Band, wenn er ihn nur einmal in der Hand gehabt hat, nicht mehr missen wollen. Denn dieses umfassende Kunstlexikon gibt mit seinen nahezu 3000 Stichwortartikeln erschöpfende Auskunft auf all die vielen Fragen aus dem Bereich der Baukunst und Bildhauerkunst, der Malerei und des Kunstgewerbes aller Zeiten und Völker, deren Beantwortung

dem einzelnen nur nach langem Studium einer umfangreichen Spezialliteratur möglich wäre. Die Kunstgeschichte der einzelnen Länder, die Stilepochen und ihre Probleme, führende Künstlerpersönlichkeiten und berühmte Kunstwerke, die verschiedenen Kunsttechniken, werden gründlich behandelt und allgemein verständlich erläutert und, wo notwendig, durch treffende Bildbeigaben erklärt.

Wegbereiter des deutschen Sozialismus

Eine Auswahl aus ihren Schriften, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Erich Thier. XXXVI u. 302 S. RM 4.25 *(166)*

Als „Wegbereiter des deutschen Sozialismus" werden hier diejenigen Männer verstanden und unter Beigabe wesentlicher Teile ihrer Schriften gewürdigt, die in dem ein Jahrhundert währenden Kampf um eine soziale deutsche Volksordnung für die Überwindung des Gegensatzes zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Arbeitertum leidenschaftlich, aber vergeblich ringend eingetreten sind. Ihr Kampf, unterbrochen und teilweise überlagert vom Marxismus, wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgelöst durch die Erkenntnis, daß das Eindringen der Maschine und die sie begleitende kapitalistische Wirtschaftsform neue Sozialfronten entstehen lassen und damit die innere Einheit und Ordnung des deutschen Volkes aufs schwerste gefährden würden. Sind diese Fronten in unseren Tagen auch endgültig zerbrochen, so ist es doch eine Pflicht der Dankbarkeit, uns mit jenen Männern, die den Durchbruch der sozialen Ehre vorzubereiten suchten, vertraut zu machen und ihrer in Ehrfurcht zu gedenken.

CARL VON CLAUSEWITZ / Geist und Tat

Das Vermächtnis des Soldaten und Denkers in Auswahl aus seinen Werken, Briefen und unveröffentlichten Schriften. *Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Walther M. Schering. Mit Bildnis. XXXV u. 382 S. RM 4.50* *(167)*

Carl von Clausewitz (1780–1831), dessen grundlegende Gedanken über Kriegskunst und die ethisch-moralischen Triebkräfte im Kriege gerade heute in aller Munde sind, tritt hier nicht nur als der große Kriegstheoriker und Philosoph des Handelns vor uns, sondern als ein Klassiker der deutschen Geistesgeschichte, der mit der Klarheit und Schärfe seines allumfassenden Denkens weite Gebiete des Lebens erhellt hat. Der hervorragende Clausewitz-Kenner und berufene Verwalter seines noch unveröffentlichten Nachlasses, Prof. W. M. Schering, Berlin, läßt hier Leben, Werk und Persönlichkeit dieses großen Deutschen in gültiger Auswahl aus seinen Schriften und Briefen leibhaftig und unvergeßlich vor uns erstehen. Dieser Band offenbart wirklich den ganzen Clausewitz.

NIETZSCHE / Schwert des Geistes

Worte für den deutschen Kämpfer und Soldaten. Ausgewählt von Dr. Joachim Schondorff. VIII u. 199 S. RM 2.25 (169)

Die hier in sinnvoller Ordnung dargebotenen Worte des großen deutschen Denkers, Worte des Kampfes, der Stärke und Besinnung, fügen sich zu einem Nietzsche-Brevier von aktuellster Bedeutung und nie erlahmender Schlagkraft zusammen. Wiederum zeigt es sich, daß Nietzsches Kampf gegen jeden faulen Kompromiß und sein seherisches Eintreten für eine neue Wertsetzung nicht nur nicht veraltet ist, sondern gerade für unsere Gegenwart und Zukunft maßgebende Bedeutung besitzt. Die Tausende, denen in der Heimat und an der Front jetzt wieder, wie im Weltkrieg, Nietzsches „Zarathustra" zum täglichen Begleiter geworden ist, werden diesen Band aus tiefstem Herzen willkommen heißen. (Vgl. Bd. 30.)

G. E. LESSING / Heldentum der Vernunft

Auswahl aus seinen Werken, verstreuten Schriften und Briefen. *Herausgegeben und eingeleitet von Dr. Rudolf K. Goldschmit-Jentner. Mit Bildnis. XL u. 175 S. RM 3.25* (172)

Lessing spricht hier so zu uns, wie ihn heute nur die wenigsten kennen: als kämpferischer Denker, der allem Vernebelten, Unechten und Verstaubten energisch zu Leibe rückt und mit seinem scharfsichtigen und überlegenen Geist überall das Wesentliche, einer wahren Vernunft Gemäße ans Licht hebt. Die vorliegende Auswahl, übersichtlich gegliedert und vorzüglich eingeleitet, enthält Aphorismen und größere Stücke aus allen, selbst den entlegensten Werken, Schriften und Briefen Lessings und bietet nicht nur eine höchst anregende und genußreiche Lektüre, sondern vermittelt auch eine klare Vorstellung von der geistigen Persönlichkeit und überragenden Bedeutung dieses großen Deutschen.

Der Protestantismus im Wandel der neueren Zeit

Texte und Charakteristiken zur deutschen Geistes- und Frömmigkeitsgeschichte seit dem 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. *Herausgegeben von Professor Lic. theol. Dr. phil. Kurt Leese. XXII u. 386 S. RM 4.75* (180)

In diesem Buch werden keine theologischen oder konfessionellen Streitfragen erörtert. Es will vielmehr aus rein geistesgeschichtlicher Schau einem weiteren, fachlich nicht vorgebildeten Kreise jene geistige und religiöse Haltung dartun, die wir als „protestantisch"

bezeichnen und die, in steter Wechselbeziehung zur Philosophie, seit Lessing und Herder als eine typische Denkform der deutschen Geistesgeschichte erscheint. Der bekannte Hamburger Religionsphilosoph löst diese Aufgabe mit einer Auswahl von Texten und Charakteristiken aus den Werken von mehr als 40 deutschen Dichtern, Philosophen, Theologen und Historikern. Diese Auswahl, vom Herausgeber durch Vorberichte im einzelnen erläutert und durch Einleitung und Nachwort zusammengeschlossen, gibt eine klare Anschauung vom Wesen und den Wandlungen des modernen Protestantismus und vermittelt darüber hinaus ein ungemein fesselndes und lebendiges Bild deutscher Geistes- und Frömmigkeitsgeschichte.

*

Als nächste Neuerscheinungen sind in Vorbereitung:

SOPHOKLES / Die Tragödien

Übersetzt und eingeleitet von Dr. Heinrich Weinstock. Mit Bildnis. (163)

Sophokles, der geschichtlich und künstlerisch in der Mitte zwischen Aischylos und Euripides steht, in der Mitte auch des griechischen Denkens überhaupt, ist der griechischste Grieche. Denn das Tragische als der schöpferische Kern griechischer Welterfahrung, Weltauslegung, Weltgestaltung findet in ihm seine reinste Ausprägung. Jeder Verehrer des ewigen Griechentums wird daher eine neue Übersetzung der sophokleischen Werke begrüßen, wenn sie von einem wissenschaftlich wie in der Beherrschung aller sprachlichen Mittel so hochstehenden Mittler griechischen Geistes wie Heinrich Weinstock vorgelegt wird. Denn er hat nicht nur sein Ziel, Wort und Fluß der sophokleischen Sprache so treu wiederzugeben, wie es die deutsche Sprache ohne Vergewaltigungen nur erlaubt, vollkommen erreicht, er ist in dieser Ausgabe durch eine tiefschürfende Einführung und die erläuternden Einleitungen zu den einzelnen Tragödien auch selbst unser Führer in den Geist der Dichtungen und ihren Ideengehalt.

GIORDANO BRUNO / Die Befreiung des Geistes

Eine Auswahl aus seinen Schriften. *Herausgegeben und eingeleitet von Professor Ernesto Grassi. Mit Bildnis.* *(168)*

Der um die Erforschung der Beziehungen zwischen deutscher und italienischer Philosophie verdiente italienische Gelehrte bietet hier eine umfassende und zudem vorzüglich eingeleitete und durch Zwischenberichte erläuterte Auswahl aus dem Gesamtwerk des größten Philosophen Italiens. Die Ausgabe erschließt dem deutschen Leser nicht nur das philosophische System dieses großen Denkers in neuer und einprägsamer Weise, sie zeigt auch, daß nicht Descartes, sondern Bruno der eigentliche Begründer des modernen Denkens gewesen ist, der den europäischen Geist von den Fesseln des kirchlichen Dogmas befreite.

JONATHAN SWIFT

Schriften, Fragmente und Aphorismen

Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Dr. Michael Freund. Mit Bildnis. *(171)*

Während die meisten von uns den Verfasser der berühmten „Gullivers Reisen" nur als glänzenden und phantasievollen Schriftsteller kennen, wird Swift hier als das gezeigt, was er in Wahrheit war: ein Satiriker und Essayist von überzeitlichem Format, der als ein Bernard Shaw seiner Zeit die Engländer, ihre verlogene gesellschaftliche Moral und ihre politische Überheblichkeit, mit ungeheurem Witz anzuprangern wußte und im Kampf gegen dieses verhaßte Britentum schließlich selbst zum Menschenverächter wurde. Der von einem Kenner gestaltete und biographisch wie zeitgeschichtlich erläuterte Band ist daher ein Zeitdokument von größter Gegenwartsbedeutung und zugleich ein höchst amüsantes Lesebuch.

NICCOLO MACHIAVELLI

Gedanken über Politik und Staatsführung

Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Dr. Rudolf Zorn. Mit Bildnis. *(173)*

Erst die jüngste Forschung hat erwiesen, daß Machiavellis wahre Meinung über den Sinn der Geschichte und die Methoden der Politik und Staatsführung nicht in seinem berühmten, aber für einen bestimmten politischen Zweck verfaßten Traktat „Der Fürst" zum Ausdruck kommt, sondern allein in seinen „Discorsi", jenen Ge-

danken und Betrachtungen, die er gelegentlich der Lektüre der ersten zehn Bücher des Livius in meist aphoristischer Form niedergeschrieben hat. Sie werden hier zum erstenmal in einer von allem historischen Ballast befreiten Ausgabe wiedergegeben und lassen erkennen, daß der florentinische Staatssekretär der erste große politische Denker der Neuzeit ist, unserer Gegenwart darin aufs innigste verbunden, daß er als erster das absolute Primat der Politik forderte.

JOH. GOTTL. FICHTE / Politik und Weltanschauung

Fichtes Kampf um die Freiheit, dargestellt in einer Auswahl aus seinen Schriften. *Von Dr. Wolfram Steinbeck. Mit Bildnis.* *(174)*

„Ich will nicht bloß denken, ich will handeln", schrieb Fichte einmal seiner Verlobten, und diese Verbindung von Erkenntnisdrang und Tatbereitschaft, von philosophischer Spekulation und politischem Einsatzwillen ist es, die uns heute unmittelbar berührt und uns einen neuen Zugang zu seiner Philosophie eröffnet. Dieser Gesichtspunkt war für die vorliegende Auswahl aus Fichtes Werken maßgebend. Mit höchster Spannung erleben wir Fichtes Ringen um das Problem der menschlichen Freiheit, das im Mittelpunkt seines gesamten Denkens steht, und erkennen sein Schaffen als Symbol des ewigen Kampfes unserer Geschichte.

Die Sammlung wird fortgesetzt

Alphabetisches Register

	Band
Aischylos, Die Tragödien und Fragmente	152
Alexander der Große (Droysen)	87
Antike, Wörterbuch der	96
Aphorismen, Briefe, Schriften (Lichtenberg)	154
Aphorismen zur Lebensweisheit (Schopenhauer)	16
Aristoteles, Hauptwerke	129
Arndt, Volk und Staat	117
v. Aster, Geschichte der Philosophie	108
Augustinus, Bekenntnisse und Gottesstaat	80
Bachofen, Mutterrecht und Urreligion	52
Bayle, Pierre (Feuerbach)	31
Büchner, Kraft und Stoff	102
Bücken, Die Musik der Nationen	131
Bühler, Die Kultur des Mittelalters	79
Bülow, Volkswirtschaftslehre	81
— Wörterbuch der Wirtschaft	114
Burckhardt, Der Cicerone	134
— Die Kultur der Renaissance	53
— Erinnerungen aus Rubens	57
— Griechische Kulturgeschichte	58/60
— Kulturgeschichtliche Vorträge	56
— Weltgeschichtliche Betrachtungen	55
— Zeit Konstantins des Großen	54
Capelle, Die Germanen der Völkerwanderung	147
— Die Vorsokratiker	119
— Marc Aurel	4
Carlyle, Heldentum und Macht	123
Carus, Goethe	97
— Psyche	98
Claudius, Gläubiges Herz	142
Clausewitz, Geist und Tat	167
Comte, Die Soziologie	107
Darwin, Die Abstammung des Menschen	28
De Sanctis, Geschichte der italienischen Literatur	156/57
Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten (Forsthoff)	113
— im 19. Jahrh. (Treitschke)	115/116
— von 1870 bis zur Gegenwart (Wirth)	50
Deutsche Kämpfe (Treitschke)	137
Deutsches Soldatentum (Ullrich)	164
Die Dichter unserer Zeit (Fr. Lennartz)	151
Dichtung, Die deutsche (Heinemann/Schultz)	10
Droysen, Geschichte Alexanders des Großen	87
— Aischylos, Tragödien und Fragmente	152
Eberhardt, Militärisches Wörterbuch	141
Epiktet, Handbüchlein der Moral	2
Epikurs Philosophie der Lebensfreude	11
Erich-Beitl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde	127/128
Ewiges Deutschland (Brüder Grimm)	139
Faust (Goethe)	12
Feuerbach, Pierre Bayle	31
— Die Unsterblichkeitsfrage	26
— Das Wesen der Religion	27
Fichte, Reden an die deutsche Nation	35
Forsthoff, Deutsche Geschichte seit 1918 in Dokumenten	113
Francé, Bios	51
— Die Waage des Lebens	68
Germanen der Völkerwanderung (Capelle)	147
Geschichte der Philosophie (Aster)	108
Gnosis (Leisegang)	32

	Band
Goethe, Faust I/II u. Urfaust	12
— Schriften über die Natur	62
— Tagebuch der ital. Reise	45
— Von C. G. Carus . . .	97
— Das Leben Goethes von Herman Grimm . . .	162
Gracians Handorakel . .	8
Griechische Tragödie (Lesky)	143
Grimm, Brüder, Ewiges Deutschland	139
Grimm, Herman, Das Leben Goethes	162
Haeckel, Die Lebenswunder	22
— Die Welträtsel	1
Handbüchlein der Moral (Epiktet)	2
Handorakel (Gracian) . .	8
Hartmann, E.v., Gedanken über Staat, Politik, Sozialismus	29
Hebbel, Der Mensch und die Mächte (Die Tagebücher)	144
Hegel, Volk, Staat, Geschichte	39
Hehlmann, Pädagogisches Wörterbuch	94
Heinemann, Die deutsche Dichtung (neu bearbeitet von Schultz) . . .	10
— Lebensweisheit der Griechen	23
Hellenistische Dichtung (Körte)	47
Herder, Mensch und Geschichte	136
Horaz, Die Gedichte . . .	148
Jahn, Wörterbuch d. Kunst	165
Jean Paul, Weltgedanken und Gedankenwelt . .	153
Kant, Die drei Kritiken .	104
Kant-Laplacesche Theorie	46
Kierkegaard, Religion d. Tat	63
Kornemann, Römische Geschichte	
Band I, Die Zeit der Republik	132
Band II, Die Kaiserzeit	133
Körte, Die hellenistische Dichtung	47
Kunst, Wörterbuch der .	165
Lagarde, Schriften für Deutschland	110
Lamer, Wörterbuch der Antike	96
Le Bon, Psychologie der Massen	99
Leibniz, Die Hauptwerke .	112
Leisegang, Die Gnosis . .	32
Lennartz, Die Dichter unserer Zeit	151
Lesky, Die griechische Tragödie	143
Lessing, Heldentum der Vernunft	172
Lichtenberg, Aphorismen, Briefe, Schriften . . .	154
Liedsang aus deutscher Frühe (Fischer)	158
List, Um deutsche Wirklichkeit	149
Luther im Gespräch . . .	160
Luther, Unterm Kreuz . .	95
Mahrholz, Literargeschichte	88
Marc Aurel, Selbstbetrachtungen	4
Militärisches Wörterbuch (Eberhardt)	141
Montaigne, Die Essais und das Reisetagebuch . .	101
Müller, Adam, Vom Geiste der Gemeinschaft . . .	86
Musik der Nationen (Bücken)	131
Nachfolge Christi (Thomas von Kempen)	126
Naturgeschichte des deutschen Volkes (Riehl) .	122
Neues Testament. (W. Michaelis) . .	120/121
Nibelungenlied	36
Nietzsche, Briefe	100
— Ecce Homo . . in Bd.	77
— Fall Wagner . . in Bd.	77
— Fröhliche Wissenschaft	74
— Geburt der Tragödie. Der griechische Staat	70
— Gedichte . . . in Bd.	77
— Genealogie der Moral . . . . . in Bd.	76
— Götzendämmerung. Der Antichrist	77

	Band
Nietzsche, Der griechische Staat . . . . . in Bd.	70
— Homer und die klassische Philologie . in Bd.	70
— Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral	76
— Menschliches, Allzumenschliches . .	72
— Morgenröte	73
— Nachlaß (Unschuld des Werdens) . . .	82/83
— Nietzsche contra Wagner . . . . . in Bd.	77
— Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben . . . . . in Bd.	71
— Wir Philologen, in Bd.	71
— Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen . . . . in Bd.	70
— Schopenhauer als Erzieher . . . . . in Bd.	71
— Schwert des Geistes	169
— Die Unschuld des Werdens (Der Nachlaß)	82/83
— Unzeitgemäße Betrachtungen (Strauß, Historie, Schopenhauer, Wagner)	71
— Richard Wagner in Bayreuth . . . . in Bd.	71
— Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne . . . . in Bd.	71
— Der Wille zur Macht	78
— Wissenschaft und Weisheit im Kampfe . in Bd.	70
Worte für werdende Menschen . . .	50
Also sprach Zarathustra	75
— Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten . . . . . in Bd.	71
Pädagogisches Wörterbuch (Hehlmann)	94
Paul, Jean, Weltgedanken und Gedankenwelt . .	153
Pestalozzi, Grundlehren über Mensch und Erziehung	49
Philosophie, Geschichte der (Aster)	108
Philosophisches Wörterbuch (Schmidt)	13
Platon, Hauptwerke . . .	69
— Der Staat	111
Plutarch, Griechische Heldenleben	66
— Römische Heldenleben	67
— Helden und Schicksale .	124
Protestantismus im Wandel der neueren Zeit .	180
Psyche (Carus)	98
— (Rohde)	61
Psychologie der Massen (Le Bon)	99
Ranke, Geschichte und Politik	146
Ratzel. Erdenmacht und Völkerschicksal.	155
Riehl, Die Naturgeschichte des deutschen Volkes .	122
Rohde, Psyche	61
Römische Geschichte (Kornemann) Bd. 1: Die Zeit der Republik . . . . . Bd. 2: Die Kaiserzeit .	132 133
Rousseau, Die Krisis der Kultur	85
Sallust, Das Jahrhundert d. Revolution	161
Sanctis, De, Geschichte der italienischen Literatur	156/57
Schelling, Sein Weltbild aus den Schriften . .	44
Schleiermacher, Über die Religion	34
Schmidt, Philosophisches Wörterbuch	13
Schopenhauer, Aphorismen zur Lebensweisheit . .	16
— Persönlichkeit und Werk	48
Seneca, Vom glückseligen Leben	5
Smiles, Der Charakter . .	7
Smith, Natur und Ursachen des Volkswohlstandes .	103
Soldatentum, Deutsches. .	164
Sozialismus, Wegbereiter des deutschen	166
Spencer, Die Erziehung .	9
Spinoza, Die Ethik . . .	24
Stein, Heinrich von, Idee und Welt	159
Strauß, Der alte und der neue Glaube	25

	Band
Strauß, Voltaire	33
Sueton, Cäsarenleben	130
Thomas von Aquino, Summe der Theologie	105/106/109
Thomas von Kempen, Die Nachfolge Christi	126
Thukydides, Der große Krieg	150
Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh.	115/116
— Deutsche Kämpfe	137
Volkskunde, Wörterbuch der deutschen (Erich-Beitl)	127/128
Volkswirtschaftslehre (Bülow)	81
Voltaire, Für Wahrheit u. Menschlichkeit	40
— Von D. F. Strauß	33
Vorsokratiker, Die	119
Wagner, Die Hauptschriften	145
Wegbereiter des deutschen Sozialismus (Thier)	166
Weinhold, Altnordisches Leben	135
Wirth, Deutsche Geschichte von 1870 bis zur Gegenwart	50
Wirtschaft, Wörterbuch der (Bülow)	114
Wörterbuch der Antike (Lamer)	96
Wörterbuch der Kunst (Jahn)	165
Wörterbuch, Militärisches (Eberhardt)	141
Wörterbuch, Pädagogisches (Hehlmann)	94
Wörterbuch, Philosophisches (Schmidt)	13
Wörterbuch der deutschen Volkskunde (Erich-Beitl)	127/128
Wörterbuch der Wirtschaft (Bülow)	114
Wundt, Die Nationen und ihre Philosophie	18

Satz der Offizin Haag-Drugulin in Leipzig

Druck von Dr. Karl Höhn in Ulm a. D.

⟨6/41⟩

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Biblioteka Główna UMK
300052736958

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA
Q 2816/173
W TORUNIU

Biblioteka Główna UMK
300052736958